



Alfred Meissner.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XIII. Band. — Mai 1880. — 58. Heft.

(Mit einem Portrait in Abbildung Alfred Meißner.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Alfred Meißner.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

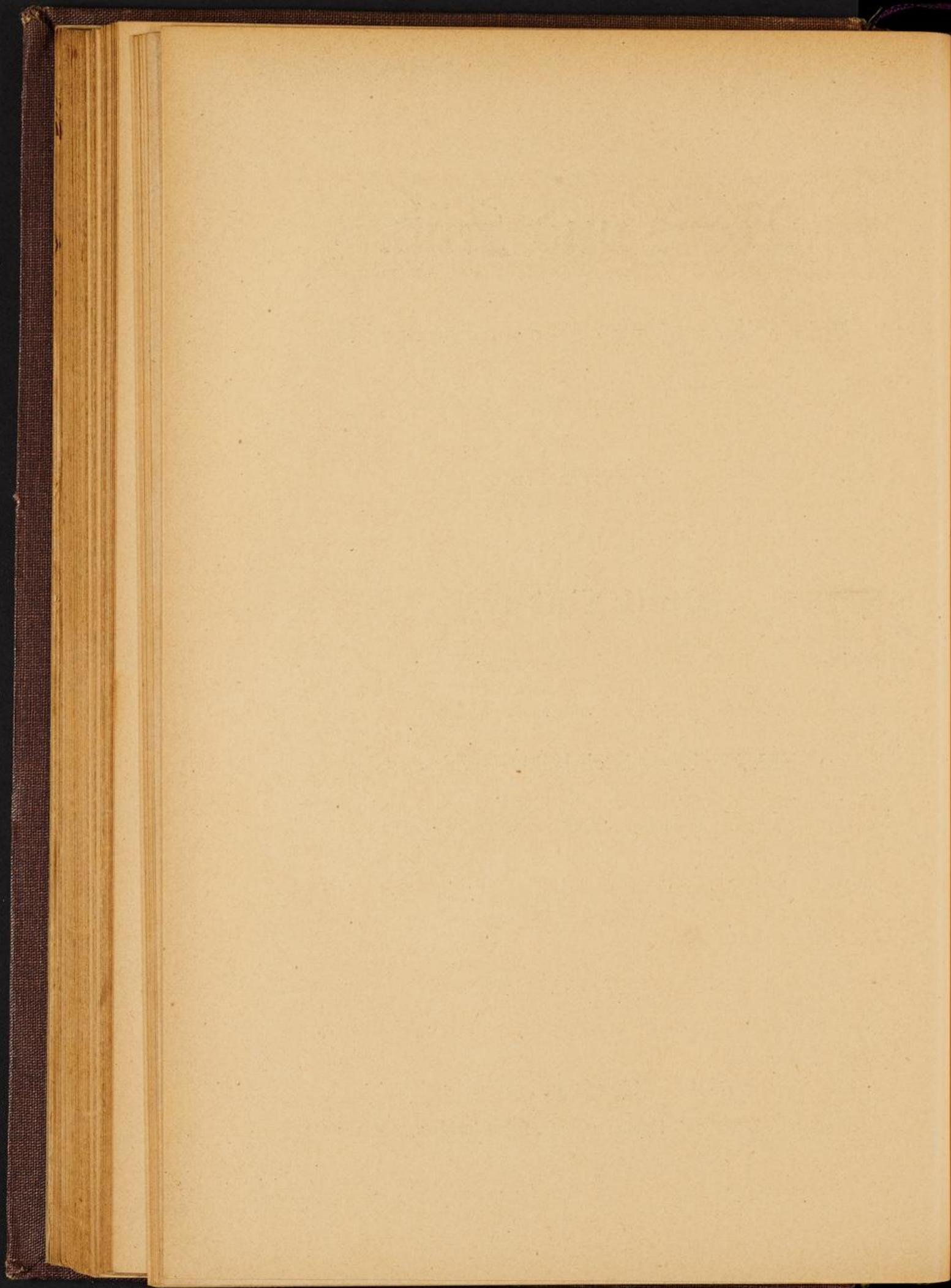
XIII. Band. — Mai 1880. — 38. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Alfred Meißner.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





T o n i.

Novelle

von

Alfred Meißner.

— Bregenz. —

(Schluß.)

Als der nächste Morgen dämmerte, saß ich im Wagen und fuhr der Station entgegen. Lange blieb mein Blick den Bergen zugekehrt, die in immer blässerem Umrisse zurückwichen; mein Gefühl war wie ein langsames, wollüstig schauriges Verbluten.

Zu Hause angekommen, hatte ich meine jetzige Ankunft, aber auch meine demnächstige Abreise zu erklären. Ist einmal eine Heimlichkeit vorhanden, wird eine ganze Reihe von Empfindungen, oder, besser gesagt, Nothlügen nöthig; welches Auswands von Scharfsinn bedurfte es in meiner Lage und wie wenig fruchtete er! Ich suchte die „Helfer in der Noth“ auf, ich wurde von ihnen nicht abgewiesen, aber sie halfen auch nur zögernd, und nach mancherlei eingeholten Erkundigungen, darüber verging Tag um Tag. Es konnte nicht anders sein, als daß meine Unruhe und Verstimmung sichtbar wurde.

Eines Nachmittags saß ich still im Gärtchen, auf der Bank zunächst dem Hause. Das Fenster im Hochparterre war offen, ich hörte meine Mutter mit halblauter Stimme sagen:

„So sieh ihn doch nur an. Er geht herum wie im Traum, immer für sich allein, und hat an nichts, was sonst junge Leute seines Alters thun und treiben, eine rechte Freude. Was er zu thun hat, thut er, dann sitzt er wieder da, senkt den Kopf, blickt ins Buch, aber seine Gedanken sind anderswo . . .“

Ich mußte gleich, daß von mir die Rede sei.

„Wenn ich nur wüßte, welche Unruhe ihn herumjagt“, fuhr die Mutter fort. „Ohne eigentlichen Grund ist er plötzlich zurückgekommen, spricht aber

schon wieder vom Abreisen. Bis Mitternacht höre ich ihn auf seinem Zimmer herumgehen“.

„Wenn nur“, erwiderte ebenso halblaut eine Stimme, die ich als die einer Freundin meiner Mutter erkannte, „nicht eine Liebschaft dahinter steckt. „Du mußt hinter die Sache zu kommen suchen. Dergleichen hat oft Folgen fürs ganze Leben“.

„Ich glaube nicht, daß es das ist“, erwiderte meine Mutter. „In wen sollte er sich verliebt haben?“

„Ja, in wen! Das mußt Du eben herauszubekommen suchen“.

„Eine Person, die hier lebte? Eine Person, wegen der er so unerwartet schnell zurückgekommen? Ich denke nach, aber ich finde Niemand“.

Wieder ward es still zwischen den beiden Frauen. Sie waren offenbar wieder bei ihrer Arbeit.

Zum ersten Mal dachte ich klarer über eine Seite im Charakter meiner Mutter nach. Sie war so still, es war ihr in allen Dingen ein eigenthümlicher leiser Tritt eigen. Sie war die verkörperte Umsicht, und ohne viel davon zu reden, hatte sie ihre Augen überall. Jedes zu Boden gefallene Blatt hob sie auf und sah es an, ehe sie es wegwarf. Die Erste auf den Füßen und die Letzte zu Bett, war sie immer beschäftigt, alles an seine richtige Stelle zu bringen. Ehe sie schlafen ging, war sie gewohnt, mit geräuschlosen Schritten das ganze Haus zu durchwandern, um bei jedem Fenster, jeder Thüre nachzusehen, ob sie gehörig geschlossen. Sie hörte alles, sah alles, nicht nur jedes Spinnennetz in einer Ecke, auch jedes Thun und Unterlassen bei den Hausgenossen. Nie wurde sie durch ein Ereigniß überrascht, sie hatte immer alles vorausgesehen. Dabei war sie jeder Gewaltthätigkeit abhold und ich hatte sie mehrmals sagen hören, daß man mit kleinen Mitteln, rechtzeitig angewendet, den meisten Uebeln vorbeuge, und fast alles erreiche. So war sie recht eigentlich eine Homöopathin, auch im Thun und Lassen. Was sie erfahren wollte, verstand sie auf die unverfänglichste Art aus Jedem herauszubekommen. Sie stellte so gern Fragen an Leute, die ihr der Zufall entgegenführte, ohne sich dabei selbst zu nennen, man hätte sie Frau Incognito tituliren dürfen. Alle diese Eigenschaften hätten ihr den Charakter eines weiblichen Diplomaten ausdrücken müssen, wenn ihr sonstiges Benehmen nicht jeden Gedanken an Arglist verscheucht hätten. Wohlwollen bildete den Grundzug ihres Charakters.

Das alles über sah ich im Geiste, es forderte mich zu doppelter Vorsicht auf.

„Wenn ich nicht recht still verreise“, sagte ich zu mir, „entdeckt sie alles. Ihre Augen sehen so klar, ihr Herz ist so wachsam —“

Ich hörte jetzt meine Mutter tief aufseufzen und wieder hob sie an:

„Deine Rede giebt mir zu denken. Ein Mutterherz kommt nie aus den Sorgen heraus. Ernstlich verliebt meinst Du? Sprich, hast Du eine Vermuthung?“

„Ich, keine“.

„Aber das läßt sich oft nicht so toll träumen, wie es hergeht. Er ist in das Alter getreten, wo die Gefahren für junge Leute beginnen. Auch mein Sohn giebt mir Sorgen genug. Ich weiß, daß er Bälle besucht, wo zweideutige Frauenzimmer hinkommen. Ein Brief hat es mir verrathen“.

„Du hast ihn eröffnet?“

„Nein, — gefunden. In der Schublade. Doch — besser flüchtige Verirrungen, als eine Liebshaft, die von beiden Seiten ernst genommen wird. O, das sind gefährliche Jahre! Gefährliche Jahre!“

„Ich glaube auf Armin bauen zu können“, nahm meine Mutter die Unterredung nach einer Weile wieder auf. „Er ist nur gar zu ungesellig, weicht nur zu sehr allen Vergnügungen aus. Ich halte alles für jugendliche Unzufriedenheit, für Ehrgeiz, Weltschmerz. Wenn der Mensch meint, daß die Welt nicht so ist, wie er sie träumt, beginnt für ihn eine Epoche der Niedergeschlagenheit“.

„Da hilft nichts, als Ortswechsel, Zerstreung“, meinte die Freundin. „Schick ihn nur wieder fort, er soll sich noch eine Weile herumtummeln“.

Meine Mutter billigte das; es kam meinen Wünschen entgegen. Es war auch Hoffnung da, daß ich binnen vierundzwanzig Stunden die gesuchte Summe beisammen habe werde.

Wirklich ging jetzt Alles nach Wunsch. Als ich wieder im Wagen saß, war mir wie einem Gefangenen, von dem die Ketten abfallen. Freude, Jubel, die feurigste Ungeduld, die Geliebte wiederzusehen, erfüllte meine Seele.

Drei Tage später stieg ich freudeklopfenden Herzens die Anhöhe vor Kranberg hinan, trat leisen Schrittes über die wohlbekannte Schwelle, hörte, nachdem ich geklopft, das melodische „Herein“ einer wohlbekanntem Stimme und — stand vor Toni. Sie saß allein, mit einigen Wäschestücken beschäftigt, vor ihrem Arbeitstischlein. Als sie mich sah, entfärbte sie sich, griff an die Stirn und sank, ohne ein Wort zu reden, auf die Stuhllehne zurück. Ich flog auf sie zu, erzählte in fliegender Eile von meiner Sehnsucht, sie wiederzusehen. Ob sie meiner inzwischen gedacht, brauchte ich nicht zu fragen — ihre Mienen sagten es genugsam.

Da schloß ich sie in die Arme.

Ihre erste Frage war, wie lange ich bleibe?

„So lange es Dir recht ist!“ war meine Antwort.

Da war es plötzlich, als besiele sie eine seltsame Angst.

„Gehe lieber wieder“, rief sie. „Gehe! Wohin soll das führen, daß wir uns lieben? Du, der Sohn einer reichen vornehmen Frau, ich, armer Leute Kind? . . . Nun weißt Du auch, warum ich Dir nicht geschrieben habe. . .“

Ich war durch solchen Empfang verletzt, gedemüthigt, beleidigt. Stumm saßen wir einander gegenüber.

Gleich darauf trat die Mutter ein.

Sie äußerte geringe Freude, mich wiederzusehen, reichte mir keine Hand, war ernst und schroff und machte sich mit einem Handkorb, der in der Ecke stand, zu thun. Nun kam sie vor und fing von ihrer Schuld zu sprechen an.

„Heute, sehen Sie“, hob sie an, „stehen die Sachen anders! Ich hab' mich aus meiner Unthätigkeit aufgerafft und das gethan, was ich längst hätte thun sollen. Was sollen wir zwei Frauenzimmer hier in Kranberg? Ich habe einen Käufer für mein Haus. Ein Brief an Ihre Frau Tante liegt schon fertig geschrieben — ehe vier Wochen umgehen, hoffe ich ihr meine ganze Schuld auf Kreuzer und Pfennig abzutragen“.

„Der Brief ist unnütz!“ rief ich. „Und verkaufen Sie auch nicht Ihr Haus! Da es so steht, sage ich Ihnen: Ihre ganze Schuld ist so gut wie getilgt. Dieser Tage bringe ich Ihnen die Quittungen!“

„Das ginge doch sonderbar zu!“ höhnte die Wittve. „Wie kämen Sie, ein ganz junger Mensch, dazu, über so viel Geld zu verfügen?“

„Sei's so, oder so!“ antwortete ich, „es ist: Ihr Haus wird schuldenfrei“.

„Dann wäre ich Ihre Schuldnerin“, entgegnete sie. „Um so eher müßte ich zahlen! Oder sollte ich von Jemandem, der selbst noch kein Vermögen besitzt, etwas annehmen? Ich fürchte, Sie haben mit dem gezahlt, was Ihnen nicht gehört! Die Summe, die uns so oft schlaflose Nächte gemacht, ist doch nicht ein bloßes Taschengeld! Und wie kämen gerade Sie dazu, das alles für uns zu thun?“

„Da Sie es wissen wollen“, antwortete ich, ohne die Tragweite meiner Rede zu bedenken, „so sage ich Ihnen, indem ich Ihnen helfe, will ich eine Schuld abtragen, die ich schwer auf mir lasten fühle. Hören Sie ein Geständniß, das mich lange schon drückt, und wenn ich es abgelegt habe, verzeihen Sie mir, als einem unwissend Schuldigen! Der Knabe, der den Maurer Erhardt, Ihren Mann, in Verdacht und Unglück gebracht — ich bin es!“

„Das sind Sie gewesen?“ fragte die Frau, mich mit finstern Augen ansehend. „Sehen Sie, ich hab's geahnt. Darüber könnte man abergläubisch werden!“

„Ich bin es!“ wiederholte ich.

„Dann sehe ich wohl“, fuhr sie mit finstern Blicken fort, „daß wir beide — Toni und ich — doppelt rasch von Ihnen loskommen müssen. Sehen Sie denn nicht, daß es vorausbestimmt ist, daß Sie immer wieder ein Unglück über uns heraufführen? Ich weiß, was ich thue, indem ich mich vor Ihnen zurückziehe und Toni befehle, ein Gleiches zu thun . . .“

„Das ist zu viel!“ rief ich. „Ich habe Ihnen nie schaden wollen und stehe da, Ihnen zu helfen . . .“

Indem ich es sagte, streifte mein Blick über Toni, die wortlos und todtenbleich darsaß.

„Ja, Sie wollen uns helfen!“ rief Frau Erhardt mit wildem Hohne. „Ich weise alles zurück, was von Ihnen kommt. Was? Sie gehen mit

dem Gedanken um, mein Kind unglücklich zu machen, und ich soll ruhig sein? Wofür halten Sie mich?"

Ich mußte mich sammeln.

Da fiel ihr Blick auf die stehend emporgewandten Augen Toni's und der zornige Ton ihrer Rede versagte, der Ausdruck ihres Gesichts veränderte sich.

"Sehen Sie", hob sie nach einer Pause an, „ich habe nichts als mein Kind da. An meinem Sohn erlebe ich wenig Freude. Wir haben nur das, daß wir vor Niemand in der Welt die Augen niederzuschlagen brauchen. Seien Sie auch brav, indem Sie von uns als von braven Leuten denken“.

Ich habe nichts als das Kind da! hatte sie gesagt. Wie viel lag in diesem einfachen, schlichten Worte. Mein Herz wandte sich zur Nührung, ich rief mit erhobener Hand: „Könnten Sie mir in's Herz sehen, wie gut ich es mit Ihnen meine!“

„So?“ antwortete Frau Erhardt. „Nun dann ziehen Sie fort — heute noch und kommen Sie nie wieder!“

„Sie fordern“, erwiderte ich, „was mir von allen Dingen in der ganzen Welt am schwersten fällt!“

„Sie lieben die Toni“, fuhr sie fort. „Sie hat Sie auch lieb, gäbe ihr Herz für Sie hin, ich weiß es, sie hat es mir gestanden, sie sagt mir alles. Aber dabei kann sie nur unglücklich werden. Und darum bitte ich Sie zu gehen und nicht wieder zu kommen!“

Ich war aufgestanden und stand, den Ausbruch meiner Thränen mühsam bemeisternd, eine ganze Weile da.

„Ach“, rief ich mit einem schweren Seufzer, „ich kam mit Jubel hier an, und gehe unglücklich von dannen“.

* * *

Ich ging. Die Zurückweisung meiner Gabe, die ich mit freudigem Herzen hatte darbringen wollen — womöglich, ohne daß Mutter oder Tochter etwas davon erführe — schmerzte mich tief, die bösen Worte der Mutter hasteten wie Pfeile in meiner Brust.

„Sie sind unglücklich“, sagte ich zu mir, „weil sie ihr Haus und Heim verlassen sollen. Und doch wollen sie es eher verlassen, als Hilfe von mir anzunehmen! Wie grausam gegen sich selbst und gegen mich! Was kann ich thun, der Mutter ihren Argwohn zu benehmen und sie von der Redlichkeit meiner Absichten zu überzeugen? Wohin werden sie ziehen? O Hohn des Schicksals, das ein schönes, liebwerthes Geschöpf in der Dürftigkeit und Verschollenheit einer Hütte aufwachsen ließ und es nun allem Ungefähr überliefert! Soll ich meiner Mutter alles erzählen, alles beichten? Da die beiden nun einmal fortziehen, könnten sie zu uns in die Stadt kommen. O, daß Frau Erhardt nichts annehmen will! In ein paar Jahren könnte Toni es an Bildung mit jedem Fräulein aufnehmen, an Reiz und Schönheit über-

ragt sie sie alle. Ob meine Mutter ihre Einwilligung gäbe, wenn ich ihr gestände, daß ich ohne Toni nicht leben mag?"

So grübelte ich fort und fort. Bald sah ich Toni in der Stadt, als meine erklärte Braut, bald stellte ich mir alles vor, was uns trennte: Ungleichheit der Geburt und Bildung, Vorurtheil der Eltern beiderseits. Ich kam zu keiner Klarheit. Ein Widerhaken saß in meiner Brust und ich hatte eine dämonische Lust, die schwärende Wunde immer wieder aufzureißen, indem ich mir einerseits alle Holdseligkeit Toni's vor die Augen zauberte, andererseits mir alles erzählte, was uns entgegenstand. Bald überfiel mich ein Gefühl der Leere, das verzehrender war, als physischer Schmerz.

Nur heimlich und auf kurze Minuten konnte ich fortan Toni sprechen; wir trafen uns ein paar Vormittage auf eine kurze Weile bei einer Quelle unter den Bäumen. Toni war ganz Vertrauen, ganz Liebe und ich war seelig.

„Wie rauh ist die Mutter!“ klagte ich der Geliebten mein Leid. „Sie hat mich wie einen Fremden behandelt, ja wie einen Feind. Was kann ich dafür, daß mein Onkel gegen Deinen Vater ungerecht war und meine Tante jetzt hart gegen Euch ist?“

„Du mußt ihr verzeihen“, sagte Toni. „Das Leben hat sie verbittert. Sie hat wenig Freude gehabt und wenig Gutes von den Menschen erfahren. Du siehst, wie einsam sie lebt, daß sie mit Niemand umgehen mag. Selbst ein gutes Wort zu geben, fällt ihr schwer. Sie mißtraut Allen, überall ahnt sie Arges und sieht eine Gefahr.“

„Wohin wird sie ziehen, wenn sie Kranberg verläßt?“ fragte ich weiter, denn daran war mir vor allem gelegen.

„Ach, sie weiß es selbst noch nicht. Vermuthlich nach Pilsen, wo der Bruder lebt.“

Ich erfuhr dabei gelegentlich die Geschichte dieses Bruders. Er mußte nach Toni's Erzählung ein bildhübscher Mensch und voll Anlagen sein. Doch konnte ich nicht umhin, anzunehmen, daß er eitel, hochmützig und voll Selbstsucht sei. Er war bei einem Meister eingetreten und hatte sich in die reiche Meisters-tochter verliebt. Sie liebte ihn wieder, er faßte die ausschweifendsten Hoffnungen. Plötzlich wird er aus seinen Himmeln geworfen. Das Mädchen nahm einen reichen Fabrikantensohn, der junge Mensch, grausam betrogen, verfiel in grenzenlose Melancholie. Seitdem thut er nicht mehr gut, wurde unstät, unordentlich, heftig, vermuthlich liederlich. Seine Unzufriedenheit war krankhaft. Die Mutter mußte täglich einer gewaltsamen Handlung, oder irgend eines wilden Streiches von seiner Seite gewärtig sein.

Nachdenklich hörte ich zu und fragte, wo er jetzt arbeite?

„In einer großen Fabrik in Pilsen, wo sie die eisernen Geldkassen verfertigen“, war die Antwort.

„Ein traurig Geschäft für einen Habenicht's, der die Reichen beneidet und alles Glück im Reichthum sieht!“ dachte ich still, und es regte sich in mir der Wunsch, den jungen Menschen kennen zu lernen.

„Wenn es mir gelänge“, dachte ich, „ihn aus seinem Selbstzerfall herauszureißen, ihn zu heilen, ihn den Seinigen wiederzugeben! Er ist ihr Bruder — wie gerne wär' ich sein Freund. Ein wohlgesinnter Mensch vermag viel“

Ich hegte den aufrichtigen Wunsch ihn kennen zu lernen.

Indeß waren meine Stunden an der Quelle, unter den schattigen Bäumen gezählt. Eines Tages fand ich in der Höhlung des Baumes, unter dem wir zu sitzen pflegten, einen Zettel, der mir meldete, die Mutter sei unseren Zusammenkünften auf die Spur gekommen, Toni habe versprechen müssen, mich nicht mehr zu sprechen.

Mein Glück war zu Ende, mein Schmerz unaussprechlich.

Aber so leicht gab ich meine Geliebte nicht auf.

„Sie fürchtet die Mutter!“ sagte ich mir. „Nur allein sie sprechen, und ich flöße ihr wieder Vertrauen ein! Meine ich's denn nicht gut mit ihr?“

Zum mindesten mußte ich in ihrer Nähe sein. Abends ging ich hinaus und schlich langsam ans Haus heran. Es dunkelte, ringsum lagen die Gehöfte, durch Wiesen und Gärten getrennt, im tiefsten Schweigen. Niemand kam des Weges. Nur die Grillen zirpten im Grase. Vom Himmel blickten die klaren Sterne hernieder.

Ich sah durchs Fenster. Mutter und Tochter saßen beieinander, sie hatten eine Lampe vor sich, sie nähten. Die Stirn war auf die Arbeit gesenkt, die Hand zog den Faden. Dann und wann fiel ein Wort zwischen beiden, wie es schien ein trauriges Wort. Auf den Gesichtern war, wenn sie aufblickten, schmerzliche Ruhe zu lesen. „Sie fühlen sich unglücklich“, sagte ich, „weil sie nicht lange mehr hier in diesen Mauern sitzen sollen. Ich könnte ihnen helfen, und sie verschmähen meinen Beistand“. So stand ich lange da in der Hitze und der Unruhe meines jugendlichen Bluts. Droben im Dorfe schlug es Jahn, die Frauen erhoben sich und gingen ins Nebenzimmer, wo die Betten standen, alles ward finster. Noch blieb ich, aber ich kam mir wie ein Jäger im Busch, wie ein lauender Wolf, wie ein Verbrecher vor. Endlich, finster, Verdruß im Herzen, trat ich den Rückweg an.

„Mein“, sagte ich zu mir, „ich will kein Bösewicht sein. Ich will ihren Frieden achten, ihre Ruhe nicht stören. Ich will sie nicht verführen, gewiß nicht. Ob sie je meine Gattin werden könnte, in drei, vier Jahren? Ich will nicht darnach fragen, ich will meinen Gefühlen Schweigen gebieten, fortziehen, sie verlassen“.

Aber was war das? Ich liebte das Mädchen und hatte eigentlich für nichts anderes Sinn und Gefühl. Der Gedanke an Verführung erschien mir scheußlich, aber ich verkehrte doch weiter mit Gedanken, deren Gefährlichkeit ich kannte. Das Schlimme ist, daß der Mensch nicht früh genug umkehrt, daß er sich weiß macht, es gäbe in solchen Tagen, solchen Stimmungen, noch ein anderes Mittel, nicht auszugleiten, nicht zu stürzen, als rasche Umkehr. Er kehrt nicht um, geht Schritt um Schritt weiter und — ist verloren.

Nachts heimgekehrt, gegen Mitternacht, schritt ich leise wie ein Dieb, die finstere Treppe hinauf. Ich gelangte auf den ersten Flur, Fidels Thür war offen, ein Lichtschimmer strömte heraus. Ich schlich näher. Mein Blick tauchte in ein tiefes dämmriges Gemach, dessen Boden ein Teppich bedeckte. Wirklich, Fidele war noch auf. Zwei Lichter brannten auf dem Toilettentisch, vor dem Spiegel saß Fidele und kämmte ihr Haar. Ich sah im Spiegel die offene, von den rothblonden Locken umspielte Brust. Von den vollen Schultern war das Nachtgewand herunter geglitten.

In tiefer Selbstvergessenheit, lässig, träumend, saß sie da. Doch wußte sie wirklich nicht, daß die Thür offen geblieben? . . . Ah! mein Blut schoß mir in die Wangen. Wenn es kein Zufall wäre, daß die Thür offen geblieben? Nun etwas — halb ein Gähnen, halb ein Seufzer — vielleicht eine Aufforderung, sie anzusprechen — sie zu überraschen —

„Fort, fort!“ rief ich, wie der Knabe, der eine Nixe gesehen, aber schwer, schwer ward mir der Weg ins Dachkämmerchen hinauf.

Endlich hörte ich, wie unten Fidels Thür sich schloß.

Ich war auf meinem Zimmer und machte Licht. Ein elegantes Brieflein lag auf meinem Tische, ich öffnete es, es war von der Gräfin, ich las die Anfangsworte:

„Warum lassen Sie sich seit Ihrer Rückkehr gar nicht mehr sehen, mein junger Freund?“

Ich warf den Brief über den Tisch.

„Sonderbar!“ dachte ich bei mir. „Die Liebe kommt mir zugleich von drei Seiten entgegen. Von der blasirten Welt dame, von der leichtfertigen Nixe. Von ihr! Immer die drei Wege vor mir! die drei Wege! Ich habe gewählt. Dir bleibe ich treu, die Du Dich vor mir zurück ziehst, liebliches Dorfkind. Dir bin ich treu, treu, treu!“

* * *

Als Tag um Tag vergangen war, ohne daß ich Toni wiedergesehen, ging ich eines Nachmittags nach Kranberg. Ich streifte lange unsicher da und dort umher und suchte endlich einen Jungen auf, der in einem kleinen Kramladen zu sitzen pflegte. Ich kannte ihn, hatte ihm bereits mehrmals Erzstufen, Bergkrystall, Frauenglas abgekauft. Dieser kleine Mineraloge sollte mir ein Briefchen an Toni bestellen.

„Recht gern“, war die Antwort. „Sie können sich darauf verlassen, daß ich den Brief richtig abgebe. Nur weiß ich nicht, wann sie zurückkommt“.

„Was!“ rief ich, „ist sie denn fort?“

„Ja“, erwiderte der Junge. „Gestern Abends war sie noch bei uns und hat gesagt, daß sie in aller Frühe fortgeht. Nach B. . . ., wo sie Verwandte hat. Jetzt wird sie schon dort sein“.

Er hatte ein etwa vier Meilen entferntes, im Flachland gelegenes Städtchen genannt.

Ich war wie aus den Wolken gefallen.

„Weißt Du vielleicht, wie die Verwandten heißen?“

„Den Namen weiß ich nicht“, war die Antwort des Knaben. „Nur, daß sie mit Holzschnitzereien handeln“.

Ich kehrte ohne Weiteres um, den Brief in der Tasche.

„Da haben wir es!“ dachte ich. „Die Mutter schiekt die Tochter fort, weil sie mich in der Nähe weiß. Und Toni fügt sich, ist an der Stadt vorübergegangen, ohne mich es wissen zu lassen, ohne es mir mit einer Zeile zu melden. Welcher Zufall, daß der Knabe davon wußte, und daß ich auf ihn verfallen bin. . . . Ich wußte nicht, wo ich sie zu suchen habe. Hier ist sie bewacht, ich konnte sie kaum sprechen, in B. . . . mache ich sie gleich ausfindig und habe den Einfluß der Mutter nicht zu besiegen. Fort!“

Schnell ordnete ich meinen Plan. Ich miethete mir für den nächsten Morgen einen Einspänner, den ich bereits mehrere Mal zur Fahrt nach Kranberg benützt. Ich pflegte ihn selbst zu kutschiren, ich wußte mit Pferden umzugehen, der Schmied, der ihn auslieh, traute mir unbedingt.

Ich war am anderen Morgen in meinem leichten, halboffenen Korbwägelchen noch nicht weit gekommen, als ich auf der Landstraße vor mir ein Mädchen schreiten sah, das ein kleines Bündel in der Hand trug. Sie war ländlich gekleidet und hatte einen breitrandigen Strohhut auf.

„Mein Gott“, dachte ich, „wenn ich nicht wußte, daß Toni schon fort ist, ich würde schwören, die einsame Pilgerin dort ist sie“.

Indeß beschleunigte die Wandernde ihre Schritte und senkte das tiefbeschattete Köpfchen. Ich trieb das Köpflein mit einem Peitschenhieb an und hatte bald die süßeste Gewißheit.

„Toni, Du bist es!“ rief ich, vor der Wallerin haltend, und war mit einem Sprung unten und bei ihr.

Toni sah blaß und verhärtet aus.

„Ich gehe auf einige Zeit zu Verwandten“, sagte sie in gedrücktem Tone. „Die Mutter kommt bald nach, vielleicht schon morgen. Sie verkauft das Haus. Ich sollte schon gestern gehen, es gab aber noch so viel zu thun“ —

„Und das alles sollte ich nicht erfahren!“ rief ich. „Und so allein schiekt Dich die Mutter in die Welt?“

„Mein Gott“, sagte Toni beleidigt. „Seh' ich denn wie eine Landstreicherin aus? Was kann mir geschehen? Mein Weg ist genau vorgezeichnet. Mittags kehre ich bei der Krugwirthin ein. Das ist eine gute Bekannte, sie läßt mich gewiß ein Stück fahren. Gehe ich aber auch zu Fuß weiter, so bin ich doch schon vor Sechß, ehe es dunkelt, bei unserer Base in Wenn ich dann morgen zu guter Zeit ausbreche, bin ich kurz vor der Essenszeit bei den Verwandten“.

„Das ist alles gut ausgerechnet“, meinte ich, „und doch solltest Du nicht so allein ausziehen“.

„Wir Landmädchen“, erwiderte Toni, „sind nicht wie die vornehmen Fräulein, die immer eine Gouvernante zur Seite haben müssen“.

„Jedenfalls steigst Du jetzt bei mir ein“, sagte ich. „Ich bringe Dich mit dem Pferde da schon um Elf zur Base, bei der Du sonst erst um sechs Uhr Abends wärst“.

„Dann könnte ich wohl gar noch heute an's Ziel kommen?“

„Allerdings“.

„Gut“, sagte sie und setzte vertrauensvoll den Fuß auf den Tritt. Es ist eigentlich gut, daß ich Dich so unerwartet treffe. Ich habe . . .“, setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „Dir noch so Vieles zu sagen — und — wir sprechen uns ja heut das letzte Mal!“

„Toni, wo denkst Du hin!“

„Ja doch, das letzte Mal. Denke doch, ich habe Dich nie mehr sehen sollen. Die Mutter —“

„Ja, die meint es so böß mit mir“.

„Du darfst ihr nicht grollen“, sagte das Mädchen. „Sie ist so unglücklich. Sie grübelt fortwährend. Denke Dich in sie hinein. Sie sieht in Dir noch immer den, durch den der Vater so unglücklich wurde — abergläubisch ist sie auch — doch ich sage: denk' Dich nur in sie hinein“.

„Toni“, rief ich, „wie soll ich für das dulden, was ich als Kind verschuldet?“

„Ich weiß, es ist thöricht. Du kannst nichts dafür. Aber dann noch Eines: mein Bruder wurde unglücklich, weil er ohne Verstand liebte — Eine, die hoch über ihm stand. Dadurch kam er ganz aus seiner Bahn heraus. Mir weissagt die Mutter ein gleiches Unglück, wenn ich nicht Dir entsage, Dich vergesse. Und ich sehe es ein, sie hat Recht, ich kann nur unglücklich werden, wenn ich so an Dir hänge, wie es seit der letzten Zeit der Fall war“. —

„Toni, böse, kleinmüthige Toni! Giebt Dir denn Deine Liebe gar kein Vertrauen? So höre mich doch nur an! Da Ihr nun einmal von Kranberg fort wollt, überrede Deine Mutter, nach Prag zu ziehen. Da sehen wir uns täglich. Du würdest Dich meiner Mutter nähern. Sie würde Dich lieb gewinnen — Niemand kann Dich kennen, ohne Dich zu lieben — glaub' mir, sie würde schließlich meinem Glücke nicht zuwider sein. Wären wir nicht das glücklichste Paar unter der Sonne?“

„Ein Paar, ja ein Paar. Gäbe es Deine Mutter zu, die reiche, vornehme Frau? Und ein Ehemann von zwanzig Jahren?“ —

„Mein Vater war nicht älter, als er in die Lebensbarke sprang, entschlossen, durch eigene Kraft sein Schicksal zu gestalten. Es gelang ihm, er kam an's Land. Was er konnte, das kann ich auch“.

„Täusche Dich nicht!“ erwiderte Toni. „Du bist zu weich, zu rücksichtsvoll. Du bist — ich habe es oft gedacht — für den Frohsinn und das Glück geboren — nicht für den Krieg mit den Deinnigen“.

Ich widersprach. Ich hätte gern behauptet, ich sei fest wie der Fels im Meere, und war doch nur das Fahrzeug auf den unruhigen Wogen. Diese Selbsterkenntniß drückte mich nieder und demüthigte mich, ich wehrte sie von mir ab und fühlte sie doch.

So gingen die Worte hin und her. Wir waren unglücklich, weil wir uns nicht angehören sollten und die Trennung bevorstand, glücklich, weil wir auf ein paar Stunden beisammen waren. Der sonnenhelle Tag, die ganze Natur schienen es darauf abgesehen zu haben, uns aus uns selbst herauszureißen. Ringsum ein reiches, schönes, fruchtbares Land, der Morgen sprengt seine Lichter über Wiesen und Felder, die Obstgärten winken mit ihren Früchten, die freundlichen Häuser fliegen vorbei. Das Kößlein greift lustig aus. Im Wagen sitzen zwei junge Leute, Hand ruht auf Hand, Schulter an Schulter, die Augen flammen in einander. Lustige Fußwanderer kommen der Kutsche entgegen, sie erkennen gleich ein Liebespaar, der Eine jauchzt und schwenkt den Hut, der andere wirft der schönen Unbekannten einen Kuß zu. Und weiter trabt das Kößlein. Sind, die so über Feld fliegen, nicht wie freigelassene Vögel, die wieder einmal ihre Schwingen versuchen? Sie sind glücklich, vogelleicht und frei, und denken nicht daran, daß die Wolke über ihrem Haupte den Geier verbirgt, der auf sie niederfahren soll.

Was uns Beide gequält, war vergessen, zurückgetreten, überwunden im berausenden Glücke des seligen Moments, des Beisammenseins.

Das kleine Bündel, das Toni bei sich trug, war locker geworden und hatte wiederholt gedroht, seinen Inhalt auszuschütten. Die Enden des Tuches waren bereits fester geknüpft worden.

„Mein Kofferchen da“, sagte ich, „ist mehr als halb leer. Da hinein thue die Sachen; Du verlierst sonst noch Etwas. Wir fahren — gottlob — noch ein paar Stunden“.

Toni hatte nichts dagegen.

Der Inhalt des Bündels bestand aus etwas Wäsche, einem Tuch, einem Säckchen und Häubchen, einzelnen Kleinigkeiten. Und auch die Mundharmonika, mit der ich sie gesehen, als sie mit den Eidechsen spielte, auch die hatte sie eingesteckt.

„Nicht wahr, das ist kindisch, die Harmonika mitzunehmen?“ sagte Toni. „Es ist ein Ding mehr für Knaben — ich hab sie vom Bruder — aber sie unterhielt mich oft bei meinen Ziegen — sie erinnert mich auch an den Morgen, an dem ich mit Dir das erste Mal gesprochen hab' . . .“

„Du hast sie oft an Deine süßen Lippen genommen“, sagte ich. „Wie sollte ich sie nicht mögen? Da oben auf dem Handkofferchen soll sie liegen, ganz weich in das seidene Tuch gebettet“.

Ich breitete ein blau, grau und roth gestreiftes Tüchlein aus und legte die Harmonika darauf.

Das Kofferchen wurde wieder geschlossen.

Mittag kam heran, der Trab des Pferdchens ermattete, wir kehrten in

einem einzeln gelegenen Wirthshause ein. Ein kleines kurzes Mahl wurde eingenommen, das Pferd getränkt und gefüttert, dann ging es weiter.

Nein, so hell hatte die Sonne noch nie geschienen, eine so lachende Gegend hatte ich noch nie geschaut, so hatte Beiden noch nie ein Mahl geschmeckt! O, der köstliche Tag! Wo finde ich Farben, ihn zu schildern? Und wer würde mich verstehen? Nur ein Herz, das Aehnliches erlebt.

Der süße Worttausch zweier vereinter Herzen wollte kein Ende finden. Mein entzückter Blick hing an dem zarten, holden Geschöpfe, das mir in seiner Anhänglichkeit neu geschenkt war. Jedes fragte, Jedes erzählte. Es war, als säßen alle Liebesgötter mit uns im Wagen.

Vorüber ging der köstliche Tag mit seinen Sonnenlichtern und Wolken-
schatten, seinen hin- und herfliegenden Blicken, seinen Seufzern und Freudes-
thränen. Die Sonne senkte sich zum Niedergange und eine rasch zunehmende
Verdunklung des Horizontes verkündete ein herannahendes Gewitter; es war
nichts Seltenes in diesem Jahre.

„Mein Gott“, sagte Toni, ich dächte, wir müßten längst schon in
B sein“.

„Herzliebchen“, erwiderte ich, „da sind wir schon um Zwei vorüber-
gekommen. Du hast es nicht bemerkt, als wir um die Stadtmauer fuhren?
Wir kommen jetzt nach und von da hast Du gar nicht mehr weit“.

„Das war nicht Recht von Dir, mich so anzuführen!“ sagte Toni
ernsthaft zornig. „Es war ausgemacht, daß ich bei der Base über Nacht
bleiben soll. Wie kann ich der Mutter sagen, daß ich es nicht gethan, daß
ich es nicht so gehalten habe, wie sie gewollt?“

„Und wir hätten uns um Zwei schon trennen sollen? Nein, ich konnte
Dir da noch nicht Lebewohl sagen“.

Einzelne Windstöße hatten längst schon das Signal zu einem wilden
Tumulte gegeben. Nun stieg eine compacte schwarze Wolkenschicht hinter
uns auf, von Zeit zu Zeit flammte es in ihr auf, dumpfe Donner ließen
sich vernehmen. Plötzlich brach ein Regen mit unwiderstehlicher Gewalt
herein. Wie der Pansschrecken, der den arkadischen Schäfer in die Flucht
sprengt, überfiel er alles Lebendige, jagte die Arbeiter von den Feldern,
einzelne Wanderer unter das Dach der nächsten Hütte. Donner und Blitz
folgten einander fast unmittelbar. Erschreckt barg sich Toni in die Wagen-
ecke, während ich das bereits müde Pferd unablässlich zur Eile antrieb.

Doch schon sehen wir die Schlothe einer ansehnlichen Fabrikstadt vor
uns, jetzt zogen wir eine lange Häuserreihe entlang, ich erblicke ein Gasthaus
und lenke das Wägelchen eiligst unter die schützende Einfahrt.

Ein paar Kellner waren herbeigesprungen, ich warf dem Hausknecht
die Zügel zu, man wies uns die Treppe hinauf und sperrete zwei Zimmer
auf. Noch immer goß es vom Himmel, unsere Kleider, so lang dem Regen
ausgesetzt, waren naß. Scheu, eingeschüchtert, reglos saß Toni in einem
Fauteuil, wie darin verkrochen, und sah zu, wie die Lichter auf den Tisch

gestellt, im Ofen Feuer angezündet wurde; die Salousien waren schon vor unserer Ankunft geschlossen worden. Ihre Augen irrten umher in den eleganten Räumen, von den modischen Möbeln zu dem großen Wandspiegel und von diesem zu dem vergoldeten Kronleuchter. Und nun kam der Kellner herein mit einer glänzenden Platte, auf der die zartblaue Flamme des Weingeistes unter der Theekanne brannte — für sie alles Gegenstände eines naiven Staunens, aber auch einer eigenthümlichen Scheu. Sie war kaum zu bewegen, den sammetgepolsterten Stuhl näher an den Tisch zu rücken und nur einen Bissen an den Mund zu bringen.

Noch immer draußen das tobende Wetter, der Widerschein der Blitze, die, selbst durch die geschlossenen Läden und die niedergelassenen Rouleaux sichtbar, eine gewisse Lengftlichkeit im Raume verbreiteten.

„Toni, Toni, wenn wir uns wiedersehen, werde ich Dein Herz mir nicht entfremdet fühlen?“

Ihränen waren ihre Antwort, ihr Köpfchen sank an meine Brust.

* * *

Am andern Morgen war ich früh erwacht. Ich stand im großen Zimmer, in welchem wir den Thee getrunken hatten. Mein Schlafzimmer war daneben. Auf der andern Seite des Zimmers war ein Kofen, dessen Vorhänge zugezogen waren. Dort stand ein Bett. Ich öffnete die Portiären ein wenig. Toni lag im tiefen, tiefen Schlafe. Ihre schönen weißen Arme waren verschränkt, die Hände halb gefaltet; ich sah unter dem sorgfältig zugezogenen Hemde ihre junge Brust sich heben und senken.

Sie war wie ein Kunstwerk. Wer möchte das zerstören, ja, ihm nur eine Linie seiner Contouren schädigen? Ein Missethäter, ein Verbrecher, ein Bürger. Sie so zu schauen in ihrem harmlosen Schlafe, es müßte einen Bösewicht entwaffnen.

Welch fester Schlaf. Es war, als ob das durch lange stürmische Kämpfe aufgeregte Gemüth sich in einer tiefen Ruhe zu entschädigen suchte.

Es war eben auch eine stürmische Nacht gewesen. Der auf morgen unwiderruslich festgesetzte Abschied hatte uns Beide in einen Zustand gehoben, in welchem Trostlosigkeit und Rausch neben einander waren. Wir hatten uns auch gezankt, es war bis zu bösen Worten gekommen. Ich hatte mir einen Finger böß zerquetscht beim heftigen Deffmentwollen einer Thür. Wir hatten beide geweint. Ich hatte daher den Gutenachtkuß nicht haben wollen und mich in das kleine Schlafzimmer zurückgezogen. Sie war in dem großen Zimmer mit dem Kofen geblieben, ich hatte sie den Riegel zuschieben gehört. Bis nach zwei Uhr war ich wach gelegen. Mehrmals hatte ich gemeint, jetzt hab' es ausgedonnert, war an's Fenster getreten, hatte es geöffnet, mir für mein fieberndes Blut Kühlung zu holen — ein neuer Blitz schreckte Auge und Gemüth. Dann hatte es irgendwo draußen in der Stadt eingeschlagen, die Spritzen waren rasselnd hinausgefahren. Ich hatte

Toni mit bloßen Füßen an's Fenster eilen gehört, aber kein Wort war zwischen uns gewechselt worden. Endlich hatte mich die Müdigkeit überwältigt, und ich hatte von ihr zu träumen begonnen. Wir saßen zusammen auf der Mauer der alten Ruine, die Eidechsen raschelten an uns heran. Da klang ihr: „Hast Du mich doch lieb?“ an mein Ohr, und es war kein Traum. Ich war erwacht, das Weinen von vorhin erfaßte mich wieder, ich vergrub meinen Kopf in die Rissen und wollte nichts hören. Da hatte ich mich von ihren warmen Armen umschlungen gefühlt. Das Weitere vermischte sich mit meinem Traum.

Schlafe, dachte ich. Im Traum vermißest Du nichts. Nichts drückt Dich, Du lächelst. Sobald Du aufwachst, wirst Du unglücklich sein. Welche Vorwürfe werde ich hören, welche Vorwürfe! . . . Ach, sind wir nicht Schachfiguren in des Schicksals Hand? Umstände entscheiden über unser Thun und Lassen und die Folgen davon erstrecken sich über das ganze Leben. Oder was brachte uns hierher? Eine zufällige Begegnung — der Sturm. Und was hielt uns fest? Unser Blut. Ja, das war mit dabei. Nun — es wird die Folge haben, daß sie mein wird, daß ich nie von ihr lasse. Damit will ich ihrem Vorwurf entgegentreten und mich selbst vor ihr entschüßnen . . .

So monologisirte ich vor ihrem Bette im Alkoven, an das ich vorsichtig herantreten war.

Als ich in meine Schlafkammer zurückging und mich vollends ankleiden wollte, wurde ich gewahr, daß ich den Schlüssel des kleinen Handkofferchens, der unser beider Effecten enthielt, verloren habe. Er war mir durchaus nothwendig. Ich trat zur Thür hinaus und gab einem vorübergehenden Kellner den Auftrag, einen Schlosser zu holen.

„Fatal“, erwiderte er. „Es ist heut Sonntag. Die Werkstätten sind um diese Stunde geschlossen, die Leute fort — doch ich will sehen —“

Er ging; unmittelbar darauf kehrte er zurück und fragte:

„Ist die Sache recht dringend?“

„Allerdings“, erwiderte ich.

„Sie sollen bedient werden“, erwiderte der Kellner und entfernte sich.

Ich trat wieder in's Zimmer; Toni schlief noch immer fest, so fest, daß es fast unheimlich war. Einige Minuten später klopft es, ich werfe noch einen prüfenden Blick auf die fest zugezogenen Vorhänge, hinter welchen die Geliebte schläft, dann öffne ich. Ein junger Bursche zwischen achtzehn und zwanzig Jahren tritt ein, ein Bund Schlüssel und Sperrhaken in der Hand, eine Cigarre im Munde, die Mütze auf dem Kopfe. Ich bringe den kleinen Koffer herbei, der Bursch setzt ihn schweigend auf den Tisch, bezieht das Schloß, wählt einen gekrümmten Drahtstift und in weniger als einer Minute geht der Deckel in die Höhe. Da ereignet sich etwas sehr Sonderbares. Der junge Mensch sieht sich die beiden Gegenstände, die im Koffer zu oberst liegen, einige Augenblicke lang an, seine Züge verändern sich, ich sehe ihn

einen Blick über die ganze Länge des Zimmers werfen, in welchem verschiedene Stücke eines weiblichen Anzuges umhergestreut liegen, dann geht er rasch auf den Kofen los, offenbar in der Absicht nachzusehen, wer dort schlafte.

Ich, empört über solche unverschämte Neugier, fahre dazwischen und als er eben daran ist, die Vorhänge auseinanderzureißen, packe ich ihn mit der vollen, gesunden Kraft, deren ich mich damals erfreute, von hinten an der Schulter, zerre ihn zurück, ohne ihn loszulassen, öffne mit der freigebliebenen anderen Hand die Thür und stoße ihn in den Corridor hinaus.

Dann riegle ich zu.

Und noch immer begreife ich, in meinem vollen Zorn, das Auftreten des jungen Menschen nicht. Da ich ihn nicht davongehen höre, öffne ich wieder die Thür und sehe, daß er an der Wand lehnt wie vernichtet.

„Noch da, Unverschämter?“ rufe ich ihm zu, indem ich ihm seine Mütze, die ich am Boden gefunden, hinwerfe, er aber spricht:

„Also eine Dirne geworden? Gerechter Gott — halb ein Kind noch und schon“ — es war, als ob er in Weinen ausbrechen werde, doch nun geht er mit geballter Faust auf mich los: „Wer sind Sie? Wie kommen Sie dazu . . .?“ Aber, offenbar um Skandal zu vermeiden, da sich Schritte im Corridor vernehmen lassen, mäßigt er sogleich den Ton. „Ei was!“ ruft er mit heiserem Lachen, „das Wie und Wo kann mir gleichgiltig sein. Aber ich treffe Sie schon noch — wir reden noch mit einander. Toni! Toni!“

Damit rampte er davon.

Und nun wußte ich Alles, das letzte Wort hatte es mir klar gemacht. Es war Toni's Bruder gewesen und an den Gegenständen im Koffer hatte er die Anwesenheit seiner Schwester im Zimmer errathen.

Ich war eine Weile wie betäubt.

Schreckliches Zufallsspiel! dachte ich, Du übernimmst es, meinen Leichtsinne, meine Unbesonnenheit, meine Schuld zu strafen

* * *

Seltamer Weise hatte weder die Anwesenheit eines Dritten im Zimmer, noch der wilde Auftritt an der Thür, noch der Wortwechsel draußen im Corridor Toni aus ihrem festen Schlafe geweckt.

Sie regte sich nicht hinter ihren Vorhängen.

In mir aber brauste und tobte Alles. Es war ja nicht daran zu zweifeln, der Bruder hatte die Schwester erkannt. Auf dem Punkte des Zimmers, wo er zuletzt gestanden, als meine Faust ihn von hinten gepackt, hatte er sie sehen müssen. Ich machte die Probe und stellte mich auf den Fleck — ja, da war Toni's ruhiges Antlitz vor mir! Nein, der war nicht bei der Vermuthung geblieben, dem war hinterher nichts auszureden, er hatte mit Augen gesehen.

Was nun thun? Sollte ich Toni wecken und ihr rasch Alles sagen? Sollte ich sie weiter schlafen lassen, dem Bruder nachsehen, ihm mein Herz und dessen Absichten darlegen, ihn zu beschwichtigen, ihn von weiteren Schritten abzuhalten suchen? Vielleicht war es doch noch möglich, Alles zum Guten zu wenden und Toni den Schrecken zu ersparen . . .

Indeß fiel mir Alles ein, was ich je über seinen Charakter erfahren.

Nein, ich muß sie wecken und ihr Alles sagen! rief es in mir . . .

Es bürgt mir ja auch Niemand dafür, daß er nicht in der nächsten Minute mir wieder entgegentritt . . .

Ich muß doch eine ziemliche Weile mit mir gekämpft haben, denn wie ich so sinnend in meinem Zimmer stand, trat mir Toni entgegen. Sie hatte sich hinter ihren Vorhängen angezogen und war gerade so gekleidet, wie ich sie gestern auf der Landstraße getroffen. Sie hatte ihren Hut auf dem Kopfe, das Bündelchen in der Hand und schaute zu Boden, finster, ohne mich nur mit einem Blicke anzusehen. Ihr Gesicht, während des Schlafes voll ruhiger Vergessenheit, hatte den Ausdruck eines mir an ihr ganz fremden Ernstes angenommen. Es war das Bild verletzter Schamhaftigkeit und innerer Vorwürfe, das vor mir stand.

„Toni, wohin willst Du?“ fragte ich.

„Wohin ich will?“ antwortete sie. „Wohin ich wollte; zu meinen Verwandten. Sie wohnen im Borort, ich habe keine halbe Stunde Wegs mehr zu ihnen. Ich komme wohl ein paar Stunden früher hin, als ich dachte, aber —“

Ich nahm sie bei der Hand, hielt sie fest und erzählte ihr in wenig Worten Alles, was sich heute morgens, während sie schlief, zugetragen.

Sie wollte es zuerst gar nicht glauben.

„Du träumst wohl!“ — rief sie. „Mein Bruder — wie käme doch mein Bruder her? Er unter allen Menschen der, den ich am meisten fürchten müßte? Er ist ja in Pilsen, wohl zehn oder mehr Meilen von hier. Er arbeitet in einer Fabrik, er darf nicht fort“ . . .

„Er war es doch“, sagte ich. Die Gegenstände, die im Koffer lagen, obenan lagen, hat er gefannt und Dein Name war das letzte Wort, das er ausrief, als er auf und davon lief“.

Toni erhob noch Einwände, sich zum Troste, aber die Leichenblässe, die über ihr Gesicht gekommen war, sagte genugsam, daß sie das Schreckliche für wahr halte. Eine Minute später brach sie in krampfhaftes Weinen aus.

„Entehrt — entehrt!“ rief sie. „Nicht nur vor mir selbst! Wie trete ich der Mutter vor die Augen, wie trete ich dem Bruder entgegen? Wie lebe ich weiter? Er wird immer wie ein Ankläger vor mir stehn“ —

Sie hörte meine ihr Trost zusprechenden Worte nicht an, sie waren auch im Grunde sinnlos.

„Wir waren arm“, rief sie „aber wir hatten uns vor Niemand in

der Welt zu schämen. Jetzt steht es so, daß ich mich in die Erde verfrischen möchte“.

„Toni“, rief ich feurig und mein Muth hob sich wieder, „uns einigt jetzt ein unzerreißbares Band. Alles wird gut, glaube mir, weil es eben so schlimm kam. Fasse einen großen Entschluß, raffte Dich auf. Nimm alles wie einen Wink des Schicksals. Gehe nicht zu Deinen Verwandten, kehre auch nicht nach Kranberg zurück. Reise mit mir nach Prag, ich will meiner Mutter alles gestehn“ —

„Rede nicht so“, war ihre Antwort. „Was kann es doch nützen, Unmögliches eine Weile für wahr zu halten? Was ich gethan habe, muß ich büßen. Es ist schrecklich und ich kann für nichts gut stehen, was drauß wird“.

„So laß mich mit Deinem Bruder reden“ —

„Mit dem Unbändigen? Wo? Vor Leuten, daß noch alles ärger wird? Ich wundre mich nur, daß er nicht über Dich hergefallen? Freilich, Du bist groß, stark, er mochte sich fürchten“ . . .

„Und Du willst mit ihm reden?“

„Muß ich es nicht? Vermag Jemand etwas über ihn, so bin ich es . . . Und nun bitte ich Dich um Eins, Lieber“, wandte sie sich an mich und ihr Ton ward so weich, als ich ihn je gehört, während sie leise fortweinte „gehe, reise, kehre heim. Zeige Dich nicht, laß mich allein ausmachen, was ich auszumachen habe. Bringe mich nicht noch tiefer in's Unglück. Du kannst nicht helfen, nur alles verschlimmern. Lebe wohl, mein Freund, lieber Freund, der sich selbst die Augen verbindet, und nicht sehen will, was uns trennt. Ich gehe. Wir gehen auseinander. Ob für immer? Wer weiß!“

Sie küßte mich, legte, was sie bei sich trug, wieder in das Bündel, das auf die Erde gefallen und aufgegangen war und schritt gesenkten Hauptes zur Thür hinaus.

Rathlos, in stumpfer Trauer blickte ich ihr nach.

Eine Weile später raffte ich mich auf, klingelte, zahlte die Rechnung und verließ das Hotel. Hatte Toni den Bruder gefunden? Wie war das Wiedersehen abgelaufen? Neue, bittere Neue, auf ihre Forderung eingegangen zu sein, ergriff mich — ach, unter der Sonne umhergehen und nicht wissen, wie es ihr ergangen! Die schrecklichste Unruhe verließ mich nicht, düstere Ahnungen erfüllten mein Gemüth. Ich hielt mich den ganzen Tag in der Nähe der Stadt, ging zurück, schaute in alle Schlosserwerkstätten. Bald wuchs mein Muth, ich erkundigte mich in denselben nach Franz Erhardt. Nirgends Auskunft. Da lief ich in's Hotel zurück, nahm den Kellner, der mir den Schlosser geholt, bei Seite und fragte ihn, wo denn der junge Mensch wohne, der mir heute früh den Koffer geöffnet?

„Warum fragen Sie nach ihm?“ fragte der Kellner von dem Ernste betroffen, der sich auf meinem Gesicht malte.

„Ich will und muß wissen, wo er zu finden ist“, — erwiderte ich.

„Der junge Mann“, entgegnete der Kellner ist nicht von hier. „Er ist aus der großen Fabrik eiserner Kassen in Pilsen. Er ist mit noch einem Arbeiter vorgestern hergekommen, weil an den Kassen beim Banquier Samuelsohn etwas zu richten war. Die beiden wohnten drüben im Einkehrhause, und da Sie so drängten, lief ich hinüber und bat ihn — aus Gefälligkeit“ —

„Ich will mich drüben nach ihm umsehen“, — sagte ich forteilend.

„Die beiden Leute sind schon abgereist“, rief er mir noch nach. „Gestern Abend sind sie mit den Kassen beim Banquier fertig geworden“.

„Sie wissen es gewiß?“

„Gewiß“.

Der Bruder war fort. Von Toni keine Spur. Ein wilder Schmerz faßte mich. Ich kehrte um und eilte davon, wie man einem Orte, wo ein unheilbares Unglück geschehen, den Rücken wendet.

* * *

Monate waren vergangen. Ich saß wieder daheim bei meiner Mutter; doch nur wie ein Kranker. Ich war innerlichst zerrissen und konnte nicht genesen. Ein schwärender Splitter war mir in die Brust gedrungen und keiner meiner Pulsschläge war mehr ein normaler. Ich hatte zum ersten Mal geliebt, den Rausch der Leidenschaft und schließlich eine Fülle von Jammer kennen gelernt. Mein Gewissen war mein Quälgeist und schwang seine Geißel — eine Geißel von Skorpionen.

Alles Leben erschien mir todt, ich vergrub mich in die Einsamkeit und lernte die Wahrheit des Goethe'schen Wortes kennen, daß, wer sich der Einsamkeit ergiebt, bald allein ist. Bald sah ich keinen meiner ehemaligen Freunde mehr.

Zu ganzen Stunden saß ich am Klavier und spielte. Nicht Mozarts sanfte, einfache Weisen, die ich früher so sehr geliebt, nur Beethovens tiefste scheinbar verworrene Gefühlssprache konnte mich fesseln. Ich beschwor diesen Urgeist des Gesanges und ließ ihn, da mich sonst alles verließ, bei mir bleiben, bis alle befreundeten Empfindungen in meiner Brust erwachten und sich mit ihm unterhielten. Da fühlte ich mich wieder als Dichter, aber ich war es mir allein. In mir rauschte ein großes Lied, eine unendliche Elegie empor. Meine Gefühle zogen, zu trauernden Schatten verkörpert, über kahle Felsen vor mir — ich glaubte ein erhabenes Nachstück sich vor mir aufrollen zu sehen.

Warum kam kein Brief von Toni? Wilde Reue faßte mich. Du hast, sagte ich mir, als Schwächling gehandelt, du hast sie in einem Moment der Gefahr sich selbst überlassen. Was war aus ihr geworden? Wo war sie?

Immer wieder dachte ich an den grünen Platz auf der Höhe zurück, wo ich Toni zuerst gesehen, an die alte Burg mit dem aus den Fenstern herabhängenden Ephenteppich; ein Krampf schnürte mir die Brust zusammen. Wieder sah ich sie im Wagen an meiner Seite, so hold unter ihrem Stroh-

hut in die Welt hinaus blickend, sah sie in meinen Armen unter dem Schauer einer Gewitternacht, da sich auch in uns die Stürme entbanden und uns Schauer durchrieselten, die abzuwehren wir zu schwach gewesen. Oft meinte ich zu vergehen.

Meine Mutter meinte es gewiß gut mit mir — wie wäre das anders möglich, sie sah die Verwandlung in mir, sah, daß ich litt, aber sie verlangte wohl, daß ich mich ihr aus freien Stücken entdecke. Ich aber wußte, daß, wenn ich einmal das erste Wort gesagt, ich ihr alles erzählen müßte — und davor scheute ich mich. Ich wußte, daß mir ein Geständniß Erleichterung schaffen würde — dennoch blieben meine Lippen verschlossen.

„Was ist Dir?“ wendete sie sich oft an mich, so sanft, als es ihr möglich war.

„Mutter“ — sagte ich, sie umschlingend. „Nein, besser alles allein tragen!“ rief es wieder in mir und ich brachte kein Wort hervor.

Verlezt durch den Mangel an Vertrauen, entfernte sie sich wieder. Wußte sie vielleicht mehr, als sie zeigte?

Gegen Weihnachten kam ich endlich zu einem Entschlusse. Ich wollte abreisen und Toni auffuchen. Und zwar wollte ich meine Nachforschung in Kranberg beginnen. Das Dringende in meinem Betragen, das Befremdende einer Abreise zu einer Zeit, da alles zu Hause bleibt, erschreckte alle Hausgenossen, und da kein Anlaß da war, der den Sturm erklären konnte, so meinte eine alte Magd, das Factotum des Hauses, ich sei schwermüthig und werde mir noch ein Leid anthun. Die Meinung verbreitete sich, Muthen und Basen stimmten bei. Meine schon seit langer Zeit finstere Stimmung, das Ungewöhnliche meiner Verschlossenheit, war, wie es nun hieß, schon lange aufgefallen. Man wollte schon seit Monaten einen unerklärlichen Gram an mir bemerkt haben. „Der trägt einen bösen Vorsatz in sich“, hieß es, „geben Sie Acht, er führt ihn noch aus“.

Ungewohnte Schonung meiner Umgebung hielt mich noch einige Tage fest, dann steigerte sich mein Wille und siegte über alle Hindernisse. Ich kündigte meine Abreise an. Auffallenderweise setzte mir die Mutter geringeren Widerstand entgegen, als alle Andern. Sie wollte meine Reise nicht verhindern, fragte eigentlich gar nicht nach dem Grund derselben, nur bat sie, ich möge bald heimkehren. Ich schrieb noch ein paar Zeilen an meine Freunde, und schon hatte ich mich auf den Weg gemacht.

Es war ein strenger Winter. Schnee war in großer Menge gefallen und bedeckte alle Straßen. Die Bäume standen wie todt in der Erde, die Hütten der Dörfer schienen halb eingesunken, die Dächer wie zum Einsturze belastet. Ich fühlte nichts vom Froste, wie ich in der Ecke des schlechtgeheizten Eisenbahnwagens saß. Der Abend sank über einem traurigen Landschaftsbilde, die Gedanken führten mich in die Berge. Ich sah Toni in ihrer Stube, Spitzen klöppelnd, indeß die Mutter das Spinnrad schnurren ließ. Die Kerze beleuchtete das geliebte Gesicht. Warum war es so bleich? Bittert

nicht eine Thräne an der Wimper? Denkt sie an mich? Nun sinkt die Nacht. Sie ist schlafen gegangen. Alles ist still, nur das Pendel der hölzernen Wanduhr rastet nicht. Warum fährt sie aus ihrem Traum empor? Warum hebt sich die Brust so stürmisch? Warum pocht ihr Herz?

Station um Station, und kein Ende. Wer doch am Ziele wäre! Kalte, stürmische Nacht, warum dauerst du so lange! Wo findet ein Kopf Ruhe mit so schlimmen Befürchtungen? Fort, böse Gedanken, schwere Ahnungen, Geträchz von Todtenvögeln, fort Gedanken, die wie Stoßvögel gegen das Herz losfahren! Schweigt, klagende Stimmen, die ein Unglück verkünden!

Endlich am Ziele. Es heißt, einige Stunden im Gasthose rasten, bis es endlich tagt. Ich werfe mich wie zerschlagen auf's Bett. Ach, wer schon dort wäre!

Der Morgen kam, ich saß im bekannten Wägelchen. Je mehr ich mich dem Orte näherte, nach welchem ich so unaussprechliche Sehnsucht getragen, um so heftiger schlug mein Herz. Werde ich Dich denn heute schon wiedersehen, Kind meines Herzens, Gegenstand so vielen Kummers, so vieler Schmerzen?

Endlich in Kranberg. Ich ließ den Wagen im Wirthshause und schlug den Weg seitwärts ein, zur wohlbekannten Anhöhe. Da stand das Haus unter den kahlen, entlaubten Bäumen. Es fiel mir auf, daß es statt der umzäumenden Hecke eine niedrige steinerne Umfassungsmauer erhalten habe. Mein Gott! rief es in mir. Das Haus ist schon verkauft. Sie sind weggezogen. Toni ist fort. Ich schritt rasch vorwärts. Die Hausthür war unvergeschlossen, ich trat in den Flur und stand, von unaussprechlicher Unruhe erfaßt, vor der Thür der Wohnstube. Auf mein Pochen hieß mich eine fremde Stimme eintreten, ich setzte den Fuß über die Schwelle und stand vor einer mir unbekanntem Frau.

„Ich suche Frau Erhardt“ — sagte ich.

„Seit bald vier Wochen wohnen wir da“, war die Antwort. „Wir haben das Haus gekauft“.

„Und wo lebt Frau Erhardt?“ fragte ich mit unsicherer Stimme. „Doch noch im Orte?“

„Frau Erhardt“ war die Antwort, „hat schon lange fort gewollt. Wie dann der Kauf auf einmal richtig geworden ist, sind ihr ein paar hundert Gulden geblieben. Da hat es sie nicht mehr gelitten, sie bleibe keinen Tag mehr da, sagte sie. Die Tochter war schon fort, bei Verwandten. Die Verwandten haben nach Amerika gewollt und sind wirklich von B. . . . fort. Frau Erhardt mit ihnen. Aber das Schiff, auf dem sie gefahren sind, soll untergegangen sein“.

Ich meinte umzusinken.

„Ja“, sagte die Frau, „da hat man schauderhafte Sachen gehört! Mit Allen, die darauf waren, soll das Schiff untergegangen sein. Freilich“,

setzte sie hinzu, „als sie mich erblickten sah, die Leute sprechen oft viel. Etwas Gewisses weiß man nicht“

„Und ihre Tochter Toni?“ . . .

„Ja, natürlich, die war mit der Mutter!“

„Von wem“, fragte ich, und die Worte wollten kaum hervor, „von wem haben Sie die Schreckensnachricht zuerst gehört?“

Die Frau dachte eine Weile nach. „Ja, von wem haben wir das zuerst gehört? Es haben zu gleicher Zeit viele Leute davon gesprochen . . . Ja, jetzt weiß ich's. Der Herr Caplan hat einen Brief erhalten, da hat es drin gestanden“.

Ich eilte zum Caplan, weitere Erkundigungen einzuziehen, es war ein finsterner, mürrischer, junger Mann.

Er besann sich eine Weile, dann sagte er:

„Es ist wie Sie sagen. Ich habe vor etwa fünf Wochen einen beschwerten Brief erhalten folgenden Inhalts: Ich bestimme die inliegende Summe — es waren fünf Gulden — zu Seelenmessen für die bei der Ueberfahrt nach Amerika verunglückte Frau Erhardt und Tochter“

„Besitzen Sie den Brief noch, Hochwürden?“ fragte ich.

„Schwerlich. Es war aber sonst nichts darin. Unterschrieben war er: Ein Freund der Familie. Die Seelenmessen sind gelesen worden. Sonst weiß ich nichts von der Sache“.

Ich mußte gehen.

Ahnungen, Ahnungen, geheimnißvolle Wehklagen der Seele, ihr hattet mich oft heimgesucht und auf Schlimmes vorbereitet! Das Schlimmste hattet ihr mir doch nicht verkündigt. . . .

* * *

Noch heute weiß ich nicht zu sagen, wie ich von Kranberg zurückkam. Ich befand mich wie in einem schweren dumpfen Traume, der kein Denken aufkommen ließ. Untergegangen unter Schrecken! Todt in der Blüthe der Jahre! Die Phantasie konnte sich das Entsetzlichste ausmalen und nichts war da, was der Annahme widersprach. Ich irrte tagelang umher, in mir die Frage: Bin ich schuld an ihrer Reise, somit an ihrem Untergang? Zu beantworten war sie nicht. Dabei mußte ich Toni noch zürnen, daß sie hatte fortziehen können, ohne mir nur ein Wort des Abschieds zu sagen.

Eher als man mich erwartete, war ich wieder zu Hause. Meine Stimmung war wohl noch düsterer als vorher. Vom Schatten Tonis verfolgt, suchte ich Ruhe und fand sie nicht.

So vergingen Monate. Ich fand mich allmählich wieder auf den Tummelplätzen der Menschen ein, aber nie, ohne daß ich mir später Vorwürfe darüber gemacht hätte. Oberflächlicher, rief ich mir dann zu, Du faßtest eine Neigung, Du liebtest. Der Gegenstand Deiner Leidenschaft wurde Dir

entrißen, eine Weile warst Du betrübt, nun fängst Du schon an, Dich zu trösten. Welche Schwäche! Wer getröstet ist, liebt nicht mehr. War sie wirklich lebendig in Deiner Seele, daß Zeit und Tod das Bild auslöschen können? Liebe sie über das Grab hinaus, oder verachte Dich! . . .

Während dieser Zeit schwankender Stimmung kam seltsamerweise plötzlich etwas, was mich unheimlich an alles Erlebte mahnte. Ich erhielt durch die Post einen anonymen Brief; unorthographisch, auf grobem Papier las ich folgende Worte:

„Dieser Winter wird für Sie nicht gut zu Ende gehen. Es wird Sie ein Unglück treffen, als wohlverdiente Strafe Ihrer Schlechtigkeit“.

Dieser Brief konnte offenbar von keinem Anderen herrühren, als vom jungen Erhardt. Hatte ich doch wahrlich Niemand gekränkt oder geschädigt! Der Brief trug zwar den Poststempel einer mehrere Meilen entfernten Stadt, dessenungeachtet war ich überzeugt, daß der Schreiber in der Nähe sei. Es war mir fast recht. Ich fürchtete ein Zusammentreffen mit Toni's Bruder nicht und glaubte nach gehabter Auseinandersetzung etwas Positives zu vernehmen. Ich hatte vergebens die Zeitungen nach Nachrichten über den Untergang eines Auswandererschiffes durchstöbert.

Ich änderte trotz des Drohbriefes meine Lebensweise in keinem Punkte, meinte durch Besonnenheit und Ruhe alles zu wenden, und der Winter ging um, ohne daß mir irgend Etwas zugestoßen wäre. Ich hatte in meinen Studien und in der Dichtung Zerstreuung und Ableitung von schmerzlichen Gedanken gefunden. Mehrere Personen, die dem Theater nahe standen, wollten mir wohl, es hatte den Anschein als ob mein „Milton“ zur Auf-
führung gelangen werde.

In dieser Hoffnung bestärkte mich auch ein Briefchen, das mir durch die Stadtpost zukam. Ein Fräulein Laura Taroni forderte mich auf, sie zu besuchen. Sie verglich sich scherzhaft mit dem Mäuslein der Fabel, das in die Lage kam, dem Löwen einen so großen Dienst zu erweisen. Sie bat mich um ein Exemplar meines Stückes, vielleicht könne sie demselben den Weg zu einer Hofbühne bahnen.

Der Name der Briefstellerin war mir nicht unbekannt. Laura Taroni war der unlängst glanzvoll aufgegangene Stern des zweiten Theaters unserer Stadt. Wie sie dazu kam, einem ihr völlig unbekanntem Autor ihre Hilfe anzubieten, war mir unerklärbar, und auch die Art der Hilfe nicht klar. Hatte sie Einfluß auf einen Intendanten? Wünschte sie die Rolle für einen ihr befreundeten Schauspieler? Doch bei solchen Erwägungen hat sich noch nie ein junger Autor lange aufgehalten, er steckt sein Manuscript zu sich und setzt seine Hoffnungen auf irgend eine Nummer.

Die im Briefe vergessene, aber an der Theaterkasse erfragte Adresse führte mich an einem der nächsten Nachmittage in einen sehr entlegenen, aber neuen und eleganten Stadttheil, wo fast jedes Haus seinen Garten hatte. Der Frühling meldete sich schon, die Hecken schlugen aus. Ich hatte, in

der Annahme, daß die Vormittage der Schauspielerin durch Proben ausgefüllt seien, die Nachmittagsstunde zu meinem Gange gewählt, es wurde Abend bis ich das Haus gefunden, wo Laura Taroni wohnte. Die untergehende Sonne beschien einen Kohnziegelbau modernsten Geschmacks mit zierlichen Erfern und Balkonen.

Ich schritt über breite Trafstreppen in ein Hochparterre. Alles fein, elegant, nach neuestem Geschmacke. Ein kleiner Diener in Livree trat mir entgegen und nahm meine Karte in Empfang. Ich wurde in ein Vorzimmer gewiesen, die Thür gegen den Hausgang blieb offen. Ich hatte Zeit, mir alle Bilder anzusehen. Bald trat ein Mann von aristokratischer Haltung aus einem der zum Quartier der Schauspielerin gehörigen Zimmer, und schritt langsam über den Hausgang hinaus.

„Wohin bin ich gerathen!“ sagte ich zu mir. „Eine Theaterdame, wie alle anderen. Auch der unumgängliche Kunstmäcen fehlt nicht — eben wurde er unter einem passenden Vorwande fortgeschickt“.

Der kleine Diener trat wieder ein und wies mich in einen Salon. Kostbare Möbel, bis an den Plafond reichende Spiegel in geschnitzten und vergoldeten Rahmen, ein Blumentisch mit schönen Blattpflanzen, aus deren Mitte eine Dracene hoch emporragte, alles, was man jetzt verlangt, war da. Auch der schwere runde Tisch, mit Albums und den neuesten Luxusbüchern belastet.

Nun ging die Thüre auf; ein niedliches zartes Geschöpf mit dem zartesten Teint, das Köpfchen von einer Fülle glänzend schwarzen Haars gekrönt, trat mir entgegen.

„Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Hammer“, sagte die kleine Dame, einen sonderbar würdevollen Ton anschlagend, „meinem Rufe so bald gefolgt zu sein. Nehmen Sie Platz . . .“

Sie wies mit dem Ernste eines weiblichen, in Zürich promovirten Doctors auf einen Fauteuil.

„Mein Gott“ — sagte ich verwirrt und ganz in Verlegenheit — „es ist unerhört — ich frage mein Gedächtniß, wo ich Sie schon gesehen habe“ —

„Hoffentlich doch in einer meiner höheren Rollen“, sagte Laura Taroni pathetisch feierlich.

„Zu meiner Beschämung muß ich gestehen, daß dies nicht der Fall sein kann. Ich bin im Ganzen ein lässiger Theaterbesucher“ —

„Oh ja“, erwiderte das Fräulein. „Unser Theater ist nur eines zweiten Ranges. Wer, wie Sie, den Klassikern nacheifert — wie Sie die Schicksale einer von Göttern geliebten Nymphe besingt, der ist uns armen Leuten gegenüber stolz und absprechend. Darf ich fragen, wie sich Arethusa —?“

Nun wußte ich, daß ich gesoppt werde.

„Warum so viel Hohn, mein Fräulein!“ rief ich. „Wem bin ich mit

meinen Sachen schon zur Last gefallen? Lassen Sie mich mindestens ruhig im Winkel stehen und meine Enttäuschungen hinnehmen!"

„Wenn aber die Zeit einmal so und nicht anders ist“, sagte Laura Taroni, plötzlich in einen ganz entgegengesetzten, nonchalanten Ton fallend, „warum ihr widerstreben? Vom Strom getragen, schwimmt sich's leicht; gegen denselben schwimmen, ist eine harte Arbeit. Vielleicht geht man darüber zu Grunde. Geben Sie etwas auf den sogenannten Nachruhm? Das ist doch der Lohn, den man genießen soll, wenn man schon todt ist. Und wer bürgt Ihnen dafür, daß das nächste Jahrhundert nicht noch weltlicher gesinnt ist, als das unsrige? Ich meine, jeder sollte im Geiste seiner Zeit schreiben.“ —

„Sehr wahr, mein Fräulein, sehr wahr“, erwiderte ich. „Das habe ich mir alles selbst oft genug vorgehalten. Aber die Dinge werden dadurch nicht anders. Jeder folgt in der Dichtung nur dem innersten Zuge seines Wesens. Ich war ernst von früh an, und das Leben hat es nicht darauf angelegt, mich seither lustiger zu stimmen.“

„Kurz, Sie sind ein Selbstquäler, der sich nicht erheitern lassen will . . . D, ich fürchte mich vor Ihren finstern Augen . . .“

Sie lächelte, und wieder war mir dies Lächeln so bekannt, wie vordem ihre Stimme.

„Ich interessire mich für Sie“, fuhr sie fort, aber in einem dritten Tone, der — bei Gott — dem Sophie Wallburgs ähnelte. „Ich möchte Sie aber anders sehen. Warum ich mich für Sie interessire? Die Antwort ist sehr einfach: Sie haben mich zwar nie besungen — aber Sie waren mir einst werth. Zeit verändert, und doch sind wir eigentlich nicht so alt, um das Gedächtniß befragen zu müssen —“

Ich hörte kaum mehr, was sie schwatzte.

„Da blicken Sie wieder so finster!“ rief die Schauspielerin. „So blickt ja nur Einer, der etwas auf dem Gewissen hat, oder Uebles vorhat. Ich fürchte mich. Können Sie denn gar nicht mehr lächeln? Haben Sie nicht mehr das gute Herz, das der Tod eines Rehers zu rühren im Stande war? —“

Sie sprang auf, blieb mit gesenktem Köpfchen wehmuthsvoll blickend stehen, und bewegte die Hand als ob diese ein Stöckchen hätte.

„Ach, mein liebes Rehlein — todt — todt — todt!“

Dieser Hohn auf etwas mir unendlich Theures, diese Worte, die eine Wunde berührten, brachten mich außer mir. Wild über dies fortgesetzte Komödienspiel, ganz alle Höflichkeit vergeßend, fragte ich:

„Wer sind Sie? Dies Spiel hat lange genug gedauert. Wie kommen Sie dazu, Dinge . . .“

Sie fuhr auf.

„Also doch? So ernst wurde die Sache? D, meine Ahnung! . . .“

Sie schaute den Wilden eine Weile unerschrocken an, lächelte und hüpfte

zu einem Spiegel. In einem Nu hatte sie die ganze Tracht schwarzer Haare vom Kopfe gehoben und stand in rothblonden Locken vor mir.

Es war Fidele.

„Jetzt kennen Sie mich?“ sagte Sie, mir die Hand reichend.

„Sie, Fräulein, Laura Taroni?“ rief ich und fühlte mich wie erlöst von einem unheimlichen Spuke.

„Ist es denn so auffallend“, sagte sie, „daß ein Mädchen, das so lange die Zofe einer großen Tragödin gewesen, auch zum Theater geht? Ich muß eben wirklich von Erlaucht etwas profitirt haben, denn es ist mir Alles merkwürdig leicht gegangen. Wissen Sie denn auch, daß ich sehr gefalle und viel Geld verdiene? Nun aber verzeihen Sie mir die Finte, die ich gebraucht, um Sie hierher zu bringen, setzen Sie sich und lassen Sie uns von der Vergangenheit schwätzen . . .“

* * *

Von dem Abend an, der uns zusammengeführt, besuchte ich Fidele, oder Laura Taroni, wie sie jetzt hieß, einigemal. Sie war gutmüthig und heiter, sie drang so energisch darauf, daß ich komme; ich konnte mich, ohne unhöflich zu sein, ihren Einladungen nicht entziehen.

Ihre Beliebtheit wurde mir erklärlich. Sie hatte so schöne Augen und so schöne Arme, so viel Humor und gute Laune, eine solche Force im Copiren und eine so hübsche Stimme! Was will das Publikum mehr, das im Theater Unterhaltung sucht, ohne dabei denken oder fühlen zu müssen? Fidele war gewiß für das moderne Operettengenre wie geschaffen . . .

Sie führte mich in ihrer Wohnung umher, durch alle Zimmer; auch Küche und Domestikenwohnung mußte ich ansehen. Auch ihr Schlafzimmer „Es ist jetzt nur mit Perse tapezirt“, sagte sie, indem sie meinen Arm nahm, „aber es kommt schon noch blaßblauer Atlas hierher“. Lachend führte sie mich wieder heraus.

Knapp und kurz, mit ihrem trockenen Humor, erzählte sie mir die Umrisse ihrer Lebensgeschichte. Als das sechste Kind eines Souffleurs war sie in Dürftigkeit und bei Schlägen aufgewachsen. In dünnen Kleidchen hatte sie bei rauhem Wetter von Laden zu Laden laufen müssen, um eine kleine Handarbeit anzubringen und hatte sich nicht heimgetraut, bis sie die kleine Summe beisammen hatte, die ihr Vater dann verjoff. Oft hatte sie die Frage an das Schicksal gestellt, warum denn gerade sie es so schlecht haben müsse auf der Welt?

Da hatte Sophie Wallburg sie aus Barmherzigkeit zu sich genommen. Auch sie war von geringer Herkunft, ihr Vater ein ruinirter Maler, der sich in der Welt herumtrieb; sie wußte, was Armuth ist. Fidele ward ihr unentbehrlich, und als Graf Greifenklau, der seit vielen Jahren zu Sophie Wallburg in Beziehungen gestanden, sie, härter und härter gedrängt, zur

Gräfin machte, wurde Fidele in den neuen Hausstand hinübergenommen. Nun war sie geborgen. Die Gräfin aber, launisch, zwischen Herablassung und Hochmuth schwankend, war keine gemüthliche Herrin. Hatte sie das Mädchen eine Weile gehätschelt, so drückte sie sie wieder, eine Stunde später, zur Magd hinab. Fidele aber hatte einen guten Kopf, sie begriff spielend, war ehrgeizig, das väterliche Blut wurde in ihr thätig und rief sie auf's Theater. So hatte Sie, ihrem natürlichen Talent vertrauend, sich auf ihre eigenen Füße gestellt. Ein Gönner hatte bei diesen Entschlüssen im Stillen mitgewirkt.

Eines Abends war ich auf Fidelens Bitten in's Theater gegangen, um sie in einer neuen Rolle zu sehen. Man gab eine der schönsten Operetten des französisch-jüdischen Maestro. So scharf und schneidig war Laura Taroni noch nie gewesen. Logen und Parquet schwammen in Entzücken. Ich, im Gegensatz, war in einen wilden puritanischen Zorn hineingerathen. „Das sind die musikalisch-dramatischen Werke“, sagte ich zu mir, „die in unserer Zeit Glück machen! Gassenhauer und Zoten beisammen, Blödsinn und Gemeinheit. Um der Erste zu sein, der einen solchen Wechselbalg vorführt, dampft der Director eigens nach Paris, während er die talentvolle, aber ehrbare deutsche Arbeit ungelesen läßt. Sieh diese Welt, sieh, was für Reizmittel ihre Apathie sucht, und miß den Abstand zwischen ihr und Dir!“

Ich ging nach dem ersten Stücke; der Theaterdiener kam mir nachgelaufen, Fräulein Taroni bitte mich, sie zu erwarten. Fast unmittelbar darauf sah ich sie herankommen.

„Nun?“ fragte sie rasch. „Sind Sie zufrieden? Hab' ich Talent?“

„Ei freilich, viel Talent. Nur — ich bin offen — thut es mir leid, daß Sie es an solche Aufgaben vergeuden —“

„Sie haben doch gelacht!“ rief Fidele, indem sie sich in meinen Arm hing.

„Nein. Ich hätte es gerne. Lachen befreit die Seele, aber ich konnte es nicht. Ich habe heute wieder einmal das Theater scheußlich gefunden. Fidele — Sie sind so begabt — warum schlagen Sie nicht einen anderen Weg ein? Sie wenden sich an ein Publikum, ein cynisches Monstrum von Publikum, dem nur das Niedrige, sagen wir's heraus, die Zote gefällt. Je gemeiner die Worte oder die Geste, desto größer der Jubel. Sie kokettiren mit diesem Ungeheuer, fordern es heraus. Zweideutige Wize, Tricots, Cancan — wohin gelangen wir auf diesem Wege? Tief, tief in den Schmutz!“

„O pfui, wie können Sie mir das sagen? Warum muß ich einem Menschen gut sein, der mich immer wieder verlegt?“

„Ich rede, wie ich es meine“.

„Und thum mir weh“.

„Ich bin nur Ihr Warner. Jetzt trägt Sie die Jugend, die allerfrischeste Jugend. Vor der Hand scheint es Ihnen neidenswerth, nichts zu sein, als ein liebenswürdiger Schalk. Was Sie thum und sagen, das

Verfänglichste, scheint nett. Der Beifall, den Sie bei einer gewissen Klasse von Zuschauern finden, muntert Sie auf, immer weiter zu gehen, Sie treiben es toller und toller — wer es aber gut meint mit Ihnen — der —“

„Glauben Sie“, fiel sie mir in die Rede, „daß ich zu weit gehe? Ich habe Niemand zur Seite, der mir einen Wink geben kann —“

„Ja, Fidele, es ist schade um Ihr schönes Talent“.

„Was soll ich denn thun?“ fragte sie ernsthaft.

„Lesen, arbeiten, lernen, sich nicht in dieser Richtung genügen, damit Sie an eine Bühne kommen, wo man Besseres pflegt“.

„Sehen Sie, Armin, das sage ich mir selbst zuweilen. Ich habe Momente, in denen ich meine, ich könne auch sentimentale Rollen spielen. Dann wieder erscheint es mir so schwer — und im Grunde zwecklos. Sie können doch das Fach, in dem ich wirke, nicht völlig in die Acht erklären wollen?“

„Haben Sie aber“, fragte ich, „eine wahre Freude an solchen Triumphen? Achten Sie die Leute, die Ihnen applaudiren? Und wenn Sie älter werden —“

„Davon spricht man nicht. Auch werde ich gar nicht alt, das weiß ich. Für mich giebt es nur eine Gegenwart, keine Zukunft —“

„So mag ich Sie nicht reden hören. Es liegt eine Selbstwegwerfung darin. Wer, wie Sie, ein ursprüngliches Talent hat, hat auch eine Pflicht damit zu erfüllen . . .“

So sprach der junge Moralist. Fidele hörte ihm zu, bald unwillig, bald lächelnd, bald unwillkürlich zum Ernst gestimmt.

Indeß wanderten wir, Arm in Arm, ohne uns allzusehr zu beeilen, durch die laue Frühlingsnacht und kamen in die Vorstadt. Hier war alles stiller, der Duft der Vorgärten kam uns entgegen; hier und dort schlug eine Nachtigall im Käfig ihre Triller an, als wolle sie sich, eitel wie jede Sängerin, vor der Sängerin produciren.

Endlich standen wir vor dem Hause mit den Erkern und Balkonen. Aus Laura Taronis Fenster war hinter herabgelassenen Rouleaux der Schein der Hängelampe sichtbar.

„Sie kommen doch herauf und trinken den Thee bei mir? Doch giebt's auch Anderes, kalte Küche, was Sie wollen . . .“

„Danke, ich nehme Abschied“.

„Um in's Wirthshaus zu gehen? Zu Kameraden? Nein, Sie kommen herauf“.

„Danke, gute Nacht!“

Ich reichte ihr die Hand hin.

„Nein, Sie gehen nicht. Es kommt ein Wetter. Ich wohne gar so weit ab. Hans soll Ihnen einen Wagen holen, der Omnibus ist schwer zu treffen und meist überfüllt. Allerdings können Sie auch ganz ruhig auf dem Canapee schlafen . . .“

„Danke, ich kehre heim. Meine Mutter erwartet mich zum Nachtessen.“
 „Nun, so gehen Sie, Garstiger“.

Sie zog rasch und stark die Glocke und verschwand im Hause.

Als ich den Heimweg antrat, war es Nacht geworden. Das Gaslampenlicht, das in diesem wenig besuchten Quartier nicht durch die Beleuchtung der Verkaufsläden unterstützt wurde, gab nur wenige Helle. Da trat, vom jenseitigen Gesteig herüberkommend, ein junger, schlechtgekleideter Mensch an mich heran. Den Hut schief auf dem Kopfe, drunter ein blasses zerstörtes Gesicht, hielt er mich an und ersuchte mich um Feuer für seine Cigarre. Unter zehn Leuten meines Standes wären gewiß, da das Wetter rauh war, neun weiter gegangen, ohne das barsch gestellte Ansuchen weiter zu beachten. Ich aber, gewöhnt, Jeden wie meinesgleichen zu behandeln, blieb stehen. Ich reichte meine Cigarre hin und dachte mir, da der Mensch sie mit der linken Hand nahm, es sei ein verstümmelter, brotloser Arbeiter — verwahrloßt genug sah er aus.

Mit einem Male aber hatte er die hinter seinem Rücken verborgene Rechte hervorgezogen und führte mit einem Messer einen Stoß gegen meine Brust.

Ich stürzte mit einem lauten Schrei nieder, der Geselle ergriff die Flucht. Da kam ein Trupp Leute um die Ecke, ich hörte hinter mir Stimmen: „Da hat man Einen todtgestochen! Greift den Thäter! Greift ihn!“

Ich fiel in Ohnmacht.

Als ich zum Bewußtsein erwachte, befand ich mich in einer nahegelegenen Apotheke. Eine ganze Schaar Menschen umstand mich. Man hatte mir Ueberrock und Rock ausgezogen, ein herbeigerufener Chirurg untersuchte meine Wunde. Sie blutete nicht stark und war weniger gefährlich, als nach der Gewalt, mit der der Stoß geführt worden, hätte erwartet werden können. Das Messer war aufs Brustbein gestoßen.

Die Blutung wurde gestillt, ein Verband aufgelegt, man holte einen Wagen, der mich nach Hause brachte.

„Das war der Bruder“, sagte ich zu mir während des Fahrens. „Er hat gethan, was er mir angekündigt hat. Wäre ich Laura Taroni gefolgt, ich säße jetzt im Sichern. Mir ist die moralische Laune schlimm bekommen . . .“

* * *

Am andern Tage erschien ein Beamter mit zwei Gerichtsärzten bei uns, um sich vom Thatbestande zu überzeugen.

Die erste Frage war, ob ich den Thäter zu nennen wisse?

Ich verneinte das.

„Es ist doch, wie es den Anschein hat, kein Raubanfall beabsichtigt gewesen“, sagte der Beamte. „Die Sache hat das Aussehen eines Mordversuchs —“

einer Privatrache. Wissen Sie einen Grund dafür? Ist Jemand feindlich gegen Sie gesinnt?"

„Daß ich nicht wüßte —“

Man drang in mich, ich erwiderte, daß ich außer Stande sei, Auskunft zu ertheilen, und die Commission entfernte sich mit Rücksicht auf die Schwäche, die mir der Blutverlust und das Wundfieber zugezogen.

Nachdem so die ersten Erhebungen gepflogen worden waren, erwartete ich in größter Unruhe das Weitere. Ich lag auf der Folter. Ich sah Toni's Bruder schon vor den Assisen und die Geschichte an die Deffentlichkeit gezerzt.

Es kam aber anders.

Im Laufe des Tages wurde die Leiche eines jungen Arbeiters aus der Moldau gezogen, die als die Leiche des den Gerichten noch immer unbekanntem Menschen agnoscirt wurde, der mich angefallen hatte.

Toni's Bruder hatte, von mehreren rüstigen jungen Leuten verfolgt, seinen Weg gegen die Moldau zu genommen. Wo die schmale Gasse ausmündete, war ein Waschplatz; mehrere alte Rähne, tagsüber von Weibern benützt, lagen dort am Ufer. Der junge Mensch kletterte von einem Rahn zum andern und versuchte den letzten loszumachen und ins Wasser zu schieben, vermuthlich in der Absicht, sich vom Strome treiben zu lassen und ungesehen irgendwo ans Land zu kommen. Aber der Strom ging eben sehr hoch. Als er die Verfolger dicht hinter sich hörte, mußte er von einem Rahn in den andern übersetzend einen Fehltritt gemacht haben und wurde von den Wellen fortgerissen.

Als der Thäter todt war, fehlte für das Gericht der Grund zu weiterer Untersuchung. Die Sache schloß ein.

Man denke sich, wie diese Reihe dunkler Ereignisse auf das Gemüth eines jungen Menschen wirken mußte! So einfach und wenig ungewöhnlich jedes Ereigniß an sich war, so dämonisch nahm sich das Ganze in seiner haarscharfen Verkettung aus. Lange noch tanzten diese Erlebnisse wie grellbemalte Schreckgestalten um mein Lager, erhielten meine Seele in einer gewaltfamen Spannung und verlängerten das Fieber, das mich gepackt. Indes saß meine Mutter als die liebevollste der Wärterinnen an meinem Bette, unter ihrer Pflge erholte ich mich langsam und genas. Noch immer war ich nicht in das Geleise einer ruhigen Existenz zurückgekehrt, noch immer packten mich die Convulsionen meiner geheimen Qual, noch immer war ich in die Quelle meiner Leiden schmerzlich verliebt und schaute gerne hinab in ihren dunklen Spiegel. Da faßte ich den Plan, das Gedicht zu schreiben, das unsere nähere Bekanntschaft eingeleitet hat. Ich schrieb es rasch, und ohne mich selbst und meine Kräfte zu schonen, in einem Zuge. Aber während ich es schrieb, erwachte mein ermüdetes Lebensgenius wieder und hob die Fackel empor, wie wenn er den entschwundenen Schatten nachleuchten wollte.

* * *

Ich hatte mich daran gewöhnt, Toni als todt zu betrachten, wiewohl diese Annahme lediglich auf der Aussage einer Bauersfrau und jenem an den Kaplan gerichteten Brief fußte. Aber, daß ich absolut nichts mehr von Toni hörte, schien mir die vollste Bestätigung des Schrecklichsten. Nie vernahm ich mehr während einer schlaflosen Nacht das Wehen des Windes, ohne daran zu denken, daß er wohl über ihr Grab hinfahre . . . Und in solcher Nacht, wenn alles still war, mußte ich plötzlich lauschen und rief: O, daß Du mir erscheinen könntest!

So vergingen Monate. Eine Angelegenheit hatte mich in das benachbarte Piffen geführt. Eines Tages war ich in eine entlegene Vorstadt gekommen. Ich blieb, ein Träumer wie ich war, zufällig und ohne zu wissen, warum, vor dem Laden eines Vergolders stehen, wo nebst Rahmen und Holzleisten aller Sorten auch einzelne Bilder und Bildchen, Arbeiten kleiner heimischer Künstler, zum Verkauf hingen. Meine Augen irrten von stümperhaft gemalten Alpenlandschaften mit grellen Sonnenuntergängen zu kleinen humoristischen Genrebildern im Geschmacke geringer Käufer, von einem Knaben am Bache zu einem Mädchen mit der Katze und dem Knäuel — da fiel mein Blick auf ein porträtartiges Bild, eine unvollendete Skizze, und ich prallte zurück.

Aus einem dunklen Hintergrunde sah mich ein Kopf voll intensivsten Lebens an. Ich hatte augenblicklich Tonis Züge erkannt. Ja, es war ihr Kopf, wie aus dem Spiegel gehoben und ohne jede Spur von Idealisierung wiedergegeben.

In diesem Augenblicke wurde ich von einem Bekannten angesprochen. Ich verbarg meine Unruhe so gut als möglich und entfernte mich einige Schritte von dem verhängnißvollen Laden. Aber kaum war ich wieder mein eigener Herr, als ich an das Schaufenster zurückkehrte. Staub der Gasse lag darauf, ich putzte ihn weg und schaute, schaute. Alle Erinnerungen der Vergangenheit waren in mir aufgewacht und begannen mich zu geißeln. Mir war, als sei ich unheimlichen Mächten als Spielzeug anheimgegeben. Was geht mit mir vor? fragte ich mich. Täusche ich mich? Sehe ich nur eine Ähnlichkeit, weil ich immer an sie denke? Oder ist sie es wirklich? Wie kommt sie hieher?

Ich trat in den Laden, ließ mir von der Verkäuferin das Bild hervorholen, betrachtete es in der Nähe. Es mußte Toni sein. Ich kaufte das Porträt, gab den Auftrag, es in meine Wohnung zu schicken, dann fragte ich nach dem Maler.

Nach einigem Zögern wurde mir der Name Johann Wallburg genannt, er sei ein „einheimischer Künstler“. Auch seine Adresse erhielt ich.

Ich eilte in die entlegene Vorstadtstraße. In einem großen schlechtgehaltenen Hause, wie solche für kleine Miether von Capitalisten, die selbst nicht dort wohnen mögen, hergestellt werden, und zwar in einem hohen engen Zimmer des Hintergebäudes traf ich den Künstler. Es war eine über alle Beschreibung verwittrte Menschenruine, die da in einer schmutzigen

farbenbeflexten Blouse, eine Mütze auf dem Kopfe, Filzsocken an den Füßen vor der Staffelei saß und pinselte. Ringsum hingen, standen und lagen allerhand Bilder.

„Ich habe doch das Vergnügen“, begann ich, „den Künstler zu sprechen, der bei dem Vergolder in der Zwingergasse das Bild eines jungen Mädchens ausgestellt hat“ —

„Weiß schon, was Sie meinen“, fiel er mir in die Rede. „Den jugendlichen weiblichen Studienkopf. Eine gute Arbeit, aus meiner letzten besten Zeit. Sie machen eine gute Acquisition, wenn Sie es kaufen. Ich kann es wohl sagen, da es mich jetzt nichts mehr angeht. Und wenn Sie das Dreifache geben müssen, was der Kerl mir gezahlt hat, es ist nicht zu viel“ —

„Das Bild“, erwiderte ich, „ist bereits mein Eigenthum“.

„Es fiel mir schwer, es herzugeben“, sagte der Verwitterte. „Hätte es am liebsten immer vor mir gehabt. Hatte es auch nur für mich gemalt. Aber Du mein Gott! Die Noth ist gebieterisch. Die Noth fragt nicht: willst du, magst du? Sie faßt den Menschen an der Kehle und schwingt den Knüttel über ihn. Sehen Sie sich in diesem Zimmer um, junger Mann. So sieht es bei einem Künstler aus, der nicht der letzte in seiner Zunft war. Und zudem hat er eine Tochter, die in Reichthum und Ueppigkeit lebt. Wenn Sie einmal von einer Gräfin Greifenklau hören“ —

„Allerdings kenne ich eine Gräfin Greifenklau — Sophie Greifenklau — wäre sie Ihre Tochter?“

„Ja, so ist es, junger Mann. Gräfin Greifenklau ist eine geborene Sophie Wallburg. Sie könnte aber auch Regan oder Goneril heißen“.

Diese Eröffnung des redelustigen Alten, die mich unter anderen Verhältnissen sehr interessirt hätte, ließ mich jetzt ganz kalt, ich fragte:

„Um wieder auf das Bild zu kommen. Es ist mir besonders darum werth, weil ich in demselben das Porträt einer Bekannten zu erkennen glaubte. Gewiß haben Sie es auf einer Reise gemalt, in Kranberg, einem kleinen Gebirgsdorfe“ —

„Doch nicht“, erwiderte der Untergegangene lebendig. „Das Mädchen lebte hier, in diesem selben Hause, mit ihrer Mutter zusammen“.

„Frau Erhardt“, sagte ich, jedenfalls die Worte mühsam stammelnd.

„Richtig, so heißt sie“, erwiderte der Alte.

„Und — wann waren Mutter und Tochter hier?“

„Wann? Ich denke, es wird drei Wochen her sein, daß sie ausgezogen. Sie wohnten meiner Thür gegenüber, auf demselben Flur. Da mir der Kopf des Mädchens so sehr gefiel, bat ich sie, mir zu sitzen. Sie war nur schwer dazu zu bewegen, endlich ist sie mir auf Wunsch der Mutter ein paar Mal geseffen. Das Bild wurde nicht fertig und stand längere Zeit bei mir. Ich wollte es behalten — aber, wie gesagt, kurz nach Auszug der guten

Leute zwang mich die Noth, es fertig zu machen, so gut es ging, und es wegzugeben —“

„Sie wissen nicht, wohin die Frau mit ihrer Tochter gezogen ist..?“

„Nein, das weiß ich nicht. In so einer Stadt lernt man Leute kennen. Man verträgt sich mit den Nachbarn, ziehen sie aus, sieht man sie oft nie mehr im Leben —“

Toni und ihre Mutter noch am Leben! Mir war es, wie im Traume, es wirbelte mir vor den Augen. Staunen, Gefühl des Räthselhaften, Jubel und Schmerz umfaßten mich zu gleicher Zeit. Mir nahe, vielleicht noch in derselben Stadt. Ich fuhr auf's Polizeiamt, ließ im Register des Meldebuches nachschlagen. Die Namen fanden sich wirklich.

Ich flog in die mir genannte Wohnung.

Wieder trat ich in ein ärmlich aussehendes Haus, fragte, riß die mir bezeichnete Thüre auf.

An einem Tische saß ein Mädchen bei ihrer Handarbeit — schlug den Blick empor — wer malt meine Empfindungen? Es war Toni.

Sie hatte mich kaum erblickt, als sie lautlos und todtenbleich auf ihren Stuhl zurückfiel, die Arbeit entfiel ihren Händen.

Ich riß mich aus halber Erstarrung, die mich erfaßt, und stürmte mit ausgebreiteten Armen vorwärts.

Einen Augenblick später hatte ich die Halbzusammensinkende umfaßt und drückte meine Lippen auf die ihrigen. Sie aber wendete heftig und leidenschaftlich den Kopf und rief: „Nicht wieder! nicht wieder!“

* * *

„So hab ich Dich entdeckt — Du hattest Dich mir entzogen. Ich finde Dich wieder — warum verbargst Du Dich — wie konntest Du es über's Herz bringen —?“

So ungefähr wandte ich mich an Toni.

Sie blieb stumm.

„Rede“, beschwor ich sie, „rede. Warum verbargst Du Dich?“

„Warum? Ich habe mich nicht verborgen. Hättest Du mich finden wollen, Du hättest mich unschwer gefunden“.

„Was soll das heißen?“ rief ich. „Von Kranberg waret Ihr fort. Man sagte mir dort, an Ort und Stelle, in Eurem alten Hause, Ihr wäret ausgewandert nach Amerika und — auf der Ueberfahrt umgekommen“.

Toni lächelte bitter, wie wenn ihr dies als die letzte aller schlechten Ausflüchte erschiene.

„Bei Allem, was heilig, es ist so!“ rief ich. „Ich habe Dich für todt gehalten, Dich beweint, Dich betrauert. Wäre ich nicht von Deinem Tode überzeugt gewesen, ich hätte nach Dir die halbe Welt durchsucht“.

„So hast Du denn“, fragte Toni sehr ernst, „von den zwei Briefen, die ich an Dich geschrieben, keinen erhalten?“

„Keinen! keinen! Wann hättest Du mir geschrieben?“

„Das erste Mal ein kurzes Briefchen bald nach unserer Trennung, den zweiten von hier, etwa vier Wochen später“.

„Ihr lebtet also immer hier?“

„Ja, immer. Der Bruder, weißt Du, war hier in der Fabrik. Er wohnte bei uns, bis er plötzlich verschwand, seinen — heimlichen Plan auszuführen“.

Sie begann laut zu weinen.

„Daß ich keine Antwort erhielt“, fuhr Toni fort, „kränkte mich tief, schrecklich; es war mir ein Zeichen, daß Du von mir nichts wissen wolltest, und damals — ach, damals hatte ich es noch nicht über's Herz gebracht, von Dir zu lassen. Ich war so unglücklich, so tief elend, ich wünschte mir den Tod —“

„Toni“, rief ich, „das ist mit seltsamen Dingen zugegangen. Zwei Briefe und keiner in meine Hände gelangt! Dabei diese Gerüchte von Eurem Tode. Dahinter steckt etwas. Mir ist, scheint es, böß mitgespielt worden“.

„Du sagst“, entgegnete Toni, und der Schmerzausbruch hatte sich in eine Anklage verwandelt „Du sagst, Du hast nicht gewußt, was aus mir geworden ist. Du sollst keinen Vorwurf von mir hören, aber ich frage: warst Du unglücklich darüber? Hast Du es Dir zu Herzen genommen? Sprich, aus welchem Hause bist Du gekommen, als mein Bruder Dich anfiel?“

Mir ging bei dieser Frage ein unerwartetes Licht auf.

„Mein Bruder haßte Dich“, fuhr Toni fort und betrachtete Dich als unseren Feind. „Daß Du Dich gar nicht mehr um mich zu kümmern schienst, brachte ihn oft wie von Sinnen. Es ist wahr, er trug sich schon lange mit finsternen Gedanken, und manches Wort, das er gesprochen, ist mir erst hinterher klar geworden. Ich weiß jetzt, daß er Dir einen Drohbrief geschrieben. Doch meine ich, wie er Dir auch nachging, er wäre nie zum Aeußersten geschritten, er wäre nie wie ein Mörder auf Dich losgefahren, wenn er nicht den Beweis gehabt hätte, daß Du mich so schnell vergessen hast. Das wird ihn zum Aeußersten gebracht haben“.

„Toni, Toni! Dann war der Stich, den ich erhielt, ein unverdienter. Auf meinen Besuch in jenem Hause brauchst Du wahrlich nicht eifersüchtig zu sein. Nie hab' ich Dich vergessen, keinen einzigen Tag, keine Stunde. Ich liebte Dich, ich war dem Kummer meiner Gedanken überlassen und fand nirgends Trost. Hundert- und hundertmal des Tages rief ich mir Dein Bild vor die Seele, rief Dich, die ich für immer verloren zu haben glaubte. Doch sage, kann zwischen uns ein Zweifel aufkommen? Sieh mir in's Auge, lies in meiner Seele und vernimm meinen erneuerten Schwur, nie von Dir zu lassen“. —

„Das darfst Du nicht schwören!“ rief Toni mit abwehrender Bewegung.

„Das Opfer ist vollbracht, es liegt hinter mir, ich habe feierlich und für immer auf Dich verzichtet“.

„Das kannst, das darfst Du nicht!“ rief ich.

„Ich habe Deiner Mutter mein Wort gegeben und halte es“.

Ich war lange sprachlos vor Erstaunen.

„Meiner Mutter?“ fragte ich endlich. „Hat sie an Euch geschrieben?“

„Weißt Du denn nicht, daß sie bei uns war?“

„Meine Mutter bei Euch? . . .“

„Wohl zwei Stunden saß sie auf dem Stuhl da, von mir, wo Du jetzt sitztest. Ich lag zu Bette — sehr schwer krank — es war kaum eine Woche nach jenem entsetzlichen Tage, an dem ich die Nachricht von der That des Bruders und seinem schrecklichen Ende erhalten hatte. Meine Mutter war dabei und hat Alles mit angehört. . .“

„D“, rief ich, „sagte ich es doch, mir ist arg mitgespielt worden! Deine Briefe hat sie mir unterschlagen, das Gerücht von Deinem Tode aussprenken lassen und Dir heimlich, ohne mir etwas davon zu sagen, eine Verzichtleistung abgerungen, wer weiß, durch welche Mittel“ —

„Nein“, erwiderte Toni, „nicht abgerungen, wenigstens nicht durch unlautere Mittel. Freundlich und verständig hat sie mit uns gesprochen, alles in Ruhe und Güte — ich habe ihr in Allem Recht geben müssen“.

„Welche Heimlichkeiten!“ rief ich. „Welche Schleichwege! Doch — sie haben ihr nichts genützt! Jetzt ist das Netz zerrissen, das um mich gesponnen war und das ich nicht gewahrte. Ich lasse nie und nie von Dir!“

In diesem Augenblicke trat die Mutter ein.

Sie blieb, als sie mich erkannte, wie erstarrt stehen.

„Hast Du ihn hergerufen?“ war ihr erstes, im vorwurfsvollen Tone gesprochenes Wort.

Toni schüttelte den Kopf.

Das kummerdurchfurchte Antlitz der Frau war mein ärgster Richter.

„Frau Erhardt“, rief ich ihr entgegen, „ich verspreche Ihnen heilig als Mann, alles gut zu machen, was ich als Knabe an Ihnen gefehlt!“

„Können Sie das?“ fragte Frau Erhardt finster. „Sehen Sie mein Kind an und sagen Sie, ob Sie das können?“

Erst jetzt fiel mir die entsetzliche Veränderung auf, die in Tonis Zügen stattgefunden. Die Wangen, die eine fliegende Röthe bedeckten, waren hager, die Augen, die seltsam glänzten, tief eingesunken; unbarmherzig hatte ein langer Schmerz überall seine Vernichtungsspuren eingezeichnet.

„Sie können“, fuhr Frau Erhardt fort, „nichts wieder gut machen. Sie können mir die Tochter, die ich besaß, ebenso wenig wiedergeben, wie meinen Sohn. Mein Sohn ist todt — und meine Tochter —“ hier versagte, als ihr Blick auf Toni fiel, der eisenstarken Frau die Stimme, ihr, die wohl selten zu weinen gewohnt war, traten die Thränen in die Augen.

„Frau Erhardt“, rief ich, „seien Sie kein unbarmherziger Ankläger.“

Sehe ich aus, wie Einer, der Liebesfreunden nachjagt? Wie ein Herzloser? Hab' ich etwa nicht gelitten? Ein Jahr meiner Jugend ist bereits voll von Kämpfen, es hat mir tausend Wunden geschlagen, Tag um Tag und Stunde um Stunde. Nein, ich bin kein Verbrecher, ich bin es nicht! Man hat mich furchtbar getäuscht. Tonis Briefe sind nie in meine Hand gekommen. Ich habe sie für todt gehalten und war auch der Todten getreu. Wie ich fürderhin zu meiner Mutter stehen werde, die dies alles über mich gebracht hat und so grausam zwischen mich und meine Liebe getreten ist, das weiß ich heute noch nicht zu sagen. Diese Liebe wächst täglich, sie wird stärker in mir als jede Rücksicht und wird alles überdauern. Ein zweites Mal spielt man mir so nicht mit. Kein Ort wäre so versteckt, mir Toni zu verbergen, keiner so fern, daß ich sie nicht aussuchte. Auch Sie werden mit mir Frieden schließen und durch die Beharrlichkeit meiner Liebe endlich mit mir versöhnt werden. Toni wird sich wieder erholen und in einer glücklichen Gegenwart das Erlittene vergessen —“

Ich war vor die Geliebte hingetreten, ergriff ihre Hände und rief: „Toni, laß mich nicht mehr von Dir —“

Toni war von der Exaltation, die mich ergriffen, mit erfaßt, eine fliegende Röthe trat auf ihre Wangen. Sie schlang ihren Arm um meinen Hals, während ich, die Stirn auf ihren Knien, vor ihr hingefunken dalag und rief:

„Mutter! Mutter, haben Sie Mitleid mit uns!“

Aber diese flehentliche Bitte prallte an der Brust der Frau ab, die nach kurzer Ergriffenheit ihre ganze Energie wiedergefunden.

„Ich müßte schwach sein, eine Märrin, wenn ich auf Dich hören wollte!“ rief sie der Tochter zu. „Als der Zufall“, wendete sie sich an mich — „doch was nennt man so! — als das Schicksal Sie mit uns bekannt machte, da wußte ich gleich, daß nichts Gutes aus so einer Bekanntschaft entstehen würde. Ich wußte, wie herzlos die Leute Ihres Standes sind, das ganze Leben hat mich vor denselben gewarnt, doch trotz aller Klugheit war ich verblendet, daß ich die Lehre vergaß, die ich anderen Müttern so oft gegeben. Sie sind gekommen, haben die Unerfahrenheit eines Kindes mißbraucht; ich schloß die Thür erst, als es zu spät war. Sehen Sie, was Sie angerichtet haben! Sie haben alles zerstört, was zu zerstören war. Schon in Kranberg haben es die Nachbarn nicht an Auslegungen fehlen lassen. Wollen Sie auch hier, wo wir das Leben wieder anfangen möchten, uns die Ehre rauben? Sollen die Leute, die uns hier kennen, sagen: hier geht ein junger Mann aus und ein, und Frau und Tochter leben von ihm? Und wenn Ihnen Toni verzeiht, ich bleibe unverzöhnt und trage Ihnen alles, was Sie gethan, bis zur letzten Stunde nach. Wenn sie vergessen könnte, an wessen Tod Sie schuld sind, ich vergesse es nicht. Kommen Sie mir nicht mit dem, was mein Sohn Ihnen gethan. Wäre es vor die Geschworenen gekommen und hätte er erzählt, warum er über Sie hergefallen, ich sage Ihnen, die Geschworenen hätten ihn

freigesprochen! Wollen Sie Toni noch Liebe versprechen? Warten soll die Thörin, Sie aber werden sie schließlich fallen lassen, wie ein abgetragenes Kleidungsstück. Ja, das werden Sie, ich weiß es. Wir haben Ihre Mutter kennen gelernt, und wissen, wie sie denkt. Hat aber sie ihren Stolz, so habe ich den meinigen. Mein Kind ist mir lieb, aber lieber noch unsere Ehre. Die Bekanntschaft mit Ihnen ist uns nur eine Quelle von Unglück geworden. Ist Toni brav und vernünftig, so findet sie Trost bei ihrer Mutter und endlich wird die Erinnerung an das Vergangene bei ihr absterben. Vergessen auch Sie uns. Es wird einem vornehmen jungen Herrn weniger Anstrengung kosten, als Sie jetzt denken. Leben Sie wohl!“

* * *

Finster, grollend, im Innersten empört und entrüstet, kam ich nach Hause zurück. Das erste Wort, das ich an meine Mutter richtete: die Bitte, unter vier Augen mit ihr zu sprechen, sagte ihr alles.

„Mutter, Mutter“, wandte ich mich an die vor mir Stehende, „der Faden, den Du so fein gesponnen, ist zerrissen. — War es recht, mir Briefe vorzuenthalten und mich irrezuführen, wie Du es gethan?“

„Lassen sie Dich noch immer nicht los?“ fragte die Mutter, rasch auf-fahrend.

„Der Zufall allein“, erwiderte ich, „hat mich alles erfahren lassen. Ihm verdanke ich, was ich jetzt weiß. Die, die es trifft, haben still gelitten und geschwiegen. Sieh, Mutter, die Folgen! Welchen Schein habe ich auf mich geladen, und wie viel ist geschehen, weil ich nichts wußte? Ich habe Monate der Sorge, der Unruhe und der Trauer hinter mir — ein Stück meines Herzens hab' ich begraben. Doch das ist das Aergste nicht. Für einen Verräther, für einen Schurken wurde ich gehalten, weil ich wie ein Lebloser alles geschehen ließ. Gepflegt hast Du mich in meinem Wundfieber wie die beste Mutter, aber wäre jener Bruder wie ein Wilder auf mich losgefahren, wenn ich der Familie gegenüber nach meiner Pflicht und nach meinem Herzen hätte handeln können? Deine Politik hat sich schwer gerächt, und nie wird sie wieder gutzumachen sein!“

„Ja, ich habe gefehlt“, erwiderte meine Mutter. „Ich hätte mit dem Briefe, mit dem ersten Briefe, als er ankam, vor Dich hintreten und Dich fragen sollen: mit wem hast Du Dich da eingelassen? Mit einem Schulmädchen? Mit einer Dienstmagd? Ich hätte sagen sollen: öffne und lies mir vor! Komm, wir wollen es für nicht mehr nehmen, als es ist. Aber ich wollte Dir eine Beschämung ersparen und las allein. Schwärmerei, dachte ich, Jugendthorheit! Laß eine Zeit darüber hinweggehen, da erkennt mein Sohn sie selbst als solche. Doch ich erkundigte mich nach den Leuten und erst, da ich hörte, daß sie fortgezogen, ward mir ganz leicht. Indesß gingst Du noch immer umher wie ein Suchender, der etwas vermißt, wie

ein Trauernder, aber ohne Zutrauen zu mir. . . . Ein zweiter Brief kam, und ein dritter — Die ist hartnäckig, dachte ich — und warf sie ungelesen in's Feuer. Ich segnete den Zufall, der mir sie in die Hände spielte. Man muß solche Brieffschreiberinnen ermüden, dachte ich mir, um sie loszuwerden. Er muß loskommen. Da überfiel Dich der Mordgesell. Das Gericht hielt es schließlich doch für einen Raubanfall, ich wußte es besser. Ich eilte auf einen Tag von Deinem Krankenlager weg, mir die Familie anzusehen, in der die Schwester erst Liebesbriefe losläßt, der Bruder aber mit Messern sticht. Ich fand — ich gestehe es — die Leute anders, als ich es mir gedacht — das Mädchen willens, eine Heldin der Entsagung zu spielen, die Mutter wie starr von allem Unglück, das sie betroffen. Ich gestehe, ich ging mit anderen Eindrücken fort, des Mädchens insbesondere — aber wir leben nicht in Amerika; was in den Urwäldern möglich, ist es hier nicht. Der Unterschied der Stände ist einmal da, und in der Welt, wie sie nun einmal ist, — ich hoffe Du täuschest Dich selbst nicht darüber — genügt nicht der einfache moralische Werth, Bravheit, Jugend, Güte allein. . . .“

„Mutter“, entgegnete ich, „mein Herz hat gewählt, ich lasse nicht von ihr. Ich hoffe auf die Zeit, welche Vorurtheile tilgt und Mißverständnisse ausgleicht, und sollte ich Jahre um Jahre warten —“

„Jahr' um Jahre!“ sagte meine Mutter, und der Ton ihrer Stimme wurde sehr sanft. „Das Mädchen, das Du liebst, hat keine Jahre vor sich. Sie gehört zu den vorfrüh zum Leben Erwachten, die welken und hingehen, ehe ihre Sonne im Mittag steht“.

Damit ging sie fort.

Meine Mutter hatte mit diesen Worten das berührt, was in mir seit den letzten Tagen als eine schreckliche Befürchtung lebte. Toni glich einer jener Blumen, die allzufrüh, im März, ihren Kelch aufgeschlagen: die Farben sind von größter Frische, aber ihr Bau zu zart, um die nachkommenden Stürme und Fröste zu bestehen. Und wie ihr Körper zurückgeblieben war hinter dem gewöhnlichen Maß ihrer Jahre, so war ihr Geist vorangeeilt und hatte jene frühzeitige Reife erlangt, die die tiefste Besorgniß einflößt.

Doch das alles hatte ich mir bisher, so oft ich's erkannte, wieder ausreden können; jetzt lag es anders. Seit der Gram an ihr gezehrt, war sie der Schatten dessen geworden, was sie einst war.

Außer Stande, selbst um Toni zu sein und doch voll vom Drange, ihr und ihrer Mutter zu helfen, wandte ich mich in einem dringenden und ausführlichen Briefe an den alten Maler Wallburg und beschwor ihn bei der Sympathie, die er für die Leute empfunden, sich nach denselben umzusehen und ihnen beizustehen. Die Mittel, die er dazu nöthig habe, wollte ich ihm in aller Stille liefern.

Er antwortete mir einige Tage später in einem Briefe, der mit herzlichen Worten für den eingesandten Vorschuß dankte. Der arme, von seiner Tochter schmählich verlassene Greis fühlte sich glücklich, so unerwartet einen

Gönner gefunden zu haben! Er meldete, daß er der Familie einen Besuch gemacht, konnte mir aber über Toni's Gesundheit nichts Beruhigendes mittheilen. Er berichtete über Husten, Nachtschweiß, zunehmende Schwäche. Ich konnte nichts thun, als den alten Maler bitten, in seiner Sorge nicht zu erlahmen und für ärztliche Pflege nach Möglichkeit zu sorgen.

Ab und zu trat eine Besserung bei der Kranken ein, die mit wunderbarer Geduld, mit Vertrauen, oft mit Hoffnung den Verordnungen des Arztes folgte. Es kamen Tage, an welchen sie sagte: Ich fühle es, ich werde bald geheilt sein! Auch ich wachte dann aus meiner Trauer auf und knüpfte an die Besserung ihres Zustandes die Hoffnung, sie zu erhalten und schließlich mein zu nennen. Ach, wie trügerisch war das alles! Ein Luftzug konnte sie wieder rückfällig machen und alle Traumbilder wieder ausblasen.

Zu meiner Mutter besserte sich indeß meine Stellung nicht. Ich konnte ihr ihr Vorgehen gegen meine Herzensneigung nicht verzeihen. Dieser leise Trittschritt, diese Heimlichkeiten, diese Anwendung kleiner feindlicher Mittel schien mir so unwürdig! Mißtrauen riß mehr und mehr ein, Kälte trat an die Stelle der ehemaligen Herzlichkeit und streifte bis an Entfremdung.

Seltfame, anormale Lage! Von meinen Freunden hatte ich mich losgelöst, von denen, die mir sonst so nahestanden, war ich getrennt, und Freund und Vertrauter war mir jetzt ein Mann geworden, der den Jahren nach mein Großvater hätte sein können. Wie gealtert war ich! Die Freuden und Angelegenheiten meiner Altersgenossen waren für mich nicht mehr vorhanden, dagegen war ich der Pfleger und Versorger Anderer. In solche Lagen bringt uns zuweilen die unerbittliche Logik der Verhältnisse und des Lebens!

Ich sah Toni noch einmal heimlich, mehrere Stunden lang, während mein alter Maler durch allerlei Künste die Mutter vom Hause fernhielt. Je größere Fortschritte ihr körperliches Leiden machte, desto schöner war sie geworden. Eine helle Verklärung leuchtete aus ihrem überzarten Gesichte, ein neues, mit Worten nicht zu beschreibendes Licht leuchtete aus ihren Augen. Sie war aber auch klüger und anmuthreicher geworden, es war, als ob die Natur, des nahenden Endes gewärtig, noch Alles zusammenfassen und emporheben wolle, was in ihr lag, um in der kurzen Frist, die ihr noch zugemessen war, die Anmuth späterer Jahre zu zeigen.

Der Winter war langsam dahingegangen, der Frühling kam. Da traf nach längerer Unterbrechung wieder ein Brief des alten Malers ein. Er meldete, daß sich seit einigen Tagen Toni's Zustand bedeutend verschlimmert habe . . .

Als ich mich aus dem Zustande dumpfer Verzweiflung, die mich überkommen, aufraffte, war ich entschlossen, auf der Stelle abzureisen und mich nicht mehr von meiner geliebten Kranken zu trennen.

Welche Fahrt hatte ich! Ein Sturm war über die eben aufgeblühte Frühlingswelt hereingefahren, Schneewirbel fausten über die Felder, das

monotone Brausen des Windes, das die Rauchsäule hin und herjagte, mischte sich in den Lärm der Locomotive. Blicke ich durch die trüben, nassen, frostangelaufenen Scheiben, so sah ich Bäume, gestern noch in Blütenpracht prangend, mit Schnee belastet, vom Winde gezerrt und gebogen. War der Winter wieder da? Fußgänger huschten eilig dahin und suchten den Schutz der Häuser, die Flocken wirbelten nieder, als solle der Zug, mit dem wir fahren, im Schnee stecken bleiben.

In Pilsen angekommen, begab ich mich sofort in das bekannte Haus. Die erste Person, die mir auf der Treppe entgegenkam, war Wallburg, der ganz verstört aussah und die größte Eile zu haben schien.

„Was ist's?“ fragte ich ihn. „Nicht wahr, es steht schlimm? Ich sehe es Ihnen an. Gewiß gehen Sie den Arzt zu holen?“

Der alte Mann war unermögend, irgend ein Wort hervorzubringen. Er umarmte mich leidenschaftlich, indeß die Thränen über seine faltigen Wangen herabrollten, und hielt dann meine Hände krampfhaft fest.

„Ich muß zu ihr!“ rief ich und stürmte die Treppe hinauf. Wallburg folgte.

Mit zitternder Hand öffnete ich die Thür. Welch ein Anblick! Ich sah das Bett, ich sah eine Gestalt, welche den Kopf nicht mehr nach dem Hereinstürmenden wandte, welche keine Hand mehr zum Willkommen bot.

Ich that ein paar Schritte vorwärts und fiel mit einem Schrei vor dem Bette nieder.

„Sie ist todt!“ rief ich.

Es war so. Ich war zu spät gekommen. Vor einer halben Stunde hatte Toni ihre kindliche Seele ausgehaucht.

Ich konnte nichts thun, als mein Gesicht in die Kissen begraben, auf denen mein zertrümmertes Glück ruhte. Erst nach längerer Zeit fand ich Muth, sie anzusehen. Auf den marmorbleichen Zügen lag das Gepräge des ewigen Friedens.

Ich will nichts davon sagen, wie wir sie der Erde übergaben, wie wir den Sarg umstanden, ihn herab senken sahen und die ersten Schollen auf ihn kollerten. Von alledem habe ich auch nur noch eine unklare Erinnerung.

Es war am dritten Tage, ich kehrte nach Hause zurück. Es wollte wieder Frühling werden — wie aber sah es ringsum aus! Der Sturm, der mich auf meiner Fahrt begleitet, hatte die schönsten Baumkronen gebrochen. Wiesenflächen, unlängst noch grün, waren durch losgegangene Wasser verlandet, entwurzelte Bäume lagen querüber, blüthenbeschwerte Nester deckten die Wege, die schönsten Sprossen waren schwarz vom Frost. Ein Herbst ohne Frucht stand in Aussicht.

„Frühling des Jahres, Frühling des Lebens, du Zeit der Wetter!“ rief es in mir. „Auch mit der ersten Liebe, dem ersten Grün, den ersten Blüten des Herzens treibt ein erbarmungsloser Sturm sein Spiel. Warum zum Lichte erwachen, warum blühen, wenn gleich darauf der Sturm die

Neste bricht? Wie mancher junge Baum wird sich von seiner Verstümmelung nie erholen. Warum ist das so?"

Als ich so düster im Garten umherblickte, trat meine Mutter auf mich zu.

„Sohn, Sohn“, fragte sie, „habe ich Dich wieder?“

Ich umschloß sie mit meinen Armen und wir weinten lange, lange.

Wir hatten beide einander viel zu verzeihen.

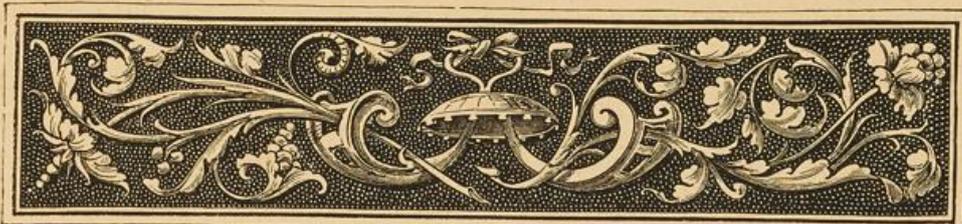
* * *

Armin hatte geendigt; es war über seine Erzählung ganz dunkel geworden.

Beide saßen wir noch einander eine Weile gegenüber, dann verließen wir den Wirthshausaltan und, ohne eine Wort zu wechseln, gingen wir unserer Herberge zu.

Bald darauf war Armin Hammer abgereist. Ich habe seitdem nichts mehr von ihm erfahren.





Ueber G. E. Lessing.

Von

Kluna Fischer*).

— Heidelberg. —

I. Lessings reformatorische Bedeutung in der deutschen Literatur.

I.

Es würde dem deutschen Patriotismus unserer Tage nicht wohl stehen, wenn wir in dem nationalen und politischen Selbstgefühl, welches das neue deutsche Reich mit sich gebracht hat, die Männer vergessen oder geringer anschlagen wollten, die uns das geistige Vaterland geschaffen haben, als das politische darniederlag; denn es ist der Besitz des ersten gewesen, der in unserem Volk die Sehnsucht nach der Erneuerung und Einigung des zweiten erhalten hat. Eine nationale Literatur, die auf der Höhe der Welt steht und die neidlose Bewunderung der anderen Völker mit Recht errungen hat, ist eine Macht, unvergänglicher selbst als die politische, dem neidischen Schicksal und dem Wechsel der Zeiten ausgesetzte Größe. So haben die Werke des hellenischen Geistes und des klassischen Alterthums überhaupt die Machtfülle seiner Reiche weit überlebt.

Nationale Thaten epochemachender Art reifen langsam und werden in allmählichem Fortgange vorbereitet, bis sich der Zeitpunkt erfüllt, der den Durchbruch des Neuen sicher und siegreich entscheidet: so unverkennbar, daß er die empfänglichen Gemüther des Zeitalters ergreift; so mächtig, daß

*) Die folgenden Darstellungen sind aus Vorträgen entstanden, die einer großen und empfänglichen Zuhörerschaft die nationale Bedeutung Lessings einleuchtend und zusammenhängend schildern wollten. Dadurch ist die Wahl der Themata und der Umfang ihrer Ausführung bestimmt worden. Ausführlicher zu sein wäre leichter gewesen. Ich habe bei der Lösung meiner Aufgabe nicht bloß an das hörende, sondern ebenso sehr an ein lesendes Publikum gedacht, zumal der Wunsch, dem letzteren diese Vorträge zu bieten, mir sogleich von Seiten einiger Zeitschriften und Verleger ausgedrückt wurde.

ihn nichts mehr ungiltig und rückgängig machen kann. Ein solcher Durchbruch ist eine reformatorische That, durch viele angestrebt, durch den Entwicklungsgang der gesammten Nation bedingt, durch einen einzigen entschieden. Denn sie erfordert allemal die eminente persönliche Kraft. Ein Jahrhundert lang hatte die christliche Welt des Abendlandes nach einer Erneuerung und Umbildung ihres religiösen und kirchlichen Lebens getrachtet, bis im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die deutsche Reformation durchbrach und sich in dem gewaltigen Luther personificirte. Von den Anfängen des dreißigjährigen bis zu denen des siebenjährigen Krieges hat unsere deutsche Literatur und Dichtung, ihrer glorreichen Vergangenheit fast vergessen, wieder nach einer nationalen Höhe gestrebt, bis endlich die zwischen unserem Leben und unserer Poesie aufgethürmten Schranken fielen und die Reformation auf diesem Gebiete sich Luft machte. Der Mann, durch dessen eminente persönliche Kraft diese That vollbracht wurde, ist Gotthold Ephraim Lessing, der Gegenstand dieser Darstellungen, die ein so gewaltiges und vielseitiges Thema innerhalb der gemessenen Grenzen unmöglich erschöpfen können und sich daher die Aufgabe gestellt haben, von einem dem nationalen Bewußtsein und der allgemeinen Bildung nächst gelegenen Gesichtspunkte aus die Bedeutung des Mannes zu schildern.

Wir sehen in ihm den Reformator unserer Literatur, insbesondere den unserer dramatischen Poesie und Lebensanschauung. Hätte Lessing nicht die Kraft gehabt, auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, das Bild des Lebens umzuwandeln und von hier aus dem Körper der Zeit den Spiegel vorzuhalten, so würde er auch nicht auf den Gebieten der wissenschaftlichen und gelehrten Literatur, dem ästhetischen, philosophischen, theologischen u. s. f., jene Stärke besessen haben, die jede seiner Spuren, wo er nur auftrat, unvertilgbar gemacht hat. Denn es kommt in der Reformation geistiger Objecte nicht bloß auf das an, was man sagt und lehrt, sondern wie man es sagt, auf den persönlichen Charakter voller Klarheit und Energie, der jedes Wort durchdringt und demselben die unwiderstehliche Kraft mittheilt; auch ist es noch nicht genug, daß man auf die beste Art erklärt und vorschreibt, wie die Dinge geschehen sollen und umzugestalten sind: man muß selbst Hand an das Werk legen und thun, was man sagt. Das thatlose Wort bewegt die Dinge nicht von der Stelle. Die Reformation des Dramas will nicht bloß in der Aesthetik und in der Lehre von der Dichtkunst, sondern auf der Bühne selbst geschehen; wer hier umgestaltend wirken will, muß neue Dramen hervorbringen, neue Lebensanschauungen in diesem mächtigsten und populärsten aller Kunstwerke verkörpern. Dies vermochte und that Lessing. Es ist leicht zu sagen, welche seiner dramatischen Dichtungen diese reformatorische Bedeutung haben: die nationalen und populären, die jedermann kennt, die unvergessenen und unvergeßlichen, die im Geiste unseres Volkes ein festes, unentbehrliches Besizthum geworden sind und in ihm fortleben und fortwirken werden, so lange es athmet. Es sind die Stücke, in denen unsere neuen

und nationalen Zeit- und Lebensanschauungen in der Form des Lustspiels, des Trauerspiels, des „dramatischen Gedichts“ sich ausgeprägt haben: Minna von Barnhelm, Emilia Galotti und Nathan der Weise.

Als ich mir nun die Aufgabe stellte, Lessings Bedeutung von einem dem nationalen Gefühl und der allgemeinen Bildung nächst gelegenen Gesichtspunkte aus zu schildern, konnte es mir nicht zweifelhaft sein, welche Themata ich ergreifen mußte, um nicht bloß ein abgerissenes Stückwerk zu geben. Lessing hat seine nationalen Wirkungen hauptsächlich durch seine dramatischen Dichtungen errungen: durch die drei, die ich genannt habe, und deren jede in ihrer Art einen reformatorischen Charakter trägt. Darum muß ich vor allem Lessings reformatorische Bedeutung in unserer Literatur überhaupt in's Auge fassen.

II.

Jedes reformatorische Werk ist die Lösung einer Zeitaufgabe, einer solchen, die den Gang der Dinge unterbricht, die Zeiten scheidet, die herkömmlichen und ausgelaufenen Richtungen abschließt, neue eröffnet und die vorhandenen Bildungsformen dergestalt umwandelt, daß, um es kurz und treffend zu sagen, die Natur der Sache wie neugeboren aus der Natur des Menschen hervortritt.

Auf die religiöse Natur und den Ursprung des Christenthums, auf seine geschriebenen Urkunden in der Bibel und die ungeschriebenen im menschlichen Herzen stützte sich unsere kirchliche Reformation. Als ein Jahrhundert später die Zeit zur Begründung einer neuen Philosophie gekommen war, forderte man die unbefangene vorurtheilsfreie Erkenntniß der Dinge durch die menschliche Vernunft und die freie Selbstthätigkeit ihrer Kräfte: die richtige Sinneswahrnehmung und das klare Denken. Dort sollte der religiöse Glaube, hier die natürliche Erkenntniß aus ihren ursprünglichen und einfachen Bedingungen erneuert und gleichsam wiedergeboren werden. In dieser Art normaler Herstellung lag die reformatorische That. Nachdem sie geschehen und in ihren Folgen ausgeführt war, mußte eine neue Aufgabe eintreten: die Prüfung jener Grundlagen, auf die sich in dem einen Fall die Reformation der Kirche, in dem anderen die der Philosophie gegründet hatte; dort sollten die Quellen des Glaubens, hier die der Philosophie untersucht werden. So geschah es. Die letzte Epoche der Philosophie — die größte, die sie seit Sokrates erlebt hat, — besteht in dieser Untersuchung und Entdeckung. Unsere natürlichen Vernunftvermögen sind die einzigen Quellen menschlicher Erkenntniß: sie sollen nicht Größeres leisten wollen als sie leisten können, sonst wird die Wahrheit verfehlt und umechte Vorstellungen zu Tage gefördert. Daher mußten unsere Vernunftkräfte, jede in ihrer Eigenart, Leistungsfähigkeit und Tragweite, sorgfältig geprüft und ausgemessen werden, damit man wisse, worin das Vermögen der menschlichen Natur besteht: ihr Erkenntniß- und Wahrheitsvermögen. Diese Prüfung nannte man die Kritik

der Vernunft; der Denker, dem die Philosophie diese große Erleuchtung verdankt, die ihre Wege bis heute gelenkt hat, war Immanuel Kant.

Zu den Vermögen der menschlichen Natur gehört auch die Einbildungskraft, die Schöpferin der Schönheit und Kunst. Wie sich die Wahrheit und ihre verschiedenen Arten — die mathematische, physikalische, historische, sittliche — mit einem Worte die besonderen Wissenschaften zu unserem Erkenntnißvermögen verhalten, so verhalten sich die verschiedenen Arten der Schönheit und Kunst zu den Mitteln und Organen unserer Einbildungskraft. Was nacheinander geschieht, die Zeitfolge der Empfindungen und Leidenschaften, der Begebenheiten und Handlungen, läßt sich von Seiten der Kunst poetisch durch das Lied, Epos und Drama vergegenwärtigen, aber nicht ebenso plastisch oder malerisch in der Totalanschauung einer oder mehrerer Gestalten vorstellen, die unserer Einbildung zugleich einleuchten. Eben so wenig läßt sich ein solches Bild in eine Beschreibung durch Worte verwandeln, ohne die volle und eigenthümliche Kraft seiner ästhetischen Wirkung einzubüßen. Es ist zu fürchten, daß die Nichtbeachtung der natürlichen Grenzen unserer Anschauungs- und Einbildungsvermögen in dem Gebiete der Schönheit und Kunst ähnliche Verwirrungen und unechte Vorstellungen zur Folge haben wird, als die Nichtbeachtung der Grenzen und Bedingungen unserer Erkenntnißvermögen in dem Gebiete der Wahrheit und Wissenschaft. Die Kunst kann ebenso kritiklos handeln, als die Philosophie. Daher müssen beide nach der Richtschnur der menschlichen Natur ihre Kräfte prüfen und brauchen, um echte Wahrheit und echte Schönheit hervorzubringen. Hieraus erleuchtet sich die Parallele zwischen einer solchen Vernunftkritik und einer solchen Kunstkritik: zwischen Kant, der die Erkenntnißvermögen scheidet, indem er die Grenzen des sinnlichen und intellectuellen feststellte, und Lessing, der in seinem Laokoon „die Grenzen der Malerei und Poesie“ aus dem Wesen beider Kunstarten, aus den Elementen der plastischen und poetischen Einbildungskraft darlegte. Diese Aehnlichkeit zwischen Kant und Lessing ist so sprechend, der Laokoon unter den Werken des letzteren so bedeutungsvoll und hervorragend, daß wir sogleich erkennen, wie in dem Reformator unserer Literatur der kritische Scharfsinn eine ebenso unentbehrliche und berufene Kraft sein mußte, als das poetische Vermögen. Lessings reformatorischen Charakter richtig würdigen, heißt einsehen, wie diese beiden Factoren in ihm vereinigt waren: der kritische Kopf und der Dichter.

Es giebt eine Kunst, welche die Alten die königliche genannt haben: die des Herrschens. Auch sie kann ohne Einsicht, ohne Kritik geübt werden nach dem „bon plaisir“ des gekrönten Individuums, das in seiner Macht nur die Mittel seines Genusses und in seiner Person den Staat sieht. In der fürstlichen Stellung den großen menschlichen Beruf, in der fürstlichen Macht die Aufgabe des höchsten Staatsdienstes erkennen: das ist die kritische Einsicht auf dem Thron, die den echten Herrscher vom unechten scheidet. Ein solcher Meister der königlichen Kunst war Friedrich der Große. Unter

den Söhnen seines Zeitalters sind auf dem Gebiete des deutschen Geistes jene beiden kritischen Köpfe, welche die Kunst des Dichtens und Denkens durchsah und gelenkt haben, die mächtigsten gewesen: Kant und Lessing. Ohne Friedrich wäre Preußen, ohne Lessing die deutsche Poesie und Literatur, ohne Kant die deutsche Wissenschaft nicht geworden, was sie sind: Großmächte. Es war ein sinnvoller Gedanke des Bildhauers Rauch, daß er am Friedrichsmonumente in Berlin mit den siegreichen Feldherren auch die siegreichen Denker des Zeitalters feiern wollte und in dieser Absicht Lessing und Kant zusammenstellte, als ob sie einander begegneten.

III.

Die Aufgabe, die Lessing im Felde der deutschen Literatur vorfand, wurzelt im Zeitalter der deutschen Reformation. Unsere alte Literatur war abgelebt und eine neue nationale, dem Zustande der Weltkultur entsprechende konnte, abgesehen von der folgereichen That der deutschen Bibelübersetzung und dem evangelischen Kirchenliede aus der Epoche Luthers nicht hervorgehen. Um eine neue nationalgesinnte Weltichtung zu erzeugen, war die Reformation durch zwei Bedingungen gehindert: einmal blieb sie durch ihre nächsten Aufgaben zu sehr auf das Gebiet der religiösen, kirchlichen, theologischen Interessen eingeschränkt und mußte sich daher in ihrem Fortgange mehr und mehr den bewegenden Weltmächten entfremden; dann hatte sie durch ihre unvermeidlichen Folgen die deutsche Nation in zwei einander feindliche Bekenntnisse und Kirchen gespalten, ja aus ihrem eigenen Schoße selbst neue Glaubenszwistigkeiten erzeugt, welche die innere Zerklüftung unseres Volkes vergrößert und die Widerstandskraft der Reformation geschwächt haben. Darum hat die letztere in ihrem eigenen Zeitalter nicht vermocht, die deutsche Literatur von Grund aus zu erneuen, sie mußte es der Zukunft überlassen, diese durch ihre Epoche geforderte Aufgabe zu lösen.

Doch erlebte auch die Literatur in Deutschland eine gleichzeitige und nothwendige Umbildung, die nicht von der religiösen Reformation, sondern von dem veränderten Stande der Weltkultur ausging: von jener Wiedergeburt des Alterthums und der Belebung der Alterthumsstudien, die Renaissance genannt wird und an die Stelle der kirchlichen Erziehung und Bildung die humanistische treten ließ, mit der neue Gegenstände der Forschung, neue Vorbilder des Geschmackes und der Phantasie, neue Aufgaben und Formen der Dichtung emporkamen. Die Humanisten wurden die Poeten des Zeitalters; die deutschen Humanisten wurden neulateinische Poeten, denen es in der Zeit der Erhebung, im Aufschwung der gewaltigen Epoche nicht an großen und nationalen Gegenständen, nicht an Begeisterung und Genie gefehlt hat, die aber in der Zeit der Ermattung, die das sinkende Jahrhundert mit sich brachte, nichts übrig behielten als die Virtuosität der Nachahmung. Statt der nationalen Dichtung, die aus den innern Mächten des Volkslebens ent-

springt, zeigte sich eine gelehrte Kunstdichtung, die zuletzt nur noch in gelehrten Kunststücken bestand und ihre größten Verdienste im Umfange ihrer Belesenheit, in dem Reichthum der Reminiscenz und der geschickten Technik der Verse erblickte. Je länger je weiter mußte sich eine solche Dichtung von der Art des Volkes entfernen. Das Volk sprach deutsch, seine Dichter redeten lateinisch und von Dingen, die das Volk nie empfunden und erlebt hatte, die Dichter selbst nur durch künstliche Schulzucht. Eine neue Kluft hatte sich aufgethan zwischen der gelehrten Dichtung und dem ungelehrten Volk. Die Reformation war deutsch, aber ohne das Vermögen, den Geist der Dichtung zu beleben; die Renaissance betrieb die Cultur der Poesie, aber sie war nicht deutsch; doch waren beide Epochen zur Erneuerung unserer Literatur durchaus nothwendig und unentbehrlich: die Reformation durch die Geistesfreiheit, die ihr zu Grunde lag, die Renaissance durch die Geistesbildung, die sie besaß und mittheilte. Aber es dauerte lange, bis beide Saaten auf dem Felde der deutschen Literatur gereift waren. Die Entwicklung, die uns zum Ziel führte, ging nicht die gerade Linie, sondern nahm den weitesten Umweg. Zwischen dem griechischen Alterthum und uns stand das römische, zwischen diesem und uns standen die romanischen Nationen: die Italiener, Spanier, Franzosen; die Renaissance war von Geburt italienisch, zu uns kam sie aus der Fremde; die nächsten Erben des römischen Alterthums waren die Völker der romanischen Sprachen, deren Bildung und Lebensanschauung in den überlieferten Formen der alten Kunst ihren leichten und naturgemäßen Ausdruck fanden. Zwischen den romanischen Nationen und uns stand das uns nächstverwandte englische Volk, das mit seiner germanischen Eigenart die romanischen Bildungsformen durchdrungen, die Reformation und die Renaissance in sich aufgenommen und auf seine Art national gemacht hatte. Dies ist der weite Umweg, den der Gang des deutschen Geistes nehmen mußte, um von der Reformation der Kirche zur Reformation der Poesie zu gelangen, wir sind durch die Schule des griechischen und römischen Alterthums, durch die der romanischen Literaturen, durch die der englischen zu uns selbst gekommen. Die neulateinische Renaissance war das erste Stadium, die Vorbilder der italienischen, spanischen und besonders der französischen Dichtung das zweite, der Einfluß der englischen Literatur das dritte; dann folgte die entscheidende That: der Durchbruch zur eigenen Originalität. Auf diesem Punkte steht Lessing.

IV.

Es ist der Weg der Tradition, der Vorbilder, der Schule, auf dem wir allmählich fortgeschritten sind von Luther zu Lessing; es hat über zwei Jahrhunderte gewährt, bis dieser Weg vollendet war. Im Uebergange vom sechzehnten zum siebzehnten Jahrhundert gab es ein Menschenalter, während dessen die deutsche Sprache in der Dichtung so gut wie verstummt war. Der Zeitpunkt, wo sie wieder zu reden begann und statt lateinischer Verse deutsche

zu machen versuchte, gilt als der Anfang unserer neuen Literatur: es war nicht Poesie, sondern „Poeterei“, eine neue, der antiken Metrik abgelernte Verzkunst, womit in dem ersten Stadium des dreißigjährigen Krieges Martin Opitz diese dürftige Epoche entschieden hat.

Die sogenannten schlesischen Dichterschulen bezeichnen im Großen und Ganzen die Entwicklung und den Charakter der deutschen Literatur während des siebzehnten Jahrhunderts; sie ist nie elender, schülerhafter, kümmerlicher gewesen, als in dieser jammervollen Zeit, worin das deutsche Volk dem schrecklichsten aller Kriege erlag und in seiner Widerstandskraft gebrochen daraus hervorging. Unter den europäischen Culturvölkern hatte unsere Literatur damals den niedrigsten Stand, sie glaubte in der Verzkunst auch die Dichtkunst zu besitzen, und „der nürnbergischer Trichter“ lehrte, wie sie in wenigen Stunden einzugießen sei. Ohne eigenen bewegenden Inhalt, ohne Tiefe und Reichthum der Seele, wie es die schülerhafte Art mit sich bringt, mußten diese Dichter an sich und ihren Werken alle die Untugenden, alle die Armseligkeiten derselben, die man jederzeit an Schülern beobachten kann, die, innerlich noch unentwickelt und unerfüllt, Gedichte machen wollen und im erkünsteltesten Ausdrucke, in der blühenden Diction, im gedunsenen Stil, in der erschnappten Phrase glauben die Sache zu haben. Der Schwulst der zweiten schlesischen Dichterschule ist sprichwörtlich geworden. Aus solchen Zeugungskräften konnte nur eine solche Mißgeburt hervorgehen. Erschien es doch wie eine wohlthätige Gegengewirkung, als gegen die Wassersucht jener Dichter die sogenannten Wasserpoeten auftraten, die wenigstens nur die ganz gemeine Prosa reimten. Wir wissen wohl, daß auch in dieser Zeit des Elends die poetische Kraft in unserem Volk nicht völlig erstickt war, daß sie in der religiösen kirchlichen, und in der satirischen und epigrammatischen Dichtung, vor Allem in dem Roman des *Simplicissimus*, der in seiner Schilderung selbsterlebter Zeit- und Sittenzustände einer Dase in der Wüste glich, sich noch regte; aber diese vereinzeltten Erscheinungen reichten nicht hin, den Gang der Literatur zu ändern.

Als das achtzehnte Jahrhundert begann, hatte die deutsche Literatur noch nicht die Reife und Mündigkeit erreicht, mit der die Schulzeit endet, sie blieb noch auf der Bank, aber sie kam aus einer schlechten Schule in eine bessere und machte für ihren damaligen Bildungszustand einen wirklichen Fortschritt, als der Leipziger Professor Gottsched sie in die Lehre nahm. Dieser Mann war der Präceptor, dessen sie bedurfte und der mit fast unbestrittenem Ansehen das Jahrzehnt von 1730—1740 beherrscht hat. So einleuchtend seine Verdienste sind, wenn man von Hoffmann und Lohenstein herkommt, so einleuchtend ist seine Nichtigkeit, wenn man von der Höhe Lessings oder Goethes auf ihn herabsieht. Ließe sich eine nationale Literatur fabriciren oder wie ein ordentlicher Hausstand regeln und einrichten, indem auf der einen Seite verbrauchter und unnützer Hausrath abgeschafft, auf der anderen nöthiger und nützlicher Borrath gesammelt und angeschafft wird, so

würde sich Gottsched dieses Verdienst in Deutschland, insbesondere um das deutsche Theater erworben haben, denn in diesem Sinne hat er gehandelt. Er nahm die deutsche Zeitphilosophie zu seiner Richtschnur, die „Wolfische“, worin die Lehre unseres großen Leibniz nicht mehr lateinisch und französisch, sondern deutsch sprach, und zwar ein reinliches correctes Deutsch, worin jeder Gedanke, auch der selbstverständlichste, mit unbarmherziger Deutlichkeit bewiesen und vorgetragen wurde. Hier war die Philosophie wirklich so, wie sie Mephistopheles schildert: „Da lehret man euch manchen Tag, daß, was ihr sonst auf einen Schlag getrieben, wie Essen und Trinken, frei, Eins! Zwei! Drei! dazu nöthig sei“. In dieser Gedankenfabrik ging alles regelrecht zu; auch in der Poesie sollte alles nach Regeln gehen, nach Lehr- und lernbaren, die auszubilden Gottsched zu seinem Geschäft und Werk machte. Darin bestand seine „kritische Dichtkunst“. Wichtig denken heißt nach der Regel denken. Wichtig dichten heißt nach der Regel dichten. Nimm einen moralischen Lehrsatz, erfinne dazu eine allgemeine Fabel, suche zu dieser in der Historie berühmte Leute, denen Aehnliches begegnet ist, bringe das Ganze in eine Handlung, theile sie in fünf Stücke, die ungefähr gleich groß sind: da hast du das Recept zu einer richtigen Tragödie! Das regelmäßigste Drama ist das mustergiltigste. Nach den Alten haben diese Kunst die Franzosen, vor Allen der große Corneille, am besten verstanden, sie sind unsere nächsten und lehrreichsten Vorbilder, nach deren Richtschnur das deutsche Theater umzugestalten ist: daher die Abschaffung der Singspiele und Harlekinaden, die Sammlung vorräthiger deutscher Stücke, die Anschaffung regelmäßiger Dramen durch Uebersetzungen und eigene Fabrication. Als nachzunehmendes Vorbild für die Tragödie empfahl der Verfasser der kritischen Dichtkunst Sophokles und sich. Unter der Herrschaft der Regel und fremder, besonders französischer Vorbilder begründete Gottsched die Reform der deutschen Literatur und Bühne, in dieser Absicht entfaltete er eine große Betriebsamkeit, bei der alles ruhig und geschäftlich zuging, wie in einer wohl eingerichteten Wirthschaft, ohne alle Erschütterungen der Phantasie und des Herzens. Die Poetik will die Poesie regieren und machen. Das war sein Standpunkt und Irrthum. Sein Verdienst bleibt, daß er die Aufgabe der Reform auf die Tagesordnung der deutschen Literatur gesetzt hatte.

Nach Regeln und Vorschriften läßt sich fabriciren und wirthschaften, aber nicht dichten, so wenig wir nach Regeln empfinden und leidenschaftlich erregt werden, lieben und hassen, freudig und traurig sein können. Unsere Gemüthsbewegungen haben ihre Regeln und Gesetze, die man erkennt, wenn man ihren Ursprung durchschaut, aber sie entstehen nicht aus Regeln. Dasselbe gilt von der Dichtung. Darum war der Versuch, den Gottsched zur Reform der deutschen Literatur unternommen hatte, von Grund aus verfehlt. Man erzählt von einem Prinzenzerzieher, der seinem Zögling verschiedene Vorschriften gab und unter anderem zur Pflicht machte: „Prinz, Sie müssen sich auch manchmal amüsiren!“ Eines Tages, als der Prinz mit seinen

Kameraden spielte und lustig war, frug er den Lehrer: „Amüßre ich mich jetzt?“ — Ein solcher Prinzenenerzieher war Gottsched, ein solcher Prinz die deutsche Literatur, die ihm gehorchte. Wäre es nach dem Leipziger Präceptor gegangen, so hätten die Dichter bei ihm und seiner Poetik anfragen müssen, nicht bloß ob sie diese oder jene Empfindung haben dürfen, sondern ob sie dieselbe wirklich haben.

Die Zeit mußte kommen, wo Gottscheds Irrthum der Welt einleuchtete und die deutsche Poesie aufhören wollte, in die Schule zu gehen; dieser Zeitpunkt mußte sehr bald kommen, denn durch Gottscheds Dictatur war sein Irrthum dergestalt zu Tage gefördert, daß er in die Augen sprang. Auch darin besteht ein Verdienst dieses Mannes, freilich ein ungewolltes, denn die Dinge in der Welt müssen offenbar werden, um gerichtet zu werden. Es mußte sich zeigen, daß aus dem Standpunkt und mit den Mitteln der Lehre Gottscheds die Poesie weder erzeugt noch verstanden werden konnte.

Den Anfang der besseren Einsicht machten die Schweizer. In dem Jahre, wo Friedrich den preußischen Thron bestieg, entzündete sich der bekannte Streit zwischen dem Leipziger Akademiker und den Züricher Professoren Bodmer und Breitinger. Die Phantasie geht nicht nach Regeln, die man ihr vorschreibt, sondern nach den Bedürfnissen, die sie empfindet, nach den Wirkungen, die sie erlebt und die sie erquickend: sie will ergriffen, gefesselt, erfüllt werden. Daher begehrt sie gewaltige, ungewöhnliche, wunderbare Vorstellungen und erhabene Bilder; die Poesie soll nicht regelrecht, sondern phantasiegemäß wirken, die Dichter sollen einen ähnlichen Zauber auf unsere Einbildungskraft ausüben als die Maler durch ihre farbenreichen Gestalten: dies war die neue Lehre, die Bodmer in seiner Schrift vom Wunderbaren, Breitinger in seiner kritischen Dichtkunst verkündeten und die den Streit mit Gottsched hervorrief, dessen abschätziges Urtheil über Milton schon gezeigt hatte, wie wenig er im Stande war, die eigenthümliche Großheit dieses englischen und religiösen Dichters zu würdigen.

V.

Auch die Schweizer waren keine Dichter. Der Streit zwischen ihnen und Gottsched bewegte sich noch innerhalb der Poetik, die ihre Rechnung ohne den Wirth machte; es handelte sich um die Herrschaft oder Nicht-herrschaft der Regel in der Poesie; um diese theoretische Frage, in der die Schweizer gleichsam die Grundrechte der Phantasie en bloc vertheidigten. In diesem Punkte lag die Stärke und der Sieg ihrer Sache, wenn die Kraft erschien, die durch eine gewaltige dichterische That diesen Sieg ausmachte und dem bloßen Gerede über Poesie ein Ende setzte. Denn die Poetik ohne Poesie ist so gut Scholastik als die Theologie ohne Religion.

Die Sache war so weit gekommen, daß den nächsten Schritt nur ein geborener Poet thun konnte, an dem Gottsched zu Schanden wurde, und in welchem die Schweizer erfüllt sahen, was sie verkündet hatten; ein Poet, der ihnen zurufen konnte: „ich habe gethan, was ihr nur maltet!“ Das

Vorpiel auf dem Theater unserer neuen Literatur war zu Ende und der Moment da, wo der Genius der deutschen Poesie empfand, was im Vorpiel zum Faust Goethe zuletzt den Director sagen läßt: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich auch endlich Thaten sehen!“

Der Poet, dem man entgegenharrte, erschien in dem jugendlichen Fr. Gotth. Klopstock; die Thaten, wodurch er die Herzen bezwang, waren die ersten Gesänge seines Messias und seine Oden. Ein ergreifender, geweihter Moment, in dem er auftrat! Seit so langer Zeit war es zum ersten Mal, daß die großen, nie alternden Empfindungen wieder mit deutscher Urgewalt aus der Fülle des Herzens hervorbrachen und mit der Kraft unserer Heldensprache redeten. Um Religion, Natur, Vaterland, Freundschaft und Liebe so zu empfinden, diese Gefühle so auszusprechen, wie Klopstock vermocht hat, dazu gehörte mitten in einer noch gedrückten und beengten Zeit eine bewunderungswürdige Stärke und Erhabenheit der Seele. Diese mächtigen und empfindungsreichen Themata hat Klopstock entfesselt, in seinen Gesängen ausströmen lassen, von ihrer verkümmerten Existenz in elenden Romanen und Reimereien erlöst. Lohensteins „großmüthiger Feldherr Arminius oder Hermann mit seiner durchlauchtigsten Thuznelde“ und Klopstocks Ode:

Ha! dort kommt er mit Schweiß, mit Römerblut,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! so schön war
Hermann niemals! So hat's ihm
Nie von dem Auge geflammt.
Komm! ich hebe vor Lust! reich mir den Adler
Und das triefende Schwert! Komm', athm' und ruh hier
Aus in meiner Umarmung
Von der zu schrecklichen Schlacht.

Die erhabenen Gefühle, die unsere Seele besflügeln und emportragen, sind einander verwandt, sie sind in keinem Dichter so geschart und durch ihre wechselseitige Anziehungskraft gegenwärtig als in Klopstock; eines ruft gleichsam das andere. Die Freude an einer herrlichen Landschaft weckt in ihm eine Reihe freudiger, erhebender, aufjauchzender Empfindungen, die sich wie im Sturm seines Gemüths bemächtigen; im Anblicke des Züricher Sees fühlt er sich erweitert, fortlebend in der Sympathie der Nachwelt und mitten in dem Jubelgesang seiner Freude an der erhabenen Natur feiert er die Unsterblichkeit menschlicher Größe:

Reizvoll klingt des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth.

Diese Unsterblichkeit ist ihm geworden. Wie er in seiner Ode es ersehnt, hat er „durch der Lieder Gewalt“ fortgewirkt und ist „mit der Entzückung Ton oft beim Namen genannt worden“. Erinnern wir uns jener schönen Stelle im Briefe Werthers, worin er sein erstes Zusammensein mit der Geliebten schildert, den ländlichen Tanz und die Sommernacht nach dem Gewitter. „Wir traten an's Fenster. Es donnerte abseitwärts, der

herrliche Regen säufelte auf das Land und erquickender Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt, ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte: Klopstock! Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in den Strom der Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ergoß“.

Es giebt zwei Gedichte Schillers, die mir unwillkürlich das Bild Klopstocks hervorrufen. Der deutsche Pegasus lag im Joch, er entfaltete sein Schwingenpaar, als dieser Jüngling ihn berührte, und stieg empor zu den blauen Höhen. Klopstock war der Dichter der erhabenen Empfindung, des lyrischen Aufschwungs, durch seinen Genius nicht zur epischen, noch weniger zur dramatischen Poesie berufen. Als er das Gedicht vom Messias unternahm, hatte er sich zweimal geirrt: in der Wahl des Stoffes und in seinem Talent; es war die Folge dieses doppelten Fehlgriffs, daß ein Vierteljahrhundert verging, bis er sein Epos mühselig zu Ende gebracht hatte. Das Bild der Welt und des vollen Menschenlebens kann uns nur der epische und am wirkungsvollsten der dramatische Dichter geben. Klopstock war kein Welt-dichter; der Zug seiner Natur ging nach den blauen Höhen. Ich wüßte keinen unserer neueren Poeten, der so wie er die Frage herausfordert: „Wo warst Du denn, als man die Welt getheilet?“ — keinen, der so wie er antworten dürfte:

Ich war, sprach der Poet, bei dir!
 Mein Auge hing an deinem Angesichte,
 An deines Himmels Harmonie mein Ohr,
 Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
 Berauscht, das Irdische verlor.

Wenn er einer Verzeihung bedarf, so ist es diese, und niemand hat über Klopstocks Größe und Mängel richtiger geurtheilt, als Schiller selbst in seiner unvergleichlichen Charakteristik, des „sentimentalischen Dichters“. Es ist nöthig, unserer Zeit die richtige Würdigung Klopstocks wieder einzuprägen, da wir mehr als einmal bei beachtungswürdigen Männern verkehrten Urtheilen begegnet sind, die Klopstock zu den literarischen Curiositäten rechnen und völlig vergessen haben, welche Seelen- und Phantasiestärke dazu gehört, um den Staub der Empfindungen abzuschütteln und die erhabenen Vorstellungen rein und gewaltig hervorzubringen.

Freilich konnte von einem solchen Dichter eine durchgreifende Reform unserer Literatur nicht ausgehen: dazu fehlte ihm der Umfang der poetischen Kraft und das Verständniß der Aufgabe selbst. Wie sehr ihm die letztere Einsicht gebrach, haben die Neuerungen bewiesen, die er in seiner späteren Zeit einführen wollte und die eben so viele Verirrungen waren. Auch unter den Dichtern, die sich von Gottsched unabhängig gemacht hatten und unbekümmert um ihn und seine kritische Dichtkunst ihre poetischen Kräfte versuchten, war keiner, der an Macht des Talents sich mit Klopstock vergleichen

konnte oder die Gaben besaß, die ihm fehlten. Der einzige, den die Natur berufen hatte, gleichsam sein poetischer Gegensüßler zu werden, Chr. M. Wieland, hatte sich vorher zu den Schweizern verirrt und suchte dem Dichter des Messias die Fußstapfen nachzutreten. Die dramatische Kraft war auch ihm versagt. Die Stärke und der Zauber seines Talents lagen genau in der Wagschale, die Klopstocks erhabener Lyrik gegenüber die beiden Gegengewichte des Komischen und Epischen enthielt: Wieland vereinigte diese beiden Factoren in der komischen Erzählung, die uns ergötzlich schildert, wie die Schwärmerei zu Fall kommt und die sinnliche Natur sich an ihr rächt. Während Klopstock „der sündigen Menschheit Erlösung“ besang, nahm Wieland in der Stille die entgegengesetzte Richtung und ließ sich von der Muse belehren, daß der Geist willig, aber das Fleisch schwach sei, und es ist, setzte die Muse hinzu, nie liebenswürdiger, als wenn es schwach ist! Die Liebenswürdigkeiten dieser Schwäche mußte Wieland mit poetischer Virtuosität zu erzählen. „Der hohe Schwung beugt meine Seele nicht, mein Element ist heitre sanfte Freude“. Als er dieses sein Element gefunden hatte und in der Musarion verkündete, war die Reformation unserer Literatur in vollem Gange.

Der Gegensatz zwischen Klopstock und Wieland ist keine zufällige Erscheinung, sondern der poetische Ausdruck jener beiden einander widerstreitenden Mächte der idealen und sinnlichen Menschennatur, die im Zwiespalt ihre Ergänzung fordern; ein ähnlicher Gegensatz zeigt sich unter den großen Dichtern des Mittelalters, zwischen Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg; ein ähnlicher besteht in der neueren Zeit, noch bevor Klopstock und Wieland den ihrigen ausgeprägt hatten, zwischen Haller und Hagedorn. Und Haller sah in Hagedorn beides: sein Gegenteil und seine Ergänzung. In der „Anthologie“ des jugendlichen Schiller findet sich ein Spruch (der nicht von dem Herausgeber selbst herrührt), worin Klopstock und Wieland als die Dichter des Jenseits und Diesseits erscheinen. Der Verfasser des Epigramms sah die Schattenrisse beider vor sich, den Dichter des Messias rechts, den des Oberon links, und sein Spruch lautete: „Gewiß! bin ich nur über'm Strome drüben, gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben, dann erst schrieb dieser Mann für mich. Für Menschen hat der linke Mann geschrieben, ihn darf auch unser einer lieben, komm, linker Mann! Ich küsse Dich!“

Unter den freien Dichtern, die Klopstock unmittelbar vorangingen, machten sich gewisse Bestrebungen geltend, die im Kleinen auf das große Ziel unserer poetischen Reformation hinwiesen: die Wiedergeburt der deutschen Dichtung, die Befreiung von der fremdländischen Renaissance. Man hatte schon die Entdeckung gemacht, daß die Dichter des Alterthums nicht bloß unsere Schulmeister und gewichtigen Vorbilder, sondern Menschen wie wir sind, die sich der Welt und des Daseins erfreut, die Freuden der Liebe und des Weins erlebt und besungen haben, daß die Gedichte des Horaz und Anakreon nicht bloß vorhanden sind, um übersetzt und exercirt, sondern genossen, sympathisch empfunden, mit gleichgestimmter Lust nachgeahmt zu werden. Man fühlt wie

sie und dichtet darum nach ihrer Art. Als der erste in dieser Reihe und der Führer in dieser Richtung erscheint Fr. Hagedorn, der sich mit dem Horaz befreundet hatte, wie einige jüngeren Dichter, die Hallischen Studenten Gleim, Götz und Uz, mit dem Anakreon. Daß Wieland, als er noch den Schweizern diente, die neuen Anakreontiker verkehrt hat, war ein ironisches Spiel seines Schicksals. Diese Poeten zeigen uns die ersten kleinen Anfänge einer deutsch empfundenen, ihrer Schülerschaft entwachsenden Renaissance. Das Thema, das sie erfüllte, konnte nicht einfacher und leichter sein: Wein und Liebe! Es drang noch nicht bis ins Leben, sondern blieb nur in der Phantasie; im Leben selbst hielt man sich nüchtern und von den Erschütterungen des Gros unberührt. Es waren nicht die Leiden, sondern nur die Scherze der Liebe, die in Versen schäkerte und mit dem Feuer spielte. So lange die Geliebte noch Chloë, Phyllis oder Daphne hieß, waren die Leiden Werthers nicht zu fürchten. Wenn ich mir den Amor vorstellen will, mit dem die Gleim, Götz und Uz so vertraut thun, denke ich mir eine Porzellanfigur nach dem Rococogeschmacke des Zeitalters. Aber daß man mit einigen Dichtern des Alterthums leben wollte wie mit seinen Freunden, änderte schon in etwas den unfreien, schülerhaften Charakter unserer Renaissance und trieb in eine Richtung, deren Ziel eine den großen Mustern des Alterthums congeniale Umbildung unserer Poesie und Literatur sein mußte.

VI.

Diese Empfindungsart war es, die Lessings erste poetische Regungen geweckt hat. Er war noch Fürstenschüler in Meißen, als Gleims „scherzhafte Lieder“ erschienen (1744). Seine ersten poetischen Versuche aus der Schulzeit stimmten sich auf die anakreontische Tonart; sein Vorbild war Hagedorn, den er in einem Brief an seinen Vater noch im Jahre 1749 „den größten Dichter der Zeit“ nennt. Es ist ein sehr bemerkenswerther und von Danzel, seinem gründlichsten Biographen, mit Recht hervorgehobener Zug, daß Lessing gleich im Beginn seiner aufstrebenden Entwicklung die Poeten des Alterthums nicht schülerhaft erlernen, sondern rein menschlich empfinden und genießen will:

Ich sänge nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verstehen!

Schon auf der Klosterschule nahm er in dem Studium der alten Dichter seinen eigenen Weg; zu seinem Privatvergnügen las er die römischen Lustspielsdichter Plautus und Terenz, nicht um seine Gelehrsamkeit zu bereichern, sondern um Welt und Menschen in ihnen kennen zu lernen, und nichts reizte seinen poetischen Nachahmungstrieb so lebhaft, als Werke dieser Art, welche die Thorheiten der Menschen dramatisch erleuchten. Plautus und Terenz waren damals seine Freude und seine Welt; selbst Komödien zu schreiben, sein erstes Wagniß, er bekennt seinem Vater, daß er nach dem Ruhm dürste,

der deutsche Molière zu werden. Wie er seine Aufgabe faßt, und welche Richtung er sofort aus eigenstem Antriebe erwählt, dafür ist das Thema seines ersten Lustspiels, das er als Schüler entworfen hatte und als Student ausführte, ein sehr charakteristisches Zeugniß: er will die Thorheit darstellen, die er erlebt, auch in sich selbst erlebt hatte, die einzige, die ihm damals aus der eigenen Erfahrung entgegenkam. Aus den „kleinen Knaben“, die voller Stolz zur Schule gehen, werden große Knaben, die Schulfüchse bleiben und den Tertianerstolz in Gelehrtendünkel verwandeln. Das Lustspiel hieß „Der junge Gelehrte“. So erklärt Lessing selbst die Entstehung dieses seines ersten dramatischen Versuchs, der auf die Bühne kam. „Ich glaube, die Wahl des Gegenstandes hat viel dazu beigetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satirischen Waffen wider dasselbe wandte?“

Uberschauen wir, ohne jede biographische Ausführlichkeit, die nicht in unser Thema gehört, in gedrängtester Kürze den Entwicklungsgang Lessings. Sein Leben umfaßt nur 52 Jahre. In seinem Geburtsjahr (1729) erscheint Gottscheds „kritische Dichtkunst“, in seinem Todesjahre (1781) Kants „Kritik der reinen Vernunft“ und Schillers erstes Trauerspiel.

Im Jahre 1759 steht Lessing, ein dreißigjähriger Mann, auf der beginnenden Höhe seiner reformatorischen Wirksamkeit, die in ihrer Vollkraft mit einer Reihe epochemachender Werke zwei Jahrzehnte erfüllt (1760—1780). In dieser Zeit wird die deutsche Literatur umgewandelt. Wie mächtig und gewaltig die Krisis war, die Lessing entschieden hat, zeigt auf einen einzigen Blick der Charakter der ihr vorhergehenden und der ihr nachfolgenden Literatur. Vor jener Krisis: Gottsched, Hagedorn, Klopstock; nach derselben: Herder, Goethe, Schiller! Man vergleiche Gottsched und Herder, Hagedorn und Goethe, Klopstock und Schiller!

Lessings literarische Anfänge, die noch keinen reformatorischen Charakter haben, fallen in die Jahre 1746—1752; er lebt zwei Jahre als Student in Leipzig, dann als beginnender Journalist in Berlin und beschließt seine akademischen Studien in Wittenberg. In Leipzig interessirt ihn am meisten das Theater, in Wittenberg die Bibliothek. Unter seinen literarischen Anfängen verstehen wir seine ersten Gedichte, Lustspiele und kleineren kritischen Feldzüge, darunter einen, der schon hinreichte, ihn zu einem gefürchteten Manne zu machen, es war die Vernichtung eines erbärmlichen Horazübersetzers, der zu den hallischen Dichtern gehörte: „Bademecum für Herrn Samuel Gotthold Lange, Pastor in Laublingen“. Wäre Lessing damals gestorben, diese Schrift von einer beispiellosen Anmuth und Furchtbarkeit der Polemik würde ihn überlebt haben und müßte im Andenken der Nachwelt unbergänglich geblieben sein, aber auch nur diese nebst einigen seiner Trinklieder und Epigramme.

Es folgen die Jahre der beginnenden Reformation (1752—1760), die Lessing in Berlin, Leipzig und wieder in Berlin zubringt. Die hierhergehörigen, dem Durchbruch zustrebenden Werke sind: Miß Sara Sampson, das erste bürgerliche Trauerspiel in deutscher Sprache, die neue Fabeldichtung, die Abhandlungen über die Fabel, der Philotas, der Versuch einer neuen Faustdichtung und seine „Literaturbriefe“ aus den Jahren 1759 und 1760. Wir sind in der Mitte des siebenjährigen Krieges, dessen Schauplatz Lessing betritt, als er gegen Ende des Jahres 1760 Berlin verläßt und als Secretär des Generals Tauenzien nach Breslau übersiedelt.

Die beiden nächsten Jahrzehnte zeigen ihn auf seiner Höhe; er verlebt das erste (1760—1770) in Breslau, Berlin und Hamburg, das zweite als Bibliothekar in Wolfenbüttel, die einzige amtliche Stellung, die er gehabt hat.

Im Jahre des Hubertsburger Friedens (1763) dichtet er Minna von Barnhelm, die er in Berlin vollendet und 1767 veröffentlicht, dann folgen Laokoon (1766), die Hamburger Dramaturgie (1768), die antiquarischen Briefe (1768—1769): dies sind die unsterblichen Werke seines vorletzten Jahrzehnts. Gleichzeitig erscheint Wieland in seinem Element, Herder in seinen Anfängen.

In der Wolfenbüttler Periode vollendet Lessing Emilia Galotti (1772) und Nathan den Weisen (1774), dem der „Anti-Goeze“ vorhergeht (1778) und „die Erziehung des Menschengeschlechts“ als vollständiges Werk nachfolgt (1780). Es ist das Jahrzehnt, worin Goethes Gestirn bis zu seiner klassischen Höhe emporsteigt; in dieser Zeit entstand Götz, Werther, Faust, Clavigo, Stella, Egmont, Iphigenie und die Anfänge des Tasso. Während Lessing den Nathan in seiner letzten Gestalt vollendet, dichtet Goethe die Iphigenie in ihrer ersten; im folgenden Jahre beginnt er den Tasso.

VII.

Nachdem wir den Zustand der deutschen Literatur und die darin enthaltene reformatorische Aufgabe, die Lessing vorfand, dargelegt, den Punkt, wo er einsetzt, bestimmt und den Entwicklungsgang, den er durchläuft, in seinen Umriffen bezeichnet haben, entsteht uns die Frage: welches waren die Kräfte, die er besitzen und in's Feld führen mußte, um jene Aufgabe zu lösen? Wir wollen Lessings reformatorischen Charakter dergestalt zu entwickeln suchen, daß unsere Auseinandersetzung mit jedem Schritt tiefer in die geistige Persönlichkeit des Mannes eindringen und dieselbe in dem ganzen Umfange ihrer Vermögen durchmessen soll.

1.

Jede reformatorische That fordert in dem Gebiet, wo sie erscheint, eine Bemeisterung der vorhandenen und herrschenden Bildungszustände, die man

ererbte, erlebt haben und in sich tragen muß, um sie überwinden und verändern zu können. Hier gilt das faustische Wort: „Was du ererbst von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ Man muß unter der Macht der überlieferten Bildung stehen, um über dieselbe hinauszudringen, man muß sich selbst im Innersten erneuen, um die Welt verjüngen und das Alte als etwas Ausgelebtes verwerfen zu können. Dann erst kommt das andere faustische Wort zu seiner Geltung: „Du alt Geräthe, du wirst nicht gebraucht, du stehst nur hier, weil dich mein Vater brauchte!“ — Luther würde nie der Reformator geworden sein, der er war, wäre er nicht ein frommer, vom kirchlichen Glauben durchdrungener Mönch gewesen. Ich will gleich die Anwendung auf Lessing machen. Seine Aufgabe war die Wiedergeburt der deutschen Literatur, die Befreiung von der überlieferten fremdländischen Renaissance, von der erlernten, nachgeahmten, gelehrten Bildung, von der Büchergelehrsamkeit und der Poesie, die im Buche steht. Er mußte diese Gelehrsamkeit besitzen und zwar in einem Grade, daß er sie bemeistern, ihre kostbaren Güter vom Ballast, ihren fruchtbaren Reichthum von der gelehrten Bettelhaftigkeit wohl unterscheiden konnte; er mußte so reich sein, um wegwerfen zu dürfen. Es ist sehr leicht und darum völlig wirkungslos, die Gelehrsamkeit zu verachten, wenn man sie nicht hat. Das Bücherstudium, die gelehrten und philologischen Kenntnisse, ausgebildet bis zu dem virtuosen Vermögen, sich in der Bücherwelt schnell und sicher zu orientiren, mit einem Wort, alle die Eigenschaften, die nicht den gewöhnlichen, sondern den großen Literatoren machen, gehörten zu dem Rüstzeug, womit der Reformator, der Lessing werden sollte, gewaffnet sein, zu den Kräften, die er in's Feld führen mußte. Er ist ein Gelehrter im eminenten Sinne gewesen, in einem erstaunlichen Umfang und mit der noch größeren Fähigkeit, den erworbenen Reichthum in jedem Augenblick, wo es nöthig schien, zu vervielfältigen. Unsere genialen Dichter, die nach ihm kamen, stehen in dieser Rücksicht weit hinter Lessing zurück, sie bedurften auch eines solchen Rüstzeugs nicht mehr. Selbst Goethe anerkennt in einem seiner Urtheile über Lessing „die ungeheure Cultur“ dieses Dichters, „gegen die wir jetzt schon wieder Barbaren sind“. Noch als Student hatte sich Lessing eine solche Orientirung im Felde der Gelehrten Geschichte verschafft, daß er im Stande war, die Recension eines Gelehrtenlexikons zu schreiben und demselben eine Menge Fehler und Unrichtigkeiten nachzuweisen.

2.

Er wäre dieser große Literator nicht gewesen, wenn er nichts als ein gelehrter Vielwisser hätte sein wollen. Er las, um zu erkennen, eingewurzelte Irrthümer aufzufinden und zu berichtigen, Klarheit zu schaffen, wo Unklarheit und Verwirrung herrschte, richtige Vorstellungen an die Stelle der falschen zu setzen. Diesen Zug theilte er mit Pierre Bayle, dessen kritisch-historisches Wörterbuch eine der ersten und reichsten Fundgruben seiner

Studien wurde. Nichts schien ihm zu gering, um gewußt, kein falsches Urtheil zu unbedeutend, um aufgeklärt zu werden. Daher kam seine Lust, „Rettungen“, wie er es nannte, zu schreiben, selbst in Fällen, wo seine Sympathien außer Spiel waren. Er konnte die Schmähchrift eines Simon Lemnius gegen Luther so weit entschuldigen, als er gefunden, daß Luthers ungerechte und gehässige Verfolgung den Zorn des Mannes gereizt hatte; er vertheidigte den Cochläus gegen den falschen Vorwurf, daß ein unbegründeter und nachmals oft wiederholter Angriff wider Luthers Ablassstreit von ihm ausgegangen sei; er wollte ein Mißverständniß nicht bestehen lassen, welches dem Hieronymus Cardanus vorwarf, in einer seiner Schriften die christliche Religion herabgewürdigt zu haben. Handelte es sich aber um einen griechischen oder römischen Dichter, den er liebte, um den Charakter des Horaz wider falsche Beschuldigungen, oder um die Gedichte des Horaz und Theokrit gegenüber den elenden Uebersetzungen der Lange und Lieberkühn, so kam, wie namentlich in den beiden letzten Fällen, zu der Lust der Rettung der Zorn, der sich vernichtend ausließ. „In Ansehung der alten Schriftsteller“, schrieb er gelegentlich einem Freunde, „bin ich ein wahrer irrender Ritter, die Galle läuft mir gleich über, wenn ich sehe, daß man sie so jämmerlich mißhandelt“. — Man hat es neuerdings unserem Lessing in Rettungen hie und da nachthun wollen und sich dabei nicht selten in den Objecten und in der Methode vergriffen. Den Mohren rettet man nicht, wenn man ihn weiß wäscht, und den Tiberius und Nero nicht, wenn man sie tugendhaft macht. Diese Art zu retten erinnert an unwirksames Fleckwasser: es sieht so aus, als ob die Flecken verschwunden wären und nach fünf Minuten sind sie wieder da! Bei Lessings Rettungen handelt es sich nie um den Effect eines Kunststückes oder eine theatralische Blendung, sondern bloß um die Sache der Wahrheit.

3.

Diese Wahrheitslust, dieser offene und helle Verstand, der die Dinge in ihrem eigenen Licht, in ihrer natürlichen Beschaffenheit zu sehen begehrt und sieht, dieser „Geierblick“, wie Boß es nannte, macht aus dem Literator den philosophischen Kopf, den großen für alle Zeiten vorbildlichen Kritiker. Um uns von der fremdländischen, romanischen, insbesondere französischen Renaissance zu befreien, von der Lessing in seinen Anfängen selbst abhängig war, mußten wir wieder und in einer neuen, von der bisherigen ganz verschiedenen Art auf die Quellen jener gesammten Bildung, das Alterthum selbst und seine Originalwerke in Kunst und Poesie hingewiesen werden, nicht in Weise der Schulzucht und Knabendisziplin, um als „junge Gelehrte“ zu glänzen, sondern um jene Werke poetisch zu erkennen, in unserer eigenen Empfindung und Phantasie zu erleben und mit dem Genius des Alterthums auf gleichen Fuß zu kommen. Wie einst der kirchlichen Tradition und dem romanisirten Christenthum von Seiten der deutschen Reformation Religion

und Bibel entgegengesetzt wurden, so wird jetzt zur Wiedergeburt der deutschen Literatur das griechische und römische Alterthum selbst der neulateinischen und romanischen Renaissance als Norm und Richtschnur gegenübergestellt. Und da sich die römische Geistesbildung auf die griechische gründet, so soll der deutsche Geist die hellenischen Originalwerke in Kunst und Poesie auf congeniale Art durchdringen, um mit ähnlichen d. h. eigensten Kräften schaffen zu können. Statt der Tradition soll die Quelle, statt der Copie das Urbild, statt der Nachahmung das Original, statt der Schule der Meister gelten. Dem Meister kommt man nur gleich durch eigene Meisterschaft, dem Originale nur dann, wenn man selbst original wird oder ist. Die ganze Weltkultur der Renaissance ist auf dieses Ziel angelegt und sie würde nicht den Namen der humanistischen Erziehung und Bildung verdienen, wenn ihre Früchte nur im Treibhause der Schule gezüchtet und nicht, wie die Werke der Griechen selbst, am Baume des Lebens wachsen und reifen sollten. Aber mit den Mitteln einer ererbten und überlieferten Bildung allein läßt sich dieses Ziel nicht erreichen; es sind unabhängige, nicht durch Vererbung gebundene, sondern freie und eigenartige Naturkräfte des Geistes dazu nöthig: ein Volk, das kraft seiner Sprache und Entwicklung dem römischen Alterthum gegenüber freier und selbständiger bleibt, als die romanischen Nationen, die Erben der lateinischen Sprache und Bildung. Darum waren die germanischen Völker und vor allen das deutsche, weil es das mächtigste ist, berufen, jene Weltaufgabe der Renaissance zu lösen: mit dem hellenischen Geist eine eigenartige deutsche, von der lateinischen Tradition unabhängige Verbindung einzugehen und durch eine neue Art der Nachahmung, die aufhört Nachahmung zu sein, die eigene Originalität zu bekräftigen. Dies ist die Nachahmung, die Winkelmann und Lessing verkündeten, der Weg, den sie brachen und vorangingen, die unvergängliche Geistes that, die ihren europäischen Ruhm ausmacht. Was Einzelne mit Horaz und Anakreon spielend und tändelnd versucht haben, mit diesen Dichtern wie mit Freunden zu leben: das sollte im Hinblick auf das gesammte griechische Alterthum, auf die Originalwerke der Hellenen in Kunst und Poesie durch eine tiefe, wahrhaft lebendige und nachschaffende Erkenntniß derselben erfüllt werden. Gleich im Eingange seiner ersten Schrift erklärte Winkelmann: „Der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten, und was jemand von Homer gesagt, daß derjenige ihn bewundere, der ihn wohl verstehen gelernt, gilt auch von den Kunstwerken der Alten, besonders der Griechen. Man muß mit ihnen, wie mit seinem Freunde bekannt geworden sein, um den Laokoon eben so unnachahmlich als den Homer zu finden. In solcher genauen Bekanntschaft wird man wie Nikomachos von der Helena des Zeuxis urtheilen: „Nimm meine Augen“, sagte er zu einem Unwissenden, der das Bild tadeln wollte, „so wird sie dir eine Göttin erscheinen“.

Das Ziel, das wir erreichen sollten, läßt sich mit wenigen Worten auf

das Klarste erleuchten. Goethe ist oft und mit Recht eine hellenische Natur genannt worden, er war es ohne alle Schule griechischer Gelehrsamkeit — Shakespeare war keine hellenische Natur und kein griechisch Gelehrter, aber durch das Genie und die Macht seiner Schöpfungen ein den Alten ebenbürtiger Dichter. Denn die Verwandtschaft schöpferischer Naturen ist allemal größer und echter, als alle durch die Schule gemachte und erkünstelte Ähnlichkeit. Diese in der Originalität und im Genie begründete Verwandtschaft erkannte Lessing und wies darum zugleich auf die Alten und Shakespeare. „Denn ein Genie kann nur an einem Genie entzündet werden und am leichtesten an so einem, das Alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint und durch die mühsame Vollkommenheit der Kunst nicht abschreckt“. „Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als Othello, als König Lear, als Hamlet u. s. w.“ — Wir werden den Griechen und Shakespeare gleichkommen, nicht wenn wir sie nachäffen, sondern wenn wir sind, wie jene waren, d. h. wenn wir in unserer eigensten Art bleiben und darstellen, was wir sind und erleben. Das ist die Bedeutung der nationalen Dichtung, die Lessing gefordert und geleistet hat, der Weg, den er dem deutschen Genius zeigte; dieser ist ihm gefolgt „und auf der Spur der Griechen und des Briten ist er dem besseren Ruhme nachgeschritten“.

4.

Die Unterscheidung zwischen Originalwerk und Nachahmung, zwischen echtem und unechtem Kunstwerk, wahren und falschem Verständniß der Kunstgeseze ist die Sache einer solchen kritischen Einsicht, die nicht bei dem Studium einzelner Werke stehen bleiben kann, sondern nothwendig weiter führt. Nicht weil die Kunstwerke griechischer Herkunft sind, sollen sie unser Leitstern sein — dies wäre Autoritäts- und Schulglaube —, sondern weil sie im höchsten Sinne wahr d. h. einfach und naturgemäß sind. Diese Einsicht, die den Weg zu den letzten natürlichen Quellen sucht und nicht ruht, bis sie entdeckt sind, erleuchtete unseren Lessing und gab seinem kritischen Geist die Richtung: sie bewog ihn von der französischen und römischen Fabel zur griechischen, von Lafontaine und Phädrus zu „Aesop“, von der französischen und römischen Tragödie zur griechischen, von Corneille und Seneca zu Sophokles, von der französischen Kunstlehre zur griechischen, von der falsch verstandenen Poetik des Aristoteles zu dessen urkundlicher Lehre zurückzugehen und diese in Rücksicht der Tragödie aus dem Wesen der Sache und der Natur der menschlichen Affecte selbst zu begründen. Er sah sich vor die Frage gestellt: worin besteht die Naturwahrheit der Kunst? Er mußte der Sache auf den Grund kommen und das Kunstwerk aus seinen einfachsten und ursprünglichen Bedingungen, aus der menschlichen Natur selbst erklären und entstehen lassen. Darin lag die Probe der Rechnung. Wie entsteht die Fabel, das Epigramm, das Drama, die Tragödie? Wie unterscheidet sich die

Handlung, welche die Fabel erzählt, von der epischen und dramatischen? Wie unterscheiden sich kraft ihrer natürlichen Bedingungen die bildende und dichtende Kunst, Malerei und Poesie? Das sind die Fragen, die Lessing, immer weiter und tiefer eindringend, in seinen Abhandlungen über Fabel und Sinngedicht, in seinem Laokoon und der Dramaturgie zu lösen unternahm, nicht etwa durch vorgeschriebene Regeln, sondern so, daß aus der Entstehung des Werks, d. h. aus seiner naturgemäßen Production, die Regel hervorging und sich ergab, wie aus der Construction des Kreises die Definition dieser Größe.

Und nicht bloß das Gebiet der Kunst und Kunstlehre hat uns Lessing auf diesem Wege und nach dieser Richtschnur kritisch erleuchtet, ihn bewegten auch die religiösen und theologischen Probleme, die der Predigerssohn aus Kamenz als väterliches Erbtheil in sich trug und die ihm stets wichtig geblieben waren. Auch hier trieb ihn sein Forschungsgeist nach der Quelle und dem Ursprunge des religiösen Lebens, die er zuletzt in den Tiefen der menschlichen Natur selbst ergründen mußte. Er hatte (in der Breslauer Zeit) die Entstehung der Kirchenlehre in ihren Quellen, den Kirchenvätern, studirt, er drang weiter bis zu den ersten Glaubensurkunden der christlichen Religion und suchte durch eine einfache und fruchtbare Hypothese, die ein Denkmal der Forschung geblieben ist, die geschichtliche Entstehung der Evangelien zu erklären. Aber der Glaube ist früher als die Glaubensurkunde, die Religion früher als die Bibel, die aus ihr hervorgeht, der religiöse Glaube früher als der Schriftglaube, auf dem die lutherische Orthodoxie, als ihrem letzten Fundament, stand und stehen bleiben wollte. Hier entzündete sich der Streit zwischen Lessing und dem Hamburger Pastor Goeze. Das alte Testament ist früher als das neue, die jüdische Religion früher als die christliche, und das religiöse Bedürfniß der Menschennatur, die ungeschriebene Religion des Herzens, früher als die schriftlichen Offenbarungsurkunden, als die geschichtlichen und positiven Formen der in der Welt herrschenden Religionen. Die letzte und tiefste Frage that sich auf: worin besteht das Wesen der Religion und ihrer Geschichte? Wie verhält sich die Religion zu den Religionen? Diese können nichts anderes sein als die fortschreitende Ausbildung und Entwicklung der wahren Religion, als die allmählich fortschreitende Erziehung der Menschheit nach einem göttlichen Weltplan. Den Gedanken auszuführen, schrieb Lessing eine seiner tief Sinnigsten Schriften, die letzte, die er herausgab: „Die Erziehung des Menschengeschlechts“. Um aber der Welt in der ergreifendsten und populärsten Form zu sagen, was er unter Religion und religiöser Erziehung verstehe, betrat er zum letzten Mal seine alte Kanzel, das Theater, und vollendete „Nathan den Weisen“.

5.

Dieser große Literator und Kritiker wäre nie der Reformator unserer Poesie geworden, wäre er nicht selbst ein Poet gewesen, der die eindringende

und erschütternde Kraft des dramatischen Vermögens besaß: ein dramatischer Dichter und ein Theaterdichter. Sehen wir gleich hinzu, er wäre auch nie der große Kritiker gewesen, ohne ein solcher Dichter zu sein. Hier liegt in Lessings reformatorischer Bedeutung das entscheidende Gewicht. Vor ihm eine Poetik ohne Poesie, daher eine ohnmächtige, denn die Dichtung entsteht nicht aus Regeln und kommt nicht aus Büchern; vor ihm eine Poesie, aber theils eine geringfügige und nur in der kleinen Welt einheimische, die sich in Liedern, Fabeln, Erzählungen befriedigen konnte, theils eine schwungvolle und erhabene, wie Klopstocks Muse, der aber die dramatische Kraft und der Sinn für die reformatorische Aufgabe unserer Literatur, die wahre Erkenntniß dessen fehlte, was eine nationale Dichtung leisten sollte! Zum ersten Mal in Lessing ergreifen sich beide Factoren: Dichtung und Kritik, Poesie und Poetik; ihr Product ist die reformatorische That. Ihr bisheriges Verhältniß wird von Grund aus geändert: die Poesie macht die Poetik, das Genie macht die Regel, nicht umgekehrt. Derselbe Mann ist Dichter und Kritiker zugleich; er begreift, was er thut, und erfüllt, was er fordert. Nie ist die Wechselwirkung zwischen Dichtung und Einsicht, zwischen Vollbringen und Wissen im Gebiete der Poesie intimer und fruchtbarer gewesen, als in diesem einzigen Lessing; ich wenigstens wüßte keinen, der bei einer solchen Gemüths- und Geistesstiefe sich so bis auf den Grund durchschaut hat als er. Lessing der Kritiker ist der sich selbst klare, einleuchtende, sein eigenes Schaffen völlig durchschauende Dichter.

Sehen wir nur, wie seine Werke, die poetischen und kritischen, wechselseitig in einander greifen. Erst die Fabeldichtung, dann seine Abhandlungen über die Fabel; erst seine Sinngedichte, dann die Abhandlung über das Epigramm; erst die Sara, dann seine Briefe an Nicolai und Mendelssohn, worin er die jenem Tauerenspiel gemäße Wirkung, das Mitleid, als die wahrhaft tragische zu begründen sucht; erst die Minna von Barnhelm und die in ihrer ältesten Form schon ausgeführte Emilia Galotti, dann die Dramaturgie; selbst der Entwurf zum Nathan ist viele Jahre früher als die theologischen Kämpfe und die kritischen Untersuchungen über Religion und Christenthum. Doch übte auch die Kritik einen wesentlichen erzeugenden Einfluß auf seine Dichtung, denn die poetische Aufgabe war ihm ganz klar und wurde von ihm festgestellt, bevor er sie löste. So hatte er die Nothwendigkeit des bürgerlichen Trauerspiels begründet, ehe er in seiner Sara das erste deutsche Werk dieser Art ausführte; er hatte in seinen Literaturbriefen das nationale Drama gefordert, bevor er in der Minna von Barnhelm selbst die Sache ins Werk setzte; die zweite Bearbeitung der Emilia Galotti folgt der Dramaturgie, die Vollendung des Nathan folgt dem Anti-Goetze.

6.

Daß Lessings dichterische Thätigkeit völlig im Erleuchtungskreise seines Bewußtseins vor sich ging und in diesem Lichte gedieh; daß er vollkommen

mußte, was er that, darin besteht sein Charakter als Poet und zugleich eine der wesentlichsten Bedingungen zur Erfüllung seines reformatorischen Berufs. Was Einsicht und höchste Geistesklarheit einem poetischen Werke verleihen können, kam seiner Dichtung zu Gute; was in der Geburt eines Kunstwerks, in der schaffenden Phantasie eines Dichters die Sonnenhelle der Erkenntniß und Reflexion nicht verträgt, mußte ihr fehlen. Wenn der poetische Schöpfungsdrang so mächtig ist, daß er alle übrigen Geistesvermögen beherrscht und das eigene Bewußtsein soweit überwältigt, daß diesem das freie und unbefangene Zusehen vergeht; wenn der Zustand des Dichters jene Begeisterung sein soll, die man den göttlichen Wahnsinn genannt hat: so hatte Lessings Dichterkraft eine solche Gewalt nicht. Gehört es zum Charakter des Genies, daß seine Natur mächtiger ist, als seine Reflexion, und seine Schöpfungen tiefer entspringen, als alles Bewußtsein: so war Lessing ein solches Dichtergenie nicht und durfte es nicht sein der Aufgabe gegenüber, die er lösen sollte. Nach einem bekannten, aus der eigensten Erfahrung geschöpften Ausspruche Goethes hat jedes geniale Gedicht etwas Dunkles; es enthält, „was von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht“. Dieses magische Dunkel fehlt in Lessings Natur und seinen Werken. Niemand wußte das besser, als er selbst, er kannte die Macht des Genies, wußte, daß Vorbild und Regel aus ihm hervorgehen; daß keine Regel das Genie macht, keine dasselbe ersetzt, wohl aber, wenn es die ächte Regel und das richtige Kunstverständniß ist, die Wege des Genies zu erleuchten und seine Werke davor zu schützen vermag, sich an der Wahrheit der Natur zu versündigen: daß in diesem Sinn selbst der weniger geniale Dichter der bessere sein kann.

Darum ist es eben so thöricht, dem Dichter die Regel vorzuschreiben, als im Namen des Genies aller Regel den Krieg zu erklären. Lessing hatte Gottsched und dessen Schule vor sich, als er begann; er hörte schon das Geschrei der Stürmer und Dränger, als er zwanzig Jahre später seine Dramaturgie schrieb. „Wir haben, dem Himmel sei Dank, jetzt ein Geschlecht von Kritikern, deren beste Kritik darin besteht, alle Kritik verdächtig zu machen. Genie! Genie! schreien sie, das Genie setzt sich über alle Regeln hinweg! Was das Genie macht, ist Regel! Die Regeln unterdrücken das Genie! Als ob sich das Genie durch etwas in der Welt unterdrücken ließe! Und noch dazu durch etwas, das, wie sie selbst gestehen, aus ihm hergeleitet ist. Nicht jeder Kunststrichter ist Genie, aber jedes Genie ist ein geborener Kunststrichter. Es hat die Probe aller Regeln in sich. Es begreift und behält und befolgt nur die, die ihm seine Empfindung in Worten ausdrücken“.

Und wie Lessing als Dichter und Kritiker sich selbst beurtheilte und von der Welt beurtheilt wissen wollte, hat er am Schlusse der Dramaturgie in einem Bekenntniß ausgesprochen, das in seiner erhabenen Bescheidenheit die sogenannten Genies niederschlagen und beschämen müßte, wenn sie ihre

Werke mit den seinigen vergleichen. „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gemacht habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren geschrieben, in welchen man Lust und Leichtlebigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, die durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufsteigt: ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher nur beschämt und verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, das dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann“.

Fassen wir Alles zusammen, um kurz zu sagen, auf welche Art in dem Reformator unserer Literatur der kritische Kopf und der Dichter vereinigt sind. Es ist der Standpunkt der poetischen, productiven, genialen Kritik, den Lessing begründet und in seiner Person gleichsam vorbildlich verkörpert hat: Der Kritik, die das Genie nicht erzeugt, aber erkennt und erzieht, nicht macht, aber besser macht und vom falschen Wege auf den richtigen, von der Unnatur zur Natur führt.

„Keine Nation hat die Regeln des alten Dramas mehr verkannt, als die Franzosen“. „Ich wage es hier eine Aeußerung zu thun, mag man sie doch nehmen, wofür man will! Man nenne mir das Stück des großen Corneille, daß ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? Doch nein, ich wollte nicht gern, daß man diese Aeußerung für Prahlerei nehmen könne. Man merke also wohl, was ich hinzusetze: ich werde es zuverlässig besser machen und doch lange kein Corneille sein und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverlässig besser machen und mir doch nur wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, der so fest an den Aristoteles glaubt, wie ich“.

Es ist kein Autoritätsglaube, auf den er pocht; sonst wäre es wohlfeil, ein Lessing zu sein. Um an den Aristoteles zu glauben, wie er, muß man den Aristoteles so verstanden und seine Lehre von der Tragödie so aus der Natur beglaubigt haben, wie Lessing wollte, und dazu gehört nicht weniger als ein solcher Kritiker und ein solcher Dichter. An Aristoteles im Sinne Lessings glauben heißt, überzeugt sein, daß Niemand die Naturgesetze der

Tragödie richtiger erkannt hat, als der griechische Philosoph, und durch eine falsche Auffassung des letzteren niemand sie mehr verkannt hat als die Franzosen. In der Erkenntniß jener Gesetze liegt das Gewicht der Sache, die wir im Fortgange unserer Betrachtungen an einer späteren Stelle näher erläutern werden.

7.

Als Lessing in seiner Dramaturgie diese merkwürdigen Selbstbekenntnisse gab, worin er seine kritische Einsicht so hoch, sein poetisches Genie so gering anschlägt, hatte er *Minna von Barnhelm* gedichtet und das Stück hatte so eben auf dem Theater seine Epoche gemacht. Wenn er von dieser Dichtung sagen konnte: „ich verdanke sie einzig und allein der Kritik“, so mußte freilich seiner Einsicht eine Kraft inwohnen, „die dem Genie sehr nahe kam“. Wir werden diese Kraft aus ihrem Werke kennen lernen. So viel ist gewiß, daß die Klarheit seines Geistes noch gewaltiger war als die Macht der Dichtung, die nach dem Schiller'schen Wort „aus nie entdeckten Quellen“ hervorbricht. So mußte der Kopf beschaffen sein, dem die deutsche Literatur die große Mission anvertraut hatte, sie zu erneuen, umzuwandeln und ihre Wege weit hinaus zu erleuchten. In dieser seiner königlichen Kraft einer productiven Kritik, einer fruchtbaren erzeugenden Einsicht, eines Lichtes, das überall, wo es hin scheint, Leben erkennt, weckt und entfaltet, ist Lessing ein unerreichtes Vorbild. Ich füge zu der Schilderung seines reformatorischen Charakters den letzten Zug, der das Bild vollendet und in welchem alle Kräfte, die wir erkannt haben, zusammenwirken. Was Goethe im Hinblick auf die Franzosen von Voltaire gesagt hat, er sei der denkbar höchste Schriftsteller seiner Nation, gilt für unser eigenes Volk von Lessing: er ist der größte deutsche Schriftsteller.

In der Kunst seiner Schreibart, die vollkommen Natur ist und gar nichts Er künsteltes hat, vereinigen sich alle Kräfte, über die er verfügt. Nur wer diese Mittel sämmtlich besaß, konnte im Stande sein, so zu schreiben, wie er. Hat ihm das magische Dunkel gefehlt, so waren ihm dafür alle Zauber der Klarheit verliehen, wie keinem zweiten. Jeder, der für die Wirkungen einer solchen Klarheit empfänglich ist — wer sollte es nicht sein? — muß wenn er Lessing reden hört, den Eindruck haben: es ist die Kraft selbst! Um ein solcher Schriftsteller sein zu können, mußte Lessing ein solcher Literator, ein solcher Kritiker, ein solcher Philosoph, ein solcher Poet sein. Nur aus dem spielenden Zusammenwirken aller dieser Kräfte entsteht sein unnachahmlicher Stil. Es ist nicht genug, daß er eine so umfassende Belesenheit, einen solchen Reichthum gelehrter Kenntnisse, eine solche Fülle bedeutender und sicherer Vorstellungen erworben hat und besitzt; sie stehen völlig in seinem Dienst und gehorchen seinem Wink, wie die Truppen dem Feldherrn; unter der Herrschaft seiner Feder ordnen sich die Vorstellungsmassen, die er braucht, leicht und zwanglos, jede Idee erscheint stets an dem Ort, wo sie ihre volle Wirkung thut. Seine Darstellung nimmt nicht den gewöhnlichen Lehrgang,

der etwas fertig Gedachtes überliefert, sich langsam fortschleppt und den Leser mitermüdet: er führt uns den Weg der eigenen Selbstverständigung und läßt uns mit suchen und mit finden, daß wir bei jedem Schritt uns erfrischt fühlen, wie bei einer herrlichen Wanderung durch immer neue Ausichten oder in dem belebtesten Gespräch durch den fruchtbaren Wechsel der Ideen. Sein Denken ist ein beständiges Prüfen, er stellt sich die Frage, sucht und findet die Antwort, macht sich die Einwürfe, die neue Fragen hervorrufen. Die Untersuchungen, die er führt, sind wie das lebendigste Selbstgespräch; er braucht nur die Rollen zu vertheilen, und es entsteht der natürlichste Dialog. Darum war der Dialog seine Stärke, auch im Drama; nie ist die Kunst des Zwiegesprächs so leicht und natürlich geübt worden, wie von ihm, der sich mit einer bewunderungswürdigen Feinheit aller der Gänge und unwillkürlichen Wendungen bewußt war, die der natürliche Fluß eines Gesprächs braucht und findet.

Die Deutlichkeit der Ideen verlangt die Schärfe der Gegensätze, die in der epigrammatischen Form sich ihren wirksamsten Ausdruck giebt, und das Epigramm war recht eigentlich Lessings poetische Virtuosität, es bildet den Grundcharakter seiner Gedichte, auch derjenigen, die nicht so heißen. Selbst „die Küsse“, die er sich wünscht, wie die Freunde, für die seine Lieder bestimmt sind, werden durch Antithesen besungen. Und ist das Bechlied „Gestern Brüder, könnt ihr's glauben —“ nicht zugleich ein beißendes Epigramm auf den Tod und die profitablen Aerzte? Der Tod haßt die Lebenslust, aber gönnt sie dem werdenden Mediciner! Ich erinnere an die bekannten und treffenden Epigramme auf Voltaire und den Juden Abraham Hirschel, auf Gottsched und Schönaich, auf Klopstock und Lessing, jene Antithese, womit die Sinngedichte des letzteren ihre Leser begrüßen: „Wer wird nicht einen Klopstock loben, doch wird ihn jeder lesen? Nein! Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein!“

Die Klarheit des Denkens, um in ihrer vollen Stärke zu wirken, bedarf der bildlichen Anschauung, die unsere Phantasie mit einer ähnlichen Ueberzeugungskraft ergreift, als die thatsächliche Gegenwart des Objects unsere Sinne. Tiefe, klare und deutliche Vorstellungen zu erzeugen, ist die Sache des Philosophen und kritischen Denkers; Anschauungen und Bilder zu erfinden, welche die Ideen verkörpern und uns in der faßlichsten Erscheinung vor Augen stellen, ist ein Werk des Poeten. Lessing vereinigt Beides. Er ist in dieser Vereinigung vollkommen einzig und unübertroffen. Was er tiefsinnig gedacht und auf das Klarste bewiesen hat, eben dasselbe versteht er in der anschaulichsten Form bildlich darzustellen, in der einfachsten und anmuthigsten fabulistisch zu erzählen und seine Erzählung so dramatisch zu beleben, daß wir die Dinge vor uns geschehen sehen. Was Schiller in seinen Künstlern von der Wahrheit gesagt hat: „Der Anmuth Gürtel umgewunden, wird sie zum Kind, daß Kinder sie verstehn!“ dieses Wort hat niemand in höherem Maße und siegreicher erfüllt als Lessing. An der bewiesenen Wahrheit kann man

noch irre werden, aber wer zweifelt an einer Fabel? Ich erwähne nur ein Beispiel, das größte und bewunderungswürdigste dieser Art. Die umfassenden und schwierigen Untersuchungen über das Verhältniß zwischen Religion und Bibel, Schriftglaube und Kritik, Orthodoxie und Aufklärung, das Problem und die Lösung, um die es sich hier handelt, erzählt Lessing spielend und in jedem Zuge treffend, so kurz und so lebendig als möglich in jener unvergleichlichen „Parabel“, womit er den Streit wider Goeze eröffnet: der alte Königspalast, an dem Jahrhunderte gebaut haben, mit seiner seltsamen und regellosen, aber bequemen und dauerhaften Architektur; einige Gemächer darin, die vornehmsten, von oben erleuchtet, die alten Grundrisse, die vermeintlichen Architekturkenner, die jede Beleuchtung der Grundrisse für Mordbrennerei ausgeben; da entsteht plötzlich um Mitternacht Feuerlärm, jene vermeintlichen Kenner denken nicht an die Rettung des Palastes, nur an die der Grundrisse, laufen damit auf die Straße und suchen streitend auf dem Papier die Stelle, wo der Palast brennt, der zu Grunde gegangen wäre, wenn er — gebrannt hätte, aber sie hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten!

Ich wollte nur andeuten, wie sich in Lessings Schreibart die Vermögen des Epigrammatisten, des Fabeldichters, des dramatischen Poeten, des gelehrten kritischen und philosophischen Denkers vereinigen mußten, um jenen unvergleichlichen Stilisten zu erzeugen, der eben so mustergiltig bleibt als unerreichbar. Solche Kräfte, deren jede durch ihre Vereinigung mit den anderen gesteigert wird, sind berufen zu kämpfen und polemisch zu wirken: da sie siegreich und stets überlegen sind, müssen sie streitlustig sein; sie sind sichere und unwiderstehliche Waffen durch die Sache, der sie dienen, nicht Theaterkünste, die blenden, wie Goeze seinem Gegner vorwarf. In Lessings Antwort hören wir den Schriftsteller, den wir geschildert haben: „Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein gibt echten Glanz. Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns reden und nicht vom Stil“.

So sind wir durch Lessing selbst auf das Thema zurückgewiesen, von dem diese Darstellung seiner reformatorischen Bedeutung in der deutschen Literatur zu handeln hatte. Denn die Herstellung der Wahrheit in unserem Denken und Dichten war die Aufgabe und das Werk seines Lebens. Die beiden größeren Dichter, die ihm gefolgt sind, haben, eingedenk seiner Kämpfe und Siege, Lessing als den Achilles der deutschen Literatur gepriesen:

Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter,
Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist!



Eine Winterreise an den Königssee.

Von

Karl Stieler.

— München. —

Unter uns klangen noch die Weihnachtsglocken, es war Sanct Stephanstag und nach dem heimischen Zauber, den uns der Christbaum geschaffen, zog es uns noch hinaus in die Wirklichkeit von Wald und Tannen. Wir fuhren über Salzburg an den Königssee; der Petersteller hatte seine Schuldigkeit gethan, und vor demselben stand lustig klingend unsere Extrapost, ein offener Schlitten.

Endlich waren wir glücklich verladen; und eingehüllt wie grimme Nordpolfahrer, machten wir uns auf den Weg, der schon dicht vor der Stadt tief einsam wurde. Flatternde Raben im Schnee; ab und zu ein Wandrer, dem selbst der Gruß auf den Lippen erstarrte, das war das einzige Geleit, im Winterdunst verschwamm die Beste Hohensalzburg, nur auf den Bergen lag noch die volle breite Sonne des Nachmittags. Aber der Tag geht schnell zu Ende in solcher Jahreszeit; um drei Uhr ist es noch goldig hell, um vier webt blaue Dämmerung, um fünf Uhr schwimmt der silberne Vollmond am Himmel. Unser Weg führt dicht am Untersberg dahin, dessen schroffe Felsen sich hier meilenweit auseinanderbreiten; an den rothen Steinwänden sind mächtige Marmorbrüche, an dem Bergbach gegenüber steht eine stumme Mühle, und erstaunt blickt uns der Mauthner an, der bald an der Landesgrenze aus dem Zollhaus trat. Er frug uns auf's Gewissen, was wir Steuerbares hätten, und dann winkte er mit der schwieligen Hand und schlüpfte zurück in seine warme Klause. Denn zum Glück ist wenigstens der gute Humor noch steuerfrei in diesen „schlechten Zeiten“, und der war unser einziges Gepäck. „Schwager, blas uns ein's“, riefen wir dem Postillon; schmetternd klang die alte Volksliedweise durch die Dämmerung, die langsam hernieder sank,

während schon die Zinken des Waghmann vor uns emporstiegen. Berchtesgaden war nahe, und als wir es erreicht, glomm silberhell der Vollmond; an den Fenstern glänzten die ersten Lichter, wir jagten vorüber und bald waren wir auf der einsamen Straße nach Königsee. Das ganze meilenweite Gebiet hier ist eine einzige grandiose Felsenwelt, und die sechs Thäler, die es durchschneiden, sind nur wie grüne Furchen im Gestein, auf denen winzige Menschen sich angesiedelt, mit ihrer Sehnsucht nach Glück und Leben.

Berchtesgaden selbst, die später gefürstete Propstei, ward im elften Jahrhundert von Irmingard, der Wittve des Hallgrafen Engelbert, gestiftet, die vier Zellenbrüder dorthin sandte; vorher hatte kaum eines Hirten Schritt den endlosen Urwald betreten. Und jetzt noch webt die alte heidnische Sage um diese Gipfel. Der Waghmann, der uns mondbeglänzt entgegenschaut, war einst ein gewaltiger König, ein schönes Weib und sieben Kinder waren ihm eigen, er aber zog mit seinem Rüden und mit Hörnerklang durchs Land und vernichtete alles, was ihm den Weg vertrat. Herzlos zerstampfte er die Saat, und seine Hunde rissen den Landmann nieder, bis endlich der Zorn der Götter den großen Friedensbrecher erreichte. Die eigene Meute wandte sich wider ihn und zerriß den König, sein Weib und seine Kinder; ihre Leiber erstarrten zu Stein — es sind die beiden Gipfel des Berges mit ihren sieben Zinken. Ihr Blut aber floß zu Thale und wogt in der Tiefe des dunklen Königsees.

Allein noch weiter zurück greift die alte Sage, bis in jene Urgedanken, die allen Cultur-Völkern gemeinsam sind, bis in die Zeit der großen Weltüberfluthung. — Denn auf dem Gipfel des Waghmann blieb dereinst die Arche stehen, und ein einsames Menschenpaar fristete dort sein Dasein; damals war die Spitze noch um viertausend Fuß höher, bis die unterspülte Pyramide zusammenstürzte.

Das ist der Waghmann, der uns himmelragend hier entgegenschah, dieweil unser Schlitten durch die Wildniß flog. Der „hohe Göll“ stieg zur Linken empor, am Wege lagen die Häuser von „Unterstein“; in dem kleinen Kirchlein, das Graf Arco erbaut hat, glänzt durch die dunklen Fenster ein rother Funke — das „ewige Licht“.

Und nun wird's immer enger im Thal, immer rauher ringsumher; wir sind im finsternen Tannenwald; doch er ist nicht dunkel heute wie in stürmischen Sommernächten, sondern silberhell glitzert die Waldnacht. Fußhoch lastet auf den Fichtenzweigen der Schnee, wie eingesunken stehen die riesigen Stämme im weißen Grund, Felstrümmer liegen am Wege, und das Gestrüpp, das auf denselben wuchert, glänzt vom blanken Reif; es giebt keine braunen, nur silberne Zweige. Hoch über uns greifen die Wipfel der Bäume in einander, kaum lugen die Sterne herein in dies winterliche Waldgewölbe, kaum gleitet der scheue Mondenstrahl von Ast zu Ast. Es ist ein Märchen schweigend schön, und unser Auge streift durch's Dickicht, als müßt es jene Märchengeister suchen — Zwerg und Elfe. Feierliche wortlose Stille umfing uns —

nur der Schlitten stöhnte im Schnee, die Pferde dampften, die feinen Schellen klingeln.

Dann geht es bergab, ein Augenblick, in dem wir erwachen aus dieser Traumwelt und vor uns lag der starre eisige See! Es ist der gewaltigste seines Geschlechtes, der König aller Bergseen — der Königssee.

Die Thüre des gastlichen Hauses, das dicht am Ufer steht, war offen, und der Wirth kam uns grüßend entgegen; aus den Fenstern drang trauliches Licht. Und wer hätte ihn nicht schon erfahren, den Zauber, den auch dies Licht übt; dies Frohgefühl, daß wieder Menschen um uns wohnen!

Das Thermometer vor dem Hause zeigte 26 Grad Kälte, eiserstarr traten wir ein und erst allmählich fanden wir uns wieder zurecht, als normale Erdenbürger. Nichts ward versäumt um unseren Leichnam aufzurichten; in der großen breiten Wirthsstube aber war lustiges Volk versammelt, die Einen beim Bolzenschießen, die Andern tanzten um eine klingende Zither, — Menschenleben und Menschenlust klang wieder an unser Ohr.

Und dennoch ließ der Reiz der dunklen Einsamkeit uns nicht ganz raften; unwiderstehlich zog es uns noch in später Abendstunde hinaus auf den schwarzen See.

Wir tasteten bedächtig an der vereisten Schiffshütte hin und betraten den Spiegel, es war kaum möglich, sich aufrecht zu erhalten. Nur in kleinen Schritten kamen wir vorwärts. Vielleicht wird's auf den blanken Stahlschuhen besser gehen; wir legten sie an, und alsbald schwebten in langen Bogen die schattenhaften Gestalten hin, aber das Gefühl banger Unsicherheit steigerte sich fast, statt sich zu mindern. Man war wohl flüchtiger und flinker geworden, doch um so frappanter und wechselvoller ward auch das Bild dieser glatterstarrten Fluth, man fühlte jetzt erst recht den Mangel festen Grundes.

Schauerlich schön war's rund um uns; der Vollmond war hinter den hohen Seitenbergen emporgestiegen, aber sein Licht war nicht dufverschommen, sondern schneidend klar, daß jede Felsenflanke förmlich heraustrat, das Gestein leuchtete weißkalt über den rabenschwarzen Wäldern und die Silberscheibe spiegelte sich blinkend in dem dunkelgrünen Eise. War's wirklich Eis? — war's nicht die offene schwarze Fluth? — So frug man sich von Schritt zu Schritt, uns umging eine Täuschung, die alle Sinne zu berücken schien. Wohl eine halbe Stunde weit waren wir in den See hineingegangen, eine Felsenwand warf ihren tiefen kräftigen Schatten; hart daneben spielte das Mondlicht auf der Fläche. Um Himmelswillen nicht weiter — wir gruben den Schlittschuh in's Eis, wir wagten es nicht den gehobenen Fuß niederzusetzen — so verwirrend glich dies mondbeglänzte dunkelgrüne Eis der weichen flüssigen Tiefe.

Und während wir noch standen und starren — da kracht es dicht vor unseren Füßen, daß es uns fast in die Höhe warf, ein gellender Sprung ging durch die ganze Länge des Eises! Halt, halt, — riefen wir denen zu,

die hinter uns kamen, die Knie zitterten uns, mit Windezeile ging's zurück. Es war genug der Vermessenheit, unwillkürlich kam mir der alte, sagenhafte Warnungsruf in den Sinn, wo eine unsichtbare Stimme aus der Tiefe klingt: Laß mich oder ich schlünd' Dich! Warum hatten wir's auch gewagt, die feiernächtige Stille des alten Bergsees zu stören, erst der Tag wird es uns zeigen, auf welchen Wegen wir gegangen.

Als wir das wirkliche Obdach wieder erreichten, da war unser Wohngemach schon wohllich durchwärmt, ein stattlicher Lumpen gab uns das Nachtgeleit und in den breiten Divan zurückgelehnt, plauderten wir noch lange. Es waren die alten ewigen Probleme, an denen sich Faust zergrübelt, es waren die Verse Shakespeares und Homers, um die wir stritten — aber draußen lag der glühende Sternenhimmel und der schweigende Königssee. Wir waren ja Deutsche, die nicht leben können ohne gelehrten Streit. Mitternacht ging längst vorüber, bis wir das erste vernünftige Wort gesprochen und dieses Wort hieß — gute Nacht!

Als wir erwachten, lag vor uns ein Morgen von unbeschreiblicher Schöne. Kein Nebelstreif in weiter Runde, der Himmel trug dies feine, lichte Blau, und nur wo er sich wölbte zu unendlichen Höhen, da ward er tief und dunkel wie Azur. Zitternd webt das Goldlicht um den Rand der Gipfel, wenn die Sonne langsam dahinter empor klimmt, tief unten aber auf See und Thal lagen noch die kalten Schatten. Zwei Farben allein beherrschen um solche Zeit die gesammte Landschaft: das wuchtige Schwarz der Fichtenwälder und das massige Weiß des Schnees; dazwischen starren glanz- und tonlos die grauen Felsenwände, die fast senkrecht aus der Tiefe steigen. Und doch, wie packt diese großartige Eintönigkeit der Farbe, um wieviel gewaltiger erscheinen noch diese Massen, wenn keine weichen Mitteltöne sie düstig mildern.

Vergeblich lauschten wir auf einen Laut des Lebens, nur der eigene harte Tritt erklimmt und das Krachen des Eises, man hört jenes Klagen, das den stärksten, höchsten Frost begleitet. Alles schweigt in eisiger Majestät, so trozig und doch so fesselnd, so unbarmherzig und doch so schön.

Es mochte neun Uhr Morgens sein, und nahezu 20 Grad Kälte, als wir uns auf den Weg machten nach dem berühmten Jagdschlosse Bartholomä, das am linken Ufer auf einer Landzunge liegt, auf wildem Geröll, welches der Eisbach hier angespielt und das in Jahrtausenden sich langsam begrünzte.

Wohl zahllose Wanderer kennen diese Perle des Hochgebirges und führen im schwanken Rahn über die tiefgrüne Fluth, diesmal aber dient uns ein anderes Fahrzeug. Zwei leichte Schlitten, wie man sie benützt, um das Wildheu von den steilen Wiesen herabzuziehen, wurden herbeigeholt, ein Brett ward über die leichten Stangen gelegt, auf dem drei Männer wohl Platz hatten, wenn sie weidlich zusammerrücken; hintenauf aber stand frei und sicher ein stinker Bursch im Spitzhut. Der war unser Führer, ein langer Stab mit dem Eisenstachel war sein Steuer, und fausend, wie der Sturmwind, ging's von dannen.

Ein Stück weit hinein bis über die Insel, die den seltsamen Namen „Christlieger“ trägt, ist der See noch feicht; und lichtgrün, wie das Wasser erschien auf diesem Theile das Spiegeleis, man sah zum Greifen jedes Blattwerk und Gestein auf dem Grunde.

Dann aber stürzt mit einemmal die Fluth zur schwarzen abgrunddunklen Tiefe, und dieser Eindruck wird noch mächtiger, weil das Eis auch hier genau die Farbe trägt, die dem See sonst eigen ist: schwarzgrün an den Ufern und in der Mitte schwarz wie Ebenholz. Kein Stäubchen, keine Spur von Reif trübt diese Glätte; ineinandergewachsen scheint Eis und Steinwand und so liegt die lange Fläche da, wie eine riesige schwarze Marmorplatte, die den Felsenarkophag, verschließt in dessen Tiefen nach alter Sage das Blut des todtten König Wagnmann fluthet.

Wer wollte sich des leisen Grauens schämen, das uns bei solcher Fahrt beschlich; wenn das Eis in Silbersplittern hinwegsprang, so oft der Stachel in dasselbe niederfuhr! Denn das Dunkle, das Geheimnißvolle, das jeden Bergsee umgiebt, wirkt vielleicht noch mächtiger und drohender auf unser Gemüth, je mehr es augenblicklich gebannt scheint — im Eise schläft die lauernde Fluth.

Wir nahmen denselben Weg, den auch die Schiffe wählen und der zuerst hinüberführt zur Falkensteinwand, die thurmhoch, senkrecht aus dem See steigt. Baumlos und formlos ragt ihr Gestein, daß kaum im Sommer einige Blumen aus den Ritzen blühen; nur die kleinen „Martertafeln“ sind ihr Schmuck, die melancholisch vom grauen Felsen herniederschauen, derer gemahnend, die ohne Wiederkehr hier in der Fluth versanken! Der eine war ein Fischer gewesen, der in wilder Sturmacht von Bartholomä nach Hause fuhr — man hatte ihn umsonst beschworen, das Wagestück zu lassen, und am Morgen fand man sein Schiff im Sonnenscheine treiben, er aber war fort und Niemand weiß es, wo. Im vorigen Jahrhundert zerschellte hier ein großes Schiff mit mehr als zwanzig Pilgern, das von der Wallfahrt in Bartholomä zurückfuhr und auch nicht ein Mann von ihnen entran — die sind die Erinnerungen dieses schweigsamen Gesteins.

Und was bedeutet denn auch im äonenlangen Dasein dieser Felsenwildniß das zuckende Atom, das wir Menschenleben nennen? Uns ist es Alles, hier gilt es nicht mehr, wie wenn der Sturm eine geknickte Blume herunterweht in den See oder ein lockeres Sandkorn! Scheu lesen die Wanderer sonst, wenn sie im kühlen Schatten der Felswand vorüberfahren, die schlimme Kunde, wir aber standen davor und legten die Hand auf die verwitterte Schrift und auf das Eis am Fuße des Felsens. Es war schwarz — wir standen über Tiefen, in denen manch ein Münster versänke wie ein Kiesel.

Der Falkenstein und die gegenüberliegende Bergwand bilden gleichsam ein riesiges Felsenthor, das anfangs den Ausblick auf den oberen See verschließt. Erst wenn man hier um die Ecke des Vorgebirges tritt, öffnet sich das volle majestätische Panorama. Langgestreckt liegt nun der schmale finstere

See zwischen den Felsenwänden; im Hintergrunde abgeschlossen durch eine gewaltige Bergeßmauer, die noch von den Teufelshörnern, der Schönfeldspitze und dem Grünseetauern überragt wird. Hier begreift man die Entstehungsgeschichte des Sees, der nur ein klaffender Riß im Gestein ist, das vor undenklichen Zeiten mit Donnerhall zerborst. Und da warf sich die grüne Urfluth brausend in die Klust und schloß den Donnermund; die Wasser verliefen, sie aber blieb stehen in ihrem abgrundtiefen Versteck, sicher vor den Sonnenpfeilen, vergessen von den Jahrtausenden, die so manche Fluth zum Wiesengrün verwandelt. Und als nach abermals Jahrtausenden die Menschen kamen in diese wunderbare Wildniß, da gaben sie ihr den Königsnamen, und Königssee wird er geheißn bis zur Stunde!

Die Sonne war hoch über die Berge emporgestiegen und in ihrem leuchtenden Morgenschein hatte dies Winterbild fast eine verklärte Schönheit gewonnen, die Gipfel spiegelten sich im Eise, als wär's die Fluth, die Zweige vom überhängenden Gesträuch glitzerten bereift, goldweich lag das Licht auf den Höhen. Alles Schreckhafte schien weggenommen, nur das Große, das Majestätische war geblieben; und wenn man mit Grauen in die Tiefe sah, so sah man mit Entzücken nach den Höhen.

Es giebt kein Ufer hier, denn kaum drei bis vier Stellen gestatten die Landung, kein Weg führt um den See, als in der Höhe ein Felssteig, den nur die Jäger wagen, dort sahen wir die Gemsen klettern, sicher und behende, sie sind fast schwarz in ihrem dichten Winterkleid.

So waren wir allmählich bis in die Mitte des Sees gekommen, bis an jene gewaltige Wand, die ihr donnerndes Echo siebenfach erbrausen läßt, wenn die Schiffer, die vorüberfahren, einen Schuß entladen. Wir ließen die Schlitten halten und standen im Halbkreis, mitten unter uns die drei Gefellen im grünen Hut, dann ward aus dem Frachtkorb, den wir mitgebracht, ein Trunk vom edelsten Rheinwein gehoben und das Krystallglas gefüllt. Diese Stille kam und mit lauter Stimme nahm einer das Wort und brachte den Gruß des Rheines, des deutschen Stromes, dem alten tiefen See: ihrer beider Fluth bespült ja heimische Erde. Einen Gruß den himmelhohen Gipfeln, zu denen wir lugen, einen zweiten der unergründlichen Tiefe, auf der wir standen und einen letzten den glücklichen Menschen, die solche Wunder schauen in weihnachtlicher Stunde!

Mit offenem Munde hörten uns die Fischer an und schallend klang der Hochruf wieder von den eisigen Wänden, da donnerte durch die ganze Breite hin ein dröhnender Riß, daß wir mitten im Jubel erbebten; der alte See ergrollte, wie ein einsames verdüstertes Gemüth, dem man die Grüße weltfroher Herzen bringt.

Berschellend brach das Glas, wir aber bestiegen die Schlitten, und mit Sturmesseile ging es jetzt hinüber nach Bortholomä. Zweimal kamen bedenkliche Stellen, wo das zerrissene Eis sich aufgestaut und gleichsam eine starre Welle gebildet hatte; es war ein wilder Ruck, als wir darüber jagten

und mit gewaltiger Faust hielt uns der Schiffer am Nacken, daß wir nicht rechts und links hinausgeschleudert wurden. Man nennt solch offene Spalten, die rasch wieder zugefroren, „Fragl“; vor einigen Jahren kammerte ein Jäger dort sechs Stunden lang im Eise.

Ohne es zu gestehen, fühlten wir doch zuletzt eine leise Sehnsucht nach dem festen Lande und prall slog unser Schlitten auf am Strande von Bartholomä, wo sonst die Schiffe rauschend landeten. Wie still, wie weltverloren war nun dieser Winkel, durch fußhohen Schnee bahnten wir uns den Weg zum kleinen Forsthaus, wo im Sommer hunderte von Fremden sich tummeln, stumm sah das kleine Kirchlein mit seinen beiden Thürmen auf uns hernieder. Kein Glockenklang, keine fremde Spur: nur die Spur des Wildes.

Hier in Bartholomä lag das vratte Leben des Sees gleichsam vor uns aufgeschlossen, seltsam gemischt aus jugendfrommer Andacht und ungebändigter Kraft. Das Waidwerk war hier gleichbedeutend mit dem Tagewerk, aber schon im zwölften Jahrhundert ward zugleich das kleine Wallfahrtskirchlein aufgebaut, und Tausende pilgerten am Bartholomäustag zu dieser Stätte, während des Nachts auf allen Almentristen die Bergfeuer glänzten. Erst spät im achtzehnten Jahrhundert kam das Jagdschloß hinzu, das sich die fürstlichen Bröpste von Berchtesgaden errichteten.

Aber es ist auch in der That ein wunderbarer Winkel hier, dies Bartholomä; überragt von den himmelhohen Wänden des Watzmann, bespült von der unergründlichen Fluth. Und auf dem schmalen Streifen, der zwischen beiden liegt, zwischen Berg und Woge, ist mächtiger Hochwald in Jahrhunderten emporgewachsen, grünbelaubte Buchen, in deren Wipfeln das Geläut verhallt.

Unwandelbar blieb diese Schönheit stehen, dieweil der Wandel der Zeiten an ihr vorüberzog. Manah rauher Waidgesell, der noch das Wolfsfell trug, hielt hier wohl stille, wenn der Klausner die Messe sang, — das war damals, als man in deutschen Landen den Kaiser Barbarossa pries. Auf prunkvollen Gondeln kamen die Herren der Propstei, im steifen Ceremoniell der Zeit Louis Quinze; auch ihr fürstlicher Gebieter hielt die Messe, und dann sahen sie dem grausamen Schauspiel zu, wie man das Wild aus allen Schluchten in den See herunterheßte. Mehr als hundert Jahre gingen dahin, Berchtesgaden war bairisch geworden, da kam König Max II hierher, jener feinsinnige Fürst, der die Dichter und Forscher aus ganz Deutschland zu sich berief, und ihr Geleit schien ihm der beste Hofstaat auf seinen Reisen. Sein liebstes Jagdgehege aber war der Königssee, und gar oft waren sie hier versammelt in den Wohngemächern des kleinen Hauses, wo nach einem Tag voll fröhlicher Waidmannslust ernste Reden und heitere Verse klangen. Es war im October, wo Hirsch- und Gamsjagd gediehen, und diese Spätherbsttage mit ihrem unbeschreiblichen Zauber, sie sind in der That die hohe Zeit für solch ein Jagdrevier. Um solche Zeit war's auch gewesen, daß ich zum erstenmal an dies Gestade trat. Wir waren nach langer Bergesfahrt die steile Kannerwand hinabgeklettert, als schon der Vollmond schien, auf unsern Rücken

war ein Kahn gekommen und hatte uns übergesetzt nach Bartholomä, wo wir im kleinen Jägerstüblein unser Nachtmahl nahmen. Draußen am Ufer lag das Schiff, und als der Vollmond ganz heraufgestiegen über die Watzmannfelsen, da gingen das goldlockige Försterstöchlein und ihre Gespielin noch hinaus unter die gelbbelaubten Bäume, und Arm in Arm am Ufer wandelnd, sangen die beiden Mädlein, wie ich nicht wieder in den Bergen singen hörte. Es waren Alpenlieder; der ganze übermüthige Frohmuth und die ganze selige Schwermuth, die nur das Volkslied — ahnungslos — besitzt, klang aus diesen Weisen. Der Watzmann thronte, der Vollmond glomm, der Nachtwind trug die silbernen Töne von hinnen — ich aber höre sie noch heute, sie klingen hinein bis in dies Wintermärchen.

Dem eisig war es nun um uns — andere Zeit und andere Menschen!

Durch den hohen Ufer-Schnee kletterten wir hindurch zum Forsthaus, auf dem steinernen Gange hangen die alten Waidmannsbilder und das Conterfei der riesigen Fischen und Salblinge, die man vor hunderten Jahren hier gefangen. Uns aber ward im Stüblein, durch dessen Fenster die Sonne glitt, fröhliche Raft. Alle Wände waren geziert mit mächtigen Hirschgeweihen und an ihren Erden hing der grüne Federhut, der breite Ofen sprühte und auf der Bank saßen feierend einige Holzknechte in jenem dolce far niente, das nur der Arbeiter mit schwieligen Händen kennt. Am Boden aber schnappte der Dachshund und schnappte träumend in die Luft.

Auch die Fürstenzimmer im ersten Stockwerk sind schlicht und prunklos; waidmännischer Schmuck ist fast ihre einzige Bier. Im Stiegenhause aber sehen wir das Bild eines Lämmergeiers, der vor 250 Jahren an der Hachswand geschossen ward und mit ausgespannten Flügeln sieben Fuß mißt. So kündet es die alte Inschrift.

Trotz der einsamen Winterszeit schien doch die Küche reich gesegnet, denn außer Wildpret und geräuchertem Fleisch waren die Kasser gefüllt mit breiten Rutteln und röthlichen Salmonen. Der Saibling des Königssees stellt nämlich eine ganz besondere Art unter seines gleichen dar; der Rücken ist schwarzblau, aber die weichen Theile sind purpurroth und ebenso ist auch das Fleisch, die Flossen dagegen zeigen einen breiten weißen Rand, daß sie an Farbenpracht beinahe den Schmetterlingen gleichen. Und immer noch, trotzdem die Freunde schelten über die „pygmäenhafte Brut“ ist die Ausbeute des Sees höchst ergiebig, sie zählt nach Tausenden, und Exemplare mit 7, 10 und 15 Pfund zappeln fast jede Woche im Netz. Ja, eine Lachsforelle, die 1865 gefangen ward, wog mehr als einen halben Centner. Daneben wird aber selbst die künstliche Fischzucht gepflegt, die mit Umsicht den alten Reichthum vermehrt. Tausende von goldhellen Eiern liegen in den Reservoirs und werden etwa 6 Wochen nachdem sie ausgeschlüpft, wieder in den See gesetzt!

O wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlthig auf dem Grund!

Bis unser Mahl gerüstet war, ließ sich noch leicht der kurze Weg zum Obersee erreichen. Es ist dies ein kleines smaragdgrünes Becken, das einst mit dem Königssee zusammenhing, bis die furchtbaren Felsenstürze den See-Grund füllten und einen schmalen Streifen Lands zwischen beiden Gewässern bildeten. Noch jetzt zeugen die steinernen Blöcke, die hier zerstreut sind, von der Gewaltthat jener fernen Jahrtausende, und reizvoll ist der schmale Fußsteig, der sich im Sommer zwischen grünem Niedgras, Alpenrosen und niederem Krummholz hinzieht. Heute freilich war jeder Weg verschwunden unter fußhohem Schnee und bis an die Hüfte versinkend kämpften wir uns durch; Schritt um Schritt.

Endlich war auch das Ufer des Obersees erreicht, eine zerklüftete uralte Esche, die ihre Wurzel mühsam durch das Steingeröll gezwungen, steht am Strande, unter ihrem Gezweig sieht man am herrlichsten hinaus auf diese Wildniß. Der See ist klein, senkrechte Felsenwände auf drei Seiten, und an den Felsen sind die brausenden Wasserfälle zu blauem Eis erstarrt. Eine einsame Almhütte liegt gegenüber, „die Fischunkel“ genannt, die Gipfel aber die sich hier erheben, reichen fast bis in die Welten ewigen Schnees. Sie bauen sich stufenweise empor; hoch droben liegen Grünsee, Funtensee und Teufelsmühle; noch höher das steinerne Meer, wo der Pfiff der Murrelthiere aus den Klüften gellt und das „Blümbachthor“, jene Felsenscharte, durch die der Fußsteig in's Pinzgau hinüberführt.

„Da droben im Blümbachthor sind zwei Wildschützen eingeschneit“ sprach einer der Schiffer, der uns gefolgt war; „sie sind von der Tiroler Seite heraufgestiegen, im October eh' der erste große Schneesturm kam, und seitdem noch nicht zurückgekehrt“. Und dabei zuckte er gelassen die Schultern, — im Frühjahr wird man wohl die Leichen finden. Wir sahen empor, sonnenhell lag das prächtige Felsenthor da droben, ihr verschwiegenes Grab!

Der Obersee war schon bei Zeiten zugefrozen und hatte nicht mehr die ursprüngliche Farbe, sondern in mächtigen Blumenbüscheln hatte sich der Reif darauf gesetzt, aber auch diese waren in den mannigfaltigsten und feinsten Formen krySTALLISIRT. Selbst wo sie erstarrt, ist die Natur noch schön und vollendet, das würde erst der vollkommen verstehen, der diese Formen unter dem Mikroskop betrachten könnte. Hier zeigt sich ja der wundersame Gegensatz am schärfsten: Alles, was Menschenhand geschaffen, wird in der Vergrößerung rauh und plump, und Alles, was die Natur schuf, wird um so reicher und vollendeter, je größer wir es erblicken.

Nach solchem mühevollen Gang mundet ein ehrlich Mahl wohl doppelt. Und weiß Gott, so eine mächtige Schüssel, von stämmigen Armen auf den Tisch gesetzt, hat auch ihre Poesie; das Herz ist wohl von Schönheit gesättigt aber davon versteht ja der Magen nichts! Wie stattlich sieht so eine Platte aus mit den prächtigen geringelten Fischen, von denen der heiße Dampf noch vom Sude emporstieg, wie köstlich ist des Wildprets herber Duft und selbst der berühmte „Kaiserschmarrn“ wurde jubelnd begrüßt! Die Sonne schien uns

aufs weiße Tafeltuch, die Gläser klangen und lachend sahen uns die zwei Jäger zu, die am Nebentische saßen, die Arme breit auf den Tisch gestemmt. Aber noch ein anderes war uns beschieden, das wohl auch zum fesselndsten gehört, was das winterliche Hochland bietet. Schon auf dem Heimweg vom Obersee sahen wir hier und dort auf den steilen Halden ein Rudel Wild, das aus dem Dickicht auf das weiße Schneefeld kam und wieder bedächtig verschwand in den grünen vereisten Tannen. Tagüber bleiben sie gern in der Höhe, wo es windstill und sonnig ist, doch immer tiefer kommen sie jezt zu Thal, es ist die Stunde wo die Fütterung beginnt.

Zwei große Futterstätten befinden sich in Bartholomä, in diesem prächtigsten Reviere der Hochjagd. Die eine liegt etwa 1000 Schritt hinter dem Försterhause in der Hirschau, die andere drüben über dem See auf einer kleinen Halde, die sich zwischen Felsblöcken und Fichtenwald zum Ufer senkt. Hier kommen vor Allem die stärksten und schwersten Hirsche.

Es ist ein braunes Blockhaus von unbehauenen Stämmen, wie es die Winterstuben der Holzknechte sind; die Farbe stimmt naturgemäß zum Walde in dem es steht. Mächtige Heurauen laufen um die Wand, und sind zu beiden Seiten der Hütte aufgestellt, in deren Innerem der Wintervorath verwahrt wird. Wir folgen dem Jäger, der den Riegel der Tenne zurückschiebt, wir treten in dies unsichtbare Versteck, während er die Futterbarren füllt, dann schließt er uns ein, und geht schweigend seines Weges über den See. Und schweigend kauern wir drinnen, durch die Spalte lugend, den Blick unverwandt auf die Spuren richtend, die aus dem Hochwald herniederführen.

Da plötzlich knistert es in den Zweigen und ein gewaltiger Behnender kommt aus steiler Höhe herab. Langsam, aber weit ausgreifend nähert er sich, wir halten den Athem an, es regt sich kein Windhauch und dennoch hält er stille, dicht unter dem Fichtenbaum, und wendet forschend das Haupt, Welche Anmuth, welche Kraft! Aber es war nur der Schnee, der von den Zweigen fiel, auf den er lauschte und stolzen Schrittes zieht er weiter, leichtfüßig springen aus dem Dickicht fünf schlanke Hindinen nach, die voll Neugier um sich blicken und ihm nun in kurzen Säßen folgen.

Bald regt es sich von allen Seiten; in Rudeln von zwanzig und dreißig Stück kommen sie heran, der Wildspur folgend, die ihr schlanker Fuß gegraben, einzelne sind hager und abgehärmt, andere spielen übermüthig; sich bekämpfend und verdrängend. Und das Alles so dicht vor uns, daß wir die Thiere fast greifen könnten, wenn sie langgestreckt das Heu erfassen, oder sorglich auf dem Boden äßen, der mit Futter bestreut ist. Wie voll und weich ist ihr Winterhaar, wie zierlich sind die dunklen Nüstern, und die klaren tiefen Augen, in denen Furcht und Vertraulichkeit im Fluge wechselt, so oft nur ein welkes Blatt zu Boden fällt.

Auch jene, die gesättigt sind, bleiben noch lange Zeit in weitem Umkreis um die Hütte stehen und immer noch kommen Nachzügler, ganz zuletzt ein riesiger Hirsch von 16 Enden, der geradenwegs vor die Kaufe geht. Wohl

zwanzig Thiere umdrängen dieselbe, aber im Augenblick weichen sie zurück, da der Gewaltige erscheint. So gilt auch in der Thierwelt das uralte Recht des Stärkeren und keiner magt, es zu durchbrechen.

Endlich mußten wir doch unser Asyl verlassen, wir hatten sechsundsiebenzig Stück gezählt — welchen Sturm wir's unter Denen geben, wenn sie das trübseligste Lebenszeichen gewahren? Denn das ist nicht zahmes Parkwild, das sich an bekiesste Wege und freundlichen Lockruf gewöhnt, sondern Bergwild, herbes Edeltwild, das auf der rauhesten und gewaltigsten Scholle unseres Hochlandes heranwächst und nur in diesen härtesten Wochen zagend der Noth gehorcht.

Da knarrt der Riegel auf der Tanne, wie ein Blitzschlag zuckt es durch den flinken Knäuel — ein kurzes Verhoffen und sturmschnell stäuben sie auseinander ins Tannendunkel.

Wir treten heraus auf den freien Plan, im harten Schnee kreuzen sich tausendfach die Spuren, aber eisigstille Waldeinsamkeit umgiebt uns wieder. Alles ist fort. Da fühlt man unbewußt die tiefe Beziehung, in der das Thierleben der Berge zur Bergwelt steht, man fühlt das Gewaltige, Uralte, das in diesem Leben des Waldes liegt, in diesem Kampf um's Dasein.

Aber seine ursprüngliche Härte ist ihm freilich genommen, seit der Mensch, der große Quäler und zugleich der große Helfer seine Sorgfalt bis in diese entlegene Wildniß trug. Hunderte von prächtigen Thieren gingen in diesen Bergreviren allwinterlich zu Grunde, sie brachen ein, wenn der gefrorene Schnee sich lockerte, sie verkommen am Fichtenharz, wenn sie zuletzt nur mehr die Tannenzweige benagten, und jedes Frühjahr fanden die Jäger die gewaltigen Skelette.

Nun aber kommt der Mensch und hegt und spart sich dies Leben, denn nicht der Hunger, sondern sein Geschloß soll dasselbe fällen. Und das müde Thier nimmt willig sein Geschenk.

Das große Verdienst, das diese Futterstätten um die Erhaltung unseres Hochwildes haben, wird gleichwohl im Ernste Niemand verkennen. Drüben, in der Hirschau, wagen sich selbst Rehe heran, stattliche Sechserböcke, obwohl sie neben dem Hirschwild schweren Stand haben, niemals aber kommen die Gemsen. Sie verhungern lieber, ehe sie vom Menschen Hilfe nehmen.

Als wir über den See nach Bartholomä zurückkehrten, hatte sich die Stube allmählich mit Menschen gefüllt, die aus der Nachbarschaft gekommen; es waren Bauern, Holzarbeiter, Jäger mit ihren Mädchen, auch einige Bürgerleute von Berchtesgaden. Alle Tische waren besetzt, und ein lautes Leben hatte sich entfaltet, das in Rede und Gegenrede überquoll, die ganze Stube war in blauen Qualm gehüllt und die schweren steinernen Krüge fanden wenig Raft.

Längst schon war die Sonne hinter den hohen Gipfeln hinabgesunken, blau und schattenkalt lagen die Felsenwände und man hörte es am Knirschen des Schnees, wie die Kälte gegen Abend stieg. Wenn wir noch vor Dunkel-

heit zurückkehren wollten über den schwarzen unheimlichen See, dann war's die höchste Zeit und so bestiegen wir denn unsere Schlitten. — Ein letzter Scheidegruß und tausend ging's von hinnen!

Welcher Reichthum, welcher Wandel von Farbe, Glanz und Leben lag in diesem kurzen Tageslauf zwischen Morgen und Abend, wann werden wir es jemals wieder erleben, daß alle Winterpracht sich so vereinigt! Spiegelndes Eis, wolkenloses Blau, der Wald mit Schnee belastet, die Zweige vom Reif verfilbert und Nächte im herrlichsten Vollmondschein!

Vielleicht nie wieder — dachten wir leise, als wir vorüberflogen an den fahlen, bleichen Felsenwänden. Der Himmel trug schon das geheimnißvolle Zwielficht, das den nahen Mond verkündet, mit einem letzten Schein von Alpenglühen lag der Untersberg draußen im Lande.

Da prallt mit jähem Ruck unser Schlitten an's Ufer; wir hatten den weiten Weg, der wohl anderthalb Stunden mißt, in fünfzehn Minuten zurückgelegt.

Und nun galt's wohl noch weiter Eile — noch saßen wir am einsamen Königssee und morgen früh um acht soll jeder in München auf seinem Plage sein — im Atelier, auf dem Ratheder oder beim Amte. Den beiden Schimmeln aber war es wohl geworden von der langen Raft, ungeduldig scharren sie im Stalle und wiehernd schlugen sie aus, als unser Gefährt nun endlich bespannt wurde.

Silberhell glänzte der blendende Schnee, beim Vollmondschein waren wir gekommen, beim Vollmond zogen wir von dannen. Wann kehren wir wieder — da die Welt so schön ist und wir so frohgemuth?

Aber der Hufschlag erklang und zertrat mit schneidiger Kraft diese träumenden Gedanken; das Posthorn scholl durch die verschneite Winternacht, die wieder vor uns lag wie das lebendige Märchen. Glitzernde Bäume, der mondhelle Wazmann, der hohe Göll und wir flogen dahin fast unhörbar und doch so flink.

Im Anfang führte wilder Uebermuth das Wort; man suchte mit keckem Scherz, die feine „Stimmung“ zu übertönen, die in allen Herzen klang, aber mehr und mehr ward es stille, und die Gedanken versinken in schweigende Beschaulichkeit. Kaum hörte man die Ache rauschen zur Seite, wenn sie bisweilen unter dem Eis hervorquoll, in den zerstreuten Häusern glänzte das kleine Licht, ein später Wanderer geht vorüber und blickt uns betroffen an. Und aus weiter Ferne schlägt Gebell von den Einödhöfen an unser Ohr — sonst war es todtenstill in dieser sternbesäeten Winternacht.

Im Fluge ging es dahin zwischen den stattlichen Häusern des Marktes Schellenberg; hier und dort erschien ein Kopf am hellen Fenster; unter dem steinernen Bogenthor der „Post“ standen streitende Becher, neben der Kirche das Denkmal für die gefallenen Soldaten von 1870. Und im nächsten Moment war auch die schmale Marktgasse zu Ende, die schwarzen Häuser-schatten waren fort und wir fuhren wieder durch die mondhelle Einsamkeit

In gigantischer Herrlichkeit überragt Untersberg hier die Straße; von dem nächtigen Himmel hoben sich geheimnißvoll seine geisterweißen Felsen, in den rothen Adern und Klüften aber ruht jener köstliche Marmor, aus dem so mancher alte Dom seine Säulen nahm.

Es sind Splitter, die aus dieser Einsamkeit hinausgeschlagen in die große Welt; aber sie konnten nichts von der geheimnißvollen Schönheit hinwegtragen, die im Dufte der Sage hier waltet.

Denn schon in uralter Zeit nahm diese Pracht das Kindergemüth der Menschheit gefangen; „Udensberg“, „Wodansberg“ ist der ursprüngliche Name des Gipfels und lange dämmerte im Volk der Glaube nach, daß sich die alten Götter in's Innere der Berge geflüchtet; Schalkönig Laurin lebt in den güldenen Kohlen fort, die mancher, der nur Kräuter suchte, hier gefunden und wenn es drinnen klingt und rollt — das ist das Spiel der Himmlischen mit goldenen Kugeln und Würfeln. Auch geheime Wahrsagung geht vom Untersberge aus, denn wenn Krieg über das Land zieht, dann sieht man gespenstige Ritter in seiner Umgebung reiten mit feurigem Harnisch und Speer, — sie nahen und jäh sind Roß und Reiter wieder verschwunden.

Aber die Krone der Sagen bleibt doch Kaiser Karl, der große unvergeßliche Volksheld, der im Untersberg rastet, bis die letzten Dinge kommen und die Riesenschlacht geschlagen wird in der Ebene vor Zwavium. Dann wird der Kaiser heraustraten und zum Zeichen des eröffneten Gerichtes seinen Schild an den Baum auf der Walserhaide hängen und Blut wird fließen in jener Schlacht, daß man den hohen Staufer darein versenken könnte*).

Der Birnbaum auf der Walserhaide liegt zwischen Salzburg und Reichenhall, man sah ihn von der Straße aus im Felde stehen. Der Stamm, der schon dreimal umgehauen, und dreimal wieder erblüht war, hatte einmal bereits einen Meter im Durchmesser erreicht; um seine Kraft zu hemmen, und den großen Entscheidungskampf zu vertagen, wurden wiederholt die unteren Zweige verstümmelt. Das Jahr, in dem er zweimal blüht, bringt die Entscheidung; 1847 war er mit Früchten übersät und immer noch behielt er im Volksmund seine geheimnißvolle Bedeutung, die besonders im großen Jahre 1870 wieder lebendig ward. Zwei Jahre später endlich am 5. Mai 1872 brach er zusammen in einer stürmischen Nacht, nachdem ihm frevelhafte Hände den Stamm zersägt, aber seine prophetische Mission war doch erfüllt, das Kaisertum, dessen ferner Traum durch seine knorrigen Wipfel rauschte, war zur That geworden!

So fuhren wir dahin an dem mondbeglänzten Untersberg, an diesem Marmorgrab der deutschen Kaiseridee und in leisem Reigen zogen die Sterne um die verschneite Stirn des geweihten Berges.

Aus den wallenden Nebeln aber stiegen von fern die ersten Dächer

*) Vgl. Dr. Sepp, Altbairischer Sagenschatz.

Salzburgs auf, der alten Römerstadt, auf deren Tempel und Hallen er auch einst herabgeschaut, aus seinem Marmor waren ihre Götterbilder gebildet, und er sah es gelassen, wie die Heruler kamen und sie zerschlugen und die Fluthen der Völkerwanderung und wie man aus den Trümmern des Jupiter und der Aphrodite die Steine meißelte zur ersten Kirche. Er sah den Kaiser des Frankenreiches, den schicksalreichen Erben des korymbischen Fluches, als er im Jahre 1867 mit feenhafter Pracht hier einzog, und den Schöpfer des neuen deutschen Reiches, der die Macht von jenem zerschmetterte bei Sedan und der im schlichten offenen Wagen hier vorüberfuhr auf der Straße in's Gasteinerthal. Der alte Untersberg, das sagenhafte Schatzgewölbe der deutschen Kaiserkrone, grüßte in der Morgensonne den neuen deutschen Kaiser!

So ging's mir durch die Seele auf der flüchtigen Fahrt, traumhaft und fieberhaft, denn solche Vollmondnacht ist wie eine Zauberlampe, die die Gestalten von Jahrtausenden in enges Nebeneinander zwingt und den geistigen Blick geheimnißvoll erschließt, während vor dem Auge die wirklichen Formen verschwimmen. — Und wieder klang das helle Posthorn, näher und näher kamen die Lichter, monddüftig sah die hohe Beste herab, bald flogen wir in scharfer Wendung durch die Gasse. Tausend ging's um die Ecke, ein letzter Ruck und wir hielten still vor einem jener Paläste, den die deutsche Sprache „Hôtel“ nennt; „diese großen Fremdenfallen“ nennt sie Paul Heyse in einem seiner Lieder.

Zu solcher Winterzeit ist man stets willkommen, vor allem wenn man mit Extrapost vor's Haus fährt und so öffnete denn auch der frackgeschwänzte Kellner ehrfurchtsvoll den Saal und harrete weiterer Befehle.

Wer soviel Stimmung eingesogen, wer so mit jagenden Gedanken fuhr, der muß wieder zurück in die volle derbe Wirklichkeit des Lebens. Es war acht Uhr Abends; um drei Uhr Nachts ging unser Zug nach München, und wenn wir auch als Schwärmer gern noch einen Gang durch die mondhellen Straßen wagen, für den Rest der Zeit gab's doch nur ein einziges Mittel, das war tüchtiges Bankettiren. Wir waren aus guter alter Schule — von Studententagen her und das Geheimniß, das den Wein würzte, war die Jugend — jene Jugend, die man erst voll empfinden lernt, wenn die ganz jungen Jahre vergangen sind. Wieviel Herz und Welt wacht auf in solchen Stunden!

„Es ist die höchste Zeit“, sprach der verschlafene Kellner achselzuckend, als wir uns kurz vor drei erhoben; schlummertrunkene Gestalten wankten auf dem Bahnhof hin und her, und eintönig heiser klang das Wort: Einsteigen nach Freilassing, Teisendorf, Rosenheim, München. Wir stiegen ein, die Luft schien seltsam weich geworden in den wenigen Stunden, und als der Zug im Rollen war, legten wir uns auf's Kissen und schlofen den Schlaf der Gerechten.

„Die Billete nach München“ — rief eine rauhe Stimme, die uns erweckte; wir fuhren auf und klatschender Regen schlug an die Fenster, grau lag der Himmel vor uns, und melancholisch starrten die dicken Frauenthürme

in den öden Himmel. In wenig Stunden hatte sich das Bild gewandelt, — es war wie ein matter Vorhang, der nach dem prächtigen Schauspiel herabfällt. Aber zum Nachdenken gab's wenig Zeit; das bunte Gewühl im Bahnhof, das brausende Gedränge der Straßen umfing uns; eine halbe Stunde später stand jeder auf seinem Platz. Und Abends noch im Mondenlicht am Königssee!

Der Zauber war zu Ende, die Wirklichkeit hatte wieder ihr Recht und wahrlich, man sah es keinem von uns allen an, woher er kam. Und dennoch klang es lange nach — der duftige Untersberg und König Watzmann und Frau Irmingard! Herz und Hand mag freudig der Gegenwart gehören, die ihrer bedarf, aber es ruht auf Erden noch mancher Schatz aus alten Tagen, der ewig denen gehört, die ihn einmal gefunden! —





Die pergamenischen Funde.

Von

Wilhelm Lübke.

— Stuttgart —

Die Entdeckungen, welche uns das letztverflossene Jahrzehnt über die Welt des klassischen Alterthums gebracht hat, sind so umfassender und tief eingreifender Art, daß sie unser lückenhaftes Wissen in der antiken Kunst und Cultur wunderbar umgestaltet und bereichert haben. Während Schliemann auf den Höhen von Hissarlik und Mykenä Zeugnisse der ältesten, größtentheils noch jenseits der orientalischen Kunsteinflüsse liegenden Civilisation Griechenlands an's Licht zog, gelang es dem nicht minder energischen Forschertriebe des Generals di Cesnola, amerikanischen Consuls zu Larnaka, aus den Gräbern und Tempeltrümmern Cyprens Denkmäler der Töpferei und Steinsculptur, der Gold- und Silberarbeit und der Erzbildnerei zu gewinnen, welche jener merkwürdigen Epoche angehören, da durch die Kreuzung assyrischer und ägyptischer Cultur unter dem rastlosen Betriebe der Phönizier Griechenland einen neuen Impuls zur Umgestaltung seines Kunststiles empfing. Noch durchtönte die Kunde von diesen erstaunlichen Entdeckungen die gebildete Welt, da legte das neu erstandene deutsche Reich Hand ans Werk, um den zuerst von Ernst Curtius angeregten, schon zu den Zeiten Friedrich Wilhelm IV. vielfach erörterten Plan der Ausgrabung der berühmtesten Cultusstätte der griechischen Blüthezeit, der Altis von Olympia, zu verwirklichen und dadurch für die Kunst, Topographie, Alterthumskunde jener Glanzepoche die wichtigsten Ausschüsse zu gewinnen. Mit welcher Freude mag der verehrte Mann jetzt den Traum seiner Jugend erfüllt sehen! Freilich sind die Originalwerke, Dank der selbstlosen Opferwilligkeit Deutschlands, jenem Boden und dem Besitze der Griechen verblieben, aber die Günst der alten Götter hat dafür einen Ersatz gespendet, wie ihn so

foßbar die kühnste Phantasie nicht hätte träumen können, durch die Auf-
findung jener pergamenischen Wunderwerke, welche jetzt größtentheils wohl-
geborgen in zwei Sälen des Berliner Museums untergebracht sind. Die
plötzliche Kunde dieser großartigen, von allen Betheiligten sorgfältig geheim
gehaltenen Entdeckung rief überall Staunen, draußen aber, an manchen Orten,
wo man uns nicht eben wohlgesinnt ist, Aeußerungen von Scheelsucht und
Neid hervor, die darin gipfelten, diesen Ertrag unserer Arbeit und Mühen
noch unbesehen herabzusetzen. Den Schreiber dieser Zeilen trieb es daher, bei
erster Gelegenheit die pergamenischen Sculpturen, soweit der jetzige Zustand
es gestattet, einer möglichst eingehenden Prüfung zu unterwerfen, um selbst
ein Urtheil zu gewinnen. Zu Hilfe kam dabei der eben erschienene Vortrag
über Pergamon von dem dafür berufensten Manne der Wissenschaft,
Alexander Conze, dem Director der Sculpturabtheilung des Berliner
Museums, der außerdem in jeder Weise die Studien an den Originalen
förderte und erleichterte. Die Ergebnisse dieser Beobachtungen sollen die
nachfolgenden Zeilen einem größeren Kreise vermitteln.

Allerdings ist der Zustand, in welchem sich gegenwärtig noch diese Werke
befinden, einer tief eindringenden Untersuchung keineswegs günstig. Die
ungeheure Masse der aufgefundenen Sculpturen liegt noch ziemlich ungeordnet
in zwei Sälen des Museums am Boden, Anderes befindet sich in einem
provisorischen Verschlag der äußeren Säulenhalle, welche das neue Museum
umzieht. In jenen Sälen hat man zunächst eine Anzahl von Gruppen des
großen Frieses, welcher den pergamenischen Altar umzog, so weit es die vor-
handenen Stücke gestatteten, zusammengesetzt. Daß es dabei an vielerlei
Lücken nicht fehlen kann, begreift sich leicht, wenn man erwägt, daß fast
Alles als Baumaterial für eine später um die Burg von Pergamon auf-
geführte Schutzmauer verwendet worden ist. So zog man die einzelnen, oft
kolossalen Sculpturblöcke aus der Mauer hervor, vielfach mit Mörtel bedeckt,
auch stark beschädigt. Diese zerrissenen Glieder eines einst als Weltwunder
bestaunten Ganzen vermochte man daher einstweilen nur zu größeren oder
kleineren Gruppen wieder zu verbinden, deren innerer Zusammenhang nur in
einzelnen Fällen — vor der Hand — festzustellen ist. Aber jeder Tag
bringt aus dem übrigen, noch massenhaften Vorrath kleinere oder größere
Ergänzungen, die oft so glücklich sind, daß z. B. ein völlig abgeschlagenes
Gesicht in der Athenagruppe durch mehrere, genau in einander passende
Marmorsplitter völlig hergestellt wurde. Zwischen den am Boden liegenden
Hauptgruppen sieht man nämlich auf zahlreichen Tischen eine Menge kleinerer
und kleinster Fragmente ausgebreitet, an denen ohne Frage Vieles noch zur
Ergänzung des Vorhandenen sich einfügen lassen wird. Endlich sind von einem
zweiten, kleineren Frieße, der etwa vier Fuß Höhe hat, während der große
doppelt so hoch ist, eine bedeutende Anzahl von Gruppen, meistentheils recht
gut erhalten, wenn auch mehrfach beschädigt oder verstümmelt, in zahlreichen
von ihren Deckeln befreiten Kisten auf den Boden niedergelegt, also ebenfalls

nur sehr unvollständig zu genießen und noch weniger zu studiren. Was endlich die Würdigung des großen Frieses wesentlich erschwert, ist die schon erwähnte Verunstaltung desselben durch den in die feineren Falten eingedrungenen Mörtel, der nur dadurch entfernt werden kann, daß man ihn durch geschickte Bildhauer sorgfältig fortmeißeln läßt: eine unendlich mühselige Operation, aber im gegebenen Falle die einzig mögliche, die übrigens, wie ich mich durch längere Beobachtung überzeugte, mit Behutsamkeit und Gewissenhaftigkeit ausgeführt wird.

Versuchen wir nun, eine Vorstellung von diesem großartigen Werke zu geben, und zwar zunächst von dem Hauptfrieze. Bekanntlich war es der deutsche Ingenieur, Herr Humann aus Esen, der bei einem längeren Aufenthalt in Kleinasien zuerst auf der Akropolis von Pergamon Bruchstücke eines Relief-Frieses vom größten Maßstabe entdeckte, die er dem R. Museum zu Berlin schenkte, indem er zugleich auf weitere gründliche Untersuchung dieser Fundstätte drang. Diese drei gewaltigen Fragmente, die man seit Jahren im ersten Saale der Sculpturengalerie zur Linken vom Haupteingange sah, waren offenbar Theile eines Gigantenkampfes. Nun fand man in einem der obscursten und stümperhaftesten Autoren aus dem Ende des klassischen Alterthums, Ampelius, eine Stelle, worin er eines vierzig Fuß hohen kolossalen Altars in Pergamon mit der Darstellung einer Gigantomachie in großen Bildwerken „cum maximis sculpturis“ gedenkt. Diese Stelle, unterstützt von den Humann'schen Entdeckungen, bildete die Grundlage für die weitere Untersuchung, welche vor zwei Jahren in aller Stille durch Herrn Humann im Auftrage der preussischen Regierung begonnen wurde. Der sofortige Erfolg war ein über alle Erwartung glänzender. Die Unternehmung wurde sodann mit Umsicht und Energie zu Ende geführt, unterstützt durch die wissenschaftlich erprobte Sachkunde Conzes und durch mehrere tüchtige Architekten, welche den baukünstlerischen Theil der Aufgabe, Vermessung, Aufnahme, Reconstruction des Gebäudes, in die Hand nahmen.

Das Gebäude ragte auf einem terrassirten Abhange des Burghügels von Pergamon empor, weit in die Landschaft hinausschauend. Es bildete ein fast quadratisches Viereck von vierunddreißig zu siebenunddreißig Meter. An einer der schmaleren Seiten, wie es scheint, führte eine in den Kern des Unterbaues eingeschnittene Freitreppe empor, zu einem von einer ionischen Säulenhalle attikenartig umsäumten oberen Geschos. Hier erhob sich in der Mitte der eigentliche Altar; hier muß man sich auch den zweiten, erheblich kleineren Fries, vielleicht nach innen angebracht, denken; hier standen wahrscheinlich auch zahlreiche, überlebensgroße weibliche Statuen, deren man ebenfalls eine ganze Reihe aufgefunden hat. Der große Fries aber bildete ohne Frage, nach außen gewendet, wie ein kostbares Stirnband, den oberen Abschluß des Unterbaues, der sich auf drei Stufen erhob. An den in den Kern des Baues eingeschnittenen Treppenwangen setzte sich der Fries fort, denn man hat ein von der rechten Wange herrührendes Stück aufgefunden.

Gegenstand der Darstellung ist also der Kampf der Götter mit den Giganten. Könnte darüber noch ein Zweifel sein, so würde derselbe dadurch vollends aufgehoben, daß an der oberen Gefirnplatte die Namen von Göttern, an der unteren die von Giganten eingeschrieben sich finden. Merkwürdig ist, daß sich dabei zugleich, etwas unterhalb der übrigen Inschriften, der Name eines Künstlers, aber leider stark verstümmelt, erhalten hat. Man liest: ΔΙ . . . ΠΟΗΣ, von dem darauffolgenden Ε nur ein Bruchstück. Wie nun dieser „ΔΙ . . .“ heißen, welcher sich hier als Urheber des Werkes ankündigt, werden vielleicht weitere Entdeckungen uns lehren.

So fragmentarisch bis jetzt alle diese zerrissenen Glieder eines der größten plastischen Werke des classischen Alterthums sind — von den etwa 446 Fuß Länge ist vielleicht im Ganzen die Hälfte, aber wahrscheinlich nicht eine zusammenhängende Hälfte erhalten! — so gewiß eine auch nur annähernde Vollständigkeit in der Erkenntniß des Ganzen nie erreicht werden wird, so genügt doch schon das Vorhandene in dem jetzigen trümmerhaften Zustande, um eine Vorstellung von Charakter, Kunststil, Werth und Bedeutung dieser gewaltigen Schöpfung zu gewinnen. Wir sehen überall Scenen voll jenes dramatischen, hochpathetischen Ausdrucks, wie er uns aus dem Laokoon, dem farnesischen Stier, dem sterbenden Gallier entgegen spricht. Wir sehen diese leidenschaftliche Kunst in einem Stil von machtvoller noch durchaus idealer Formengröße, zugleich aber verschmolzen mit einem Naturalismus, der bis in's Einzelne sich geltend macht, nirgends indeß den großen Fluß des Ganzen, den frei hinströmenden Rhythmus unterbricht. Zeus und Athena waren die Hauptgötter der pergamenischen Burg und ihnen Beiden gebührt daher die Ehre, Vorkämpfer in dem Kampfe zu sein. Und so gehören denn die beiden Gruppen, welche diese Hauptgötter enthalten, zu den bedeutendsten des bis jetzt Erkannten. Hoch aufgerichtet, gewaltig ausschreitend wendet sich der Vater der Götter gegen drei Giganten, die ihn zu gleicher Zeit angefallen haben. Zeus' Oberkörper, von dem der Kopf leider verschwunden ist, erscheint nackt, nur von der Hüfte fließt in großen Massen der Mantel herab. Die mächtige Musculatur, die angeschwollenen Adern lassen die Aufregung des Kampfes erkennen. In der Linken hält er die Aegis als Apotropaion ausgestreckt gegen einen Giganten, der sich auf seinen Schlangenbeinen hoch aufrichtet, dem Beschauer den prachtvoll ausgebildeten Rücken zeigend, den mit einem Thierfell umwickelten Arm mit geballter Faust gegen Zeus erhebend. Dieser rechten Seite der Gruppe stellt sich links ein anderes Moment des Kampfes entgegen: dort ist ein Gigant, dessen Gestalt rein menschliche Bildung besitzt, von einem furchtbaren Blitze des Zeus zu Boden geschmettert, in die Kniee zusammengebrochen. Das Geschloß des Gottes hat mit drei Zinken seinen Schenkel durchbohrt, daß die Spitzen desselben wieder herausdringen. Neben ihm, in der Mitte der Gruppe ist ein dritter Gigant, ebenfalls von ganz menschlicher Bildung, in's linke Knie zusammengesunken und scheint im Gefühle seiner Ohnmacht den Blitzstrahl des Gottes zu erwarten. So sind,

ähnlich wie beim Laokoon, drei Momente einer Handlung in eine Scene zusammengefaßt, die an dramatischer Wucht jenem berühmten Meisterwerke in Nichts nachsteht. Der große Künstler von Pergamon hat nun aber, zur mannigfaltigen Belebung seiner Composition, den Göttern ihre begleitenden Thiere beigegeben, die am Kampfe theilnehmen. So sehen wir denn auf einem kleineren Fragmente den Adler des Zeus mit einem Blitz in den Fängen herbeischweben; weiterhin auf einem größeren Bruchstück aber einen anderen Adler ergrimmt gegen einen sich emporbäumenden Giganten-Schlängenkopf anstürmen und der Bestie die scharfe Kralle in den Unterkiefer des weit geöffneten Rachens hineinschlagen: ein Motiv von so packendem Realismus, daß wir unwillkürlich, als fühlten wir selbst den Schmerz, zusammenzucken. Nicht minder energisch ist der zu diesem Schlangenkörper gehörende Gigant, der sich leidenschaftlich aufrichtet und eine Muskulatur zeigt, die an Gewalt der des Laokoon nichts nachgiebt, während sie derselben an einfacherer Naturwahrheit überlegen ist. Dies Fragment behauptet auch deshalb einen hohen Werth für die Erkenntniß des Aufbaues des Denkmals, weil an seinem Fuße die Treppenstufen eingeschnitten sind, so daß man es an die rechte Treppentrampe setzen muß. Daß es aber vielleicht in der Nähe der Zeusgruppe anzunehmen ist, dürfte sich aus dem Adler ergeben, der doch wohl der Umgebung des höchsten Gottes angehört hat.

Befäßen wir nichts von dem Ganzen, als jene einzelne Zeus-Gruppe, so würden wir nicht im Zweifel darüber sein können, daß wir es mit einem Kunstwerk ersten Ranges zu thun haben, das im Rhythmus der Anordnung, in schwungvoller Kühnheit der Bewegungen, in großartiger von tiefem Verständniß des organischen Lebens getragener Formbehandlung unter den antiken Werken seines Gleichen sucht. Aber fast ebenso vollständig ist uns glücklicherweise die Gruppe der Athena erhalten, welche in Aufbau und Anordnung sich als das Gegenüber der Zeusgruppe zu erkennen giebt, an künstlerischer Bedeutung ihr ebenbürtig. Es wäre nicht undenkbar, daß die Zeusgruppe an der Front des Gebäudes die Hauptstelle rechts von der Treppe, die Athenagruppe dann den entsprechenden Platz zur Linken eingenommen hätte. Doch bemerke ich ausdrücklich, daß dies einstweilen nichts Anderes ist als eine Vermuthung.

Athena, deren Brust die Aegis bedeckt, eilt in kühnem Ausschreiten heran, die hohe Gestalt von haushenden Gewandfalten umrauscht, und packt mit der Faust einen von ihr zu Boden geworfenen Giganten am Schopf, der mit der Rechten ihre Hand loszumachen sich abmüht. Athenas Kopf ist zerstört, aber der jugendliche bartlose ihres Gegners, dessen schmerzdurchzucktes Antlitz von wildem Lockenhaar umrahmt wird, hat sich aus verschiedenen Splintern glücklich zusammensetzen lassen. Er liefert den Beweis von dem ergreifenden tragischen Pathos, dessen der Künstler dieses Werkes fähig war. Um diese Gestalt noch ganz besonders hervorzuheben, hat er ihr ein doppeltes Flügelpaar gegeben, das an die phantastischen Flügelwesen der assyrischen Kunst

erinnert, hier aber mit dem hohen Stilgefühl der griechischen Plastik sich organisch dem herrlichen Menschenkörper anschmiegt. Während die Hauptgestalten also den Schlußmoment eines Zweikampfs darstellen, steigt schmerzvoll klagend die Halbfigur der Mutter der Giganten, Gaa, durch die beige-schriebene Bezeichnung ΓΗ über allen Zweifel erhaben, aus dem Boden empor, das Gesicht leider zerstört, der Kopf aber von einer Fluth köstlicher Ringellocken umspielt. Sie hält in der Hand ein Füllhorn mit Früchten; über ihr aber eilt die jugendliche Nike heran, der siegreichen Athena den Kranz zu bringen. Auch hier nimmt das Thier der Göttin am Kampfe Theil, denn wir sehen ihre Schlange sich um das Bein des Giganten ringeln.

Welcher Reichthum an Compositions-motiven und Ausdrucksmitteln dem großen pergamenischen Künstler zu Gebote stand, erkennen wir wiederum an einer dritten Hauptgruppe, welche die Hekate zum Mittelpunkt hat. Diese ist schon deshalb von hohem Interesse, weil sie uns die sonst kaum auf griechischen Monumentalwerken vorkommende Gestalt der mehrköpfigen und sechsarmigen Göttin der Unterwelt vorführt. Ein neues Zeichen von dem Einfluß der phantastischen Göttergestalten des Orients auf die spätgriechische Kunst. Was sie in ihrer Jugendzeit in mühsamem Ringen abgestreift hatte, nimmt sie am Ende ihrer Selbständigkeit noch einmal wieder auf, freilich in dem siegreichen Bewußtsein, daß ihr überlegenes Schönheitsgefühl auch diese monströsen Bildungen zu bezwingen im Stande sei. Wir sehen die hohe, reich bekleidete, von mächtigem Faltenschlag umrauschte Gestalt der Göttin von der Rückseite, in der einen Hand eine Fackel über ihrem Haupte schwingend, mit der zweiten rechten Hand ein Schwert zückend, während der dritte rechte Arm in Flachrelief nur angedeutet ist. Ebenso erblicken wir neben ihrem in's Profil gestellten Kopf einen zweiten Kopf von besonders herben Formen. Trotz aller Kunstvollendung muthet uns doch diese an indische vielarmige Götterfiguren erinnernde Gestalt sehr wunderbar an. Gleichwohl läßt sich nicht leugnen, daß das Düstre, Dämonische einer Hekate dadurch ergreifend uns vor Augen tritt.

Neben ihr eilt Ares, den wallenden Helmbusch auf dem stark beschädigten Haupte, zur Hilfe heran. Denn es gilt einen harten Kampf, der indeß sich seinem Ende zuneigt. Zur Rechten ist ein Gigant von mächtigen Formen zu Boden gestürzt; ergreifender Schmerzensausdruck durchwühlt die Züge seines breiten Kopfes, in dessen von struppigem Haar umborsteten Nacken der treue Begleiter Hekates, ein grimmiger molossischer Wolfshund, eben sein furchtbares Gebiß schlägt. Es ist die Todeswunde, denn schon verläßt die Kraft den Hingefunkenen, und in seiner meisterlich behandelten Hand erkennt man die Erschlaffung beginnender Agonie. Auf der linken Seite heißt ein anderer Wolfshund eben in den Leib eines zweiten Giganten, der sich ebenfalls nicht lange mehr widersetzen wird. Von der Wuth des Kampfes giebt aber nichts einen schlagenderen Beweis, als die beiden Giganten-Schlangen, welche sich emporringeln und mit grimmigen Bissen einerseits in den Schild-

rand der Göttin, andererseits heftig zerrend in ihr Gewand einhauen. Man kann nichts Frappanteres sehen, als die bössartige Wuth dieser Bestien. Und hier vor Allem wird es klar, welchen Vortheil der Künstler für mannichfaltige Belebung seiner Composition aus der fabelhaften Doppelnatur der Giganten schöpfte. Denn obwohl Einzelne, wie wir schon sahen, rein menschliche Gestalt zeigen, hat doch die Mehrzahl jene phantastische Bildung, welche die menschlich geformten Beine in Schlangenleiber auslaufen läßt, die aber ihrerseits wieder in Schlangenköpfen enden; daher sind denn auch die Schuppen, welche in sorgfältigster Ausführung die Schlangenleiber bedecken, in ihrer Richtung durch die Köpfe der Thiere, nicht durch die zu ihnen gehörenden Menschenleiber bedingt.

Noch eine Bemerkung ist hier am Platze. Von der ununterbrochenen fortschreitenden Bewegung des Frieses giebt rechts am Ende dieser Gruppe ein in die Platte hineinragendes Bein einer nach rechts ausschreitenden Göttin Zeugniß. Der Fuß ist mit dem reich und zierlich verschlungenen Riemenwerk eines Sandalensstiefelchens bekleidet, wie deren auf den übrigen Theilen des großen Werkes noch eine gute Anzahl in immer neuen Varianten mit besonderer Vorliebe ausgeführt sind. Wir erinnern uns nicht, dergleichen sonst an den Meisterwerken der Antike gesehen zu haben. Es scheint eine Specialität des pergamenischen Meisters, der sein Werk so reich und glänzend wie möglich ausstatten wollte und in der Sorgfalt der Arbeit sich nicht genug thun konnte.

In einer anderen Gruppe sieht man eine Göttin in reich behandelten Gewändern dahinstürmen und nach rechts gewendet einen Giganten verfolgen, nach welchem sie mit aller Macht ein von einer Schlange umwundenes Gefäß schleudert. Das besonders reich behandelte Haar, das einzelne Lückchen an der Wange, die weichen Züge des ziemlich wohl erhaltenen Antlitzes, das von einem Schleier umwallt wird, die in der Hitze des Kampfes losgegangene, in einer Blume endende Perlenkette, das spiralförmige Armband, endlich das prächtige Gewand, dessen Bewegung an die Niobide des Vaticanus erinnert, alles dies scheint mir auf Aphrodite zu deuten. Das Gefäß in ihrer Hand ist freilich noch nicht erklärt; aber warum sollte die Göttin der Schönheit, welcher sonst keine Kriegswaffen zu Gebote stehen, nicht ein köstliches Gefäß ergreifen, um damit den Gegner zu Boden zu strecken? Ihr am ersten unter den Göttinnen wäre solch ein Nothbehelf in der Nothwehr zuzutrauen. Neben ihr schreitet ein jugendlicher Gott über den Körper eines niedergestürzten Giganten dahin, dessen schmerz erfülltes Gesicht mit den derben Zügen und dem struppigen Haar an den sterbenden Gallier gemahnt.

Zu den besterhaltenen Gruppen gehört sodann die, welche auf seinem feurigen Biergespann den Helios darstellt. Sein lockiges Haupt ist von einer Stirnbinde umwunden; die schlanke Gestalt, von lang fließenden Falten ausdrucksvoll hervorgehoben, wendet sich, ins Profil gestellt, nach links, während ein Jüngling von freieren Formen dem Gespann vorausschreitet und

die auf einem feurigen Rosse rücklings sitzende Goss den Zug eröffnet. Es ist etwas Enthusiastisches, das diese schwingvolle Gruppe durchhaucht. Nicht fern davon sehen wir eine andere Göttin, deren üppig weiche Formen von einem zierlichen Gewande verhüllt werden, welches, von der linken Schulter herabgleitend, Nacken und Schulter freigiebt. Auch der Kopf mit dem reichen Lockenhaar zeigt volle, runde Formen. Sie sitzt bequem hingegossen auf einem Rosse, dessen Rücken ein Pantherfell bedeckt. Wir haben in ihr wohl Selene zu erkennen.

Noch eine dritte Reiterin zeigt sich, auf einem Löwen sitzend; ohne Zweifel die Asiatische Artemis. Neben ihr schreitet zur Rechten eine kämpfende Göttin über einen zusammenbrechenden älteren Giganten dahin.

Die Kybele sodann glaubt man in einer schlanken Gestalt zu erkennen, die man vom Rücken sieht, während ihr Kopf nach links ins Profil gestellt ist. Ueppige Ringellocken fluthen über den Nacken bis auf den Rücken herab; besonders fein ist das Gewand behandelt, so daß man unter dem dünnen Mantel die Falten des Untergewandes durchschimmern sieht. In der hoch-erhobenen Rechten schwingt sie eine Lanze, ein Löwe schreitet als treuer Begleiter neben ihr. Noch mehrere vereinzelt Platten mit Löwen gehören vielleicht in die Umgebung dieser Gruppe. So ein fragmentirter Löwe, in dessen Weiche mit gewaltigem Tritt sich ein Männerfuß setzt. Namentlich aber ein anderes größeres Bruchstück, welches vielleicht noch mehr als jenes den Anspruch darauf erheben kann, die Kybele zu enthalten. Denn wir sehen hier eine großartige weibliche Gestalt, welche in der erhobenen Rechten die Fackel schwingt, ähnlich wie wir es bei Hekate gefunden haben. Neben ihr schreitet ein Löwe dahin (oder ist's ein Wolfshund? die Platte zeigt starke Zerstörung), der grimmig in den Schlangenschweif eines kämpfenden Giganten beißt. Rechts eine Begleiterin, die rasch dahinschreitet, in der Bewegung nicht unähnlich der Hekate; links ebenfalls eine kämpfende Frauengestalt.

Bewundernswürdig sind alle jene Löwenfiguren behandelt, besonders weich, mit malerischer Wirkung die Mähnen durchgeführt. Nicht minder ausgezeichnet ist die Schilderung des Pferdes, in dessen Kopf und Gliederbau noch Etwas von dem großen Stil der Parthenonrosse nachklingt, während in Einzelheiten, im Hervorheben der Adern und der kleinen Hautfalten sich ein stärkerer Hauch des Naturalismus bemerklich macht. Aber sämtliche Rosse stehen an stilvoller Behandlung den weit realistischeren der römischen Epoche voran. So finden wir auf einer schönen Platte ein heransprengendes Rossesaar, unter dessen Hufen ein zusammengebrochener Gigant, dessen Kopf sich in den Boden zu vergraben scheint, eben verendet. Weiter sieht man eine Göttin mit reich fließenden Gewändern auf einem Rossespann, von dessen Wagen sie eben herabschreitet, um ihren linken Fuß mit zierlichem Sandalenschuh auf den Kopf eines jugendlich schönen Giganten zu setzen, der entseelt am Boden liegt. Neben ihm ist ein Gefährte ebenfalls zusammengebrochen, dessen lockiges Haupt mit dem Gesicht sich in die Erde einbohrt.

Noch ein anderes Zweigespann ist bruchstückweise erhalten; dabei eine geflügelte Jünglingsgestalt mit lockigem Haar, das von einer Stirnbinde zusammengehalten wird; ein Gewand umhüllt die fast weiblichen Formen des Körpers, dessen Brust ein breites Band umzieht. In heftiger Bewegung holt der Jüngling, die Rechte hoch über den Kopf zurückwerfend, zu einem Hieb mit dem Schwerte gegen eine undeutliche, in ein Thierfell gehüllte Gigantengestalt aus. Es ist ein Motiv, das ähnlich am Fries von Phigaleia uns begegnet.

Auch das Fragment eines Pegasus hat sich erhalten. Im Zusammenhang damit dürfen wir die Platte mit der leider des Kopfes beraubten Figur des Apollo hervorheben, den man an den edlen jugendlichen Formen des nackten Körpers, eines der schönsten unter allen, und an dem über die Brust sich hinziehenden Köcherband erkennt. Ueber den hoch ausgestreckten linken Arm fällt in breiten Massen der Mantel herab, durch die lebendige Melodie seines Faltenwurfs die weiche Schönheit des nackten Körpers noch mehr hervorhebend. Wie wirksam solcher Gegensatz sei, läßt sich schon an den Metopen des Parthenon erkennen. Weiter vermögen wir, allem Anscheine nach, Herakles nachzuweisen in einem kraftvollen härtigen Heros, der mit der Keule zu einem Schlag ausholt. Daneben sieht man eine Göttin einen jugendlichen zu Boden gestürzten Giganten am Schopfe fassen, der sich mit der Hand von der Umflammerung zu befreien sucht: ein ähnlich schon bei der Athene angetroffenes Motiv. Ein anderer mit der Keule kämpfender Gott ist in den schon früher dem Museum zugekommenen Bruchstücken erhalten. Er schwingt seine Waffe über einen zu Boden gesunkenen Giganten, dessen härtiger Kopf in Form und pathetischem Ausdruck ein Verwandter des Laokoon ist.

Daß in einer Gigantomachie auch der Meeresgott mit den Fabelwesen der Salzfluth eine Rolle spielen müsse, und daß ein griechischer Künstler dies dankbare Thema mit Vorliebe ausbeuten werde, ließ sich im Voraus denken. In der That finden wir Poseidon in einem Bruchstück, das zwar weiter Nichts bietet als die Gestalt des Gottes, aber dafür gehört diese zu den herrlichsten unter allem Vorhandenen, und ist außerdem durch vollständige Erhaltung des Kopfes ausgezeichnet. Und welcher ein Kopf ist dies! im Wesentlichen die Formen und der Typus des Zeus, aber durch einen leidenschaftlichen Ausdruck, durch die wildfluthenden Massen der Haupt- und Barthaare zum Charakter des Gottes der stürmisch bewegten Meeresfluth umgewandelt. Während die unmittelbar dazu gehörenden Theile der Composition noch nicht gefunden sind, fehlt es jedoch nicht an Bruchstücken, welche offenbar der Umgebung Poseidons zuzuweisen sind. So zunächst eine große Platte mit dem Vordertheil eines See-Kentauren, dessen menschlicher Oberkörper durch Vermittlung von zackigen Fischflossen in einen Pferdeleib übergeht. An den Schultern bemerkt man den Ansatze eines Flügelpaares, das durch einen Kamm borstiger Fischflossen etwas Phantastisches erhält.

Er kämpft mit einem schon zu Boden geworfenen Giganten, welchem der Künstler in weiser Berechnung der Contraste volle Menschenbildung verliehen hat. Dahin gehört ferner unter den früheren Besitzstücken des Museums eine Tafel mit dem Fragment eines ähnlich gestellten See-Nentauren, der sich in kühner Kampfbewegung hoch emporbäumt. Unter ihm ringelt sich ein Giganten-Schlängenschweif, der ebenfalls in phantastischer Weise mit Fischflossen ausgestattet ist.

Zu einer anderen Gruppe muß dagegen ein ferneres Bruchstück jenes älteren aus der Humanistischen Schenkung stammenden Besitzes gezählt werden, auf welchem man einen fragmentirten Giganten sieht, der den mit einem Thierfell umwickelten rechten Arm wie zur Abwehr emporstreckt, während unter ihm der vollständig erhaltene Kopf und Oberkörper eines am Boden knieenden jugendlichen bartlosen Giganten mit struppig emporgesträubtem Haar sichtbar wird. Es ist wieder eines der herrlichsten Stücke dieser großen Composition, sprühend von Lebenskraft.

Von den übrigen Bruchstücken sei zunächst noch einer sehr schönen, aber stark verstümmelten Platte gedacht, welche die üppig weiche Gestalt des Dionysos, von zwei jugendlichen Satyrn begleitet, in raschem Vorwärtseilen darstellt. Bewundernswürdig erscheint die künstlerische Feinheit, mit welcher das Bein des Gottes behandelt, und von dem zarten Bein des parallel mit ihm gestellten Satyrs unterschieden ist: eine Anordnung, die wie der leise Nachhall einer kräftigen Melodie wirkt. Der Oberkörper des Gottes ist mit dem feingerippten Wollenchiton bekleidet, den wir an der Artemis von Versailles kennen, und den wir mehrmals bei den pergamenischen Arbeiten antreffen. Weiter ist eine herrliche weibliche Gewandfigur hervorzuheben, deren übergeschlagener Mantel zwischen dem linken Oberarm und der Brust prächtige Faltenmotive ergiebt. Zu den gewaltigsten Scenen gehört sodann eine große Platte, welche einen stark ausschreitenden Gott, leider nur in den unteren Theilen erhalten, darstellt, wie beide Beine von mächtigen Schlangenseibern umwunden werden: wiederum an den Laokoon erinnernd, aber vielleicht noch mächtiger als dieser. Dann wieder zeigt sich auf einem anderen Bruchstück ein zusammenbrechender Gigant, dem eine Faust das Schwert eben bis an das Heft in die Brust bohrt, so daß das Ungethüm, zum Tode getroffen, das wilde Haupt senkt, das auf einem wulstig hornartigen Stiernacken sitzt. Dieser und der eine Gigant in der Hekategruppe sind am meisten thierähnlich wild dargestellt. Ein anderer Gigant, dessen Schlängenschweif sich hoch emporringelt, greift sich mit der Faust, wie von plötzlichem Schmerz gepackt, in's buschige Haupthaar, während eine Göttin mit lose verhülltem Busen ihn bekämpft. Diese Gruppe steht in der Gediegenheit der Behandlung etwas zurück; dasselbe gilt auch von einem anderen Bruchstück, auf welchem man eine männliche und eine weibliche Gestalt dicht neben einander schreiten sieht: im Faltenstil etwas gleichgiltig und conventionell. Im Uebrigen muß es als sehr beachtenswerth hervor-

gehoben werden, daß weitaus die Mehrzahl dieser ausgedehnten Arbeiten von nahezu gleicher Vollendung und Durchführung sind. Das deutet auf eine Schule, welche durch langen Zusammenhalt unter einem tonangebenden Meister sich zu gleichmäßiger Höhe künstlerischer Gediegenheit herangebildet hatte.

Im Vorstehenden habe ich eine kurze Beschreibung der Theile des Frieses zu geben versucht, die bis jetzt in mehr oder minder zusammenhängenden Bruchstücken sich erkennen lassen. Dies Wenige dürfte schon hinreichen, auf die Großartigkeit des Ganzen zu schließen. Wie viel auch unwiederbringlich verloren sein mag, das Erhaltene genügt zur Erkenntniß, daß wir hier, mit alleiniger Ausnahme des Parthenon, das umfangreichste und erhabenste Monumentalwerk der griechischen Plastik vor Augen haben. Dem Künstler wurde eine Aufgabe gestellt, wie sie größer für einen Griechen nicht zu denken war. Noch einmal, ehe die Herrlichkeit der hellenischen Welt für immer zusammenbrach, durfte er die ganze Götterschaar darstellen; nicht in seliger Ruhe, wie Phidias in glücklicheren Tagen die Olympier auf der Ostseite des Parthenon hatte schildern dürfen, dem Festzuge eines edlen, freien Volkes zuschauend, sondern wie es sich für die späteren, von Kämpfen aller Art durchtobten Zeiten ziemte, im gewaltigen Streit gegen ein übermüthiges, erdentsprossenes Geschlecht. Die ganze Hoheit und Schönheit, die volle Kraft und Anmuth der Götter durfte der Künstler von Pergamon entfalten, in gesteigertem Affect, in leidenschaftlicher Bewegung des Kampfes. Als Gegner aber boten sich ihm die phantastischen Gestalten der Sage, in welchen er alle Schattirungen vom einfach menschlich Athletischen bis in's Wunderfame, Ungeheuerliche, ja Bestialisch-Wilde zur Erscheinung bringen durfte. Und mit welcher Fülle von Phantasie hat er dieser Aufgabe genügt! Wie hat er seine Giganten durch die Schlangenfüße, die wiederum selbst zu mitkämpfenden Ungethümen werden, deren Drachenköpfe allen Grimm einer dämonischen Naturkraft aushauchen, in's ungeheuerlich Großartige gesteigert! Und wie hat er ferner Einzelne noch dazu durch Flügel, den Hauptgegner der Athene sogar durch ein doppeltes Paar, Andere wieder durch ein Hineinziehen von Elementen mariner Bildung, von Flossen und Schuppen der Ungeheuer der Tiefe, noch phantastischer gestaltet! Ueberblickt man diese Schaar, in welcher alle dämonischen Gewalten sich zu verkörpern scheinen, so muß man gestehen, daß es keine geringen Gegner sind, denen die Götter entgegenzutreten haben. Und doch hat der Künstler auf keine Weise verstanden, uns keinen Augenblick darüber im Zweifel zu lassen, daß die siegreiche Macht auf Seiten der Himmlischen ist. Wir sehen nirgends einen Giganten Hand an einen Gott legen; nur die beiden Schlangenköpfe der Hekategruppe gehen in unbändigem Grimm über alle anderen hinaus; aber auch sie wagen sich nur daran, in den Schildrand der Göttin zu beißen und an ihrem Gewand zu zerren. So ist die unahbare Ueberlegenheit der Götter gewahrt.

Neben diesen idealen und phantastischen Elementen wußte der Künstler aber auch die Thierwelt in mannigfaltigster Weise seiner Composition einzu-

verleiben. Löwen, Panther, Molosserhunde, Rosse von edler Bildung wechseln mit Adlern, Schlangen und anderem Gethier, theils attributiv, theils in lebhafter Kampfbetheiligung, theils endlich, wie die Wagenpferde der Zwei- und Biergespanne im Dienste der Götter. So ergiebt sich ein Reichthum und eine Mannigfaltigkeit der Formenwelt, die ein unererschöpflich malerisches Leben in das große Ganze bringt. Schon aus dem Vorhandenen läßt sich erkennen, daß in dieser Hinsicht der pergamenische Fries alles Andere, das die Antike darbietet, übertrifft.

Dies malerische Element verbindet sich mit dem hochgesteigerten dramatischen, ja pathetischen Charakter des Ganzen zu lebendiger Wechselwirkung. Es herrscht eine Kühnheit und Freiheit in den Bewegungen, die jedes leidenschaftliche Handeln meisterhaft zum Ausdruck bringt. Auf Seiten der Götter, soweit wir urtheilen können, sehen wir siegesgewisse Erhabenheit, die aber in einzelnen Fällen sich mit ungestümer Kampfeslust verbindet. Dabei ist eine lebendige Abstufung nach dem Charakter der verschiedenen Gottheiten dem Künstler gelungen. Die reichere Scala des Ausdrucks freilich findet sich naturgemäß bei den Giganten: Trotz und zornige Wuth, düsterer Grimm, unbändige Wildheit, die im dunklen Gefühl ihrer Ohnmacht gegen die höchsten Gewalten sich aufbäumt, aber auch die ganze Abstufung bitterer Empfindungen, von dem idealen Schmerzensausdruck in den jugendlichen Köpfen bis zu dem Todeszucken und Erstarren in den älteren, ist hier zu vollendeter Darstellung gebracht. Wir erkennen einen Künstler, der die Seelenregungen in ähnlich vollkommener Weise beherrscht, wie die Meister des Laokoon, der Niobegruppe, des sterbenden Galliers.

Und dies Alles ist in einer Formensprache gegeben, die direct von dem großen Idealismus der attischen Schule abstammt, in der Größe und Breite der nackten Theile wie in der unererschöpflichen Feinheit und Mannigfaltigkeit der Gewandbehandlung gleich vollkommen dasteht. Dabei ist Alles echter Marmorstil, von einem Schmelz und einer duftigen Weichheit der Behandlung, die durch den goldigen Ton der Oberflächen noch gesteigert wird; aber dies Weiche ist nicht auf Kosten einer strengen Formgebung erkauft, vielmehr herrscht jenes tiefe Verständniß des Körpers, das in der innern Architektonik des Organismus vollkommen zu Hause ist. Der Knochenbau und das Spiel der Muskeln kommen zu voller Geltung, werden aber durch jene Weichheit in der Behandlung der Oberfläche dem Auge vermittelt, welche der Vorzug der Marmorarbeit ist. So haben wir eine Schule vor Augen, die durch lange Gewöhnung in der Marmorarbeit so völlig zu Hause war, wie es einst die attische Schule unter Phidias, Skopas, Praxiteles gewesen. Man erkennt dies namentlich an der reich abgestuften Charakteristik des Haares, das in kürzeren Locken oder längerem Geringel, in struppiger Wildheit oder breitem Fluß stets in großen Massen angelegt und mit wenigen eingreifenden Meißelhieben zu malerisch wirkenden Gruppen herausgearbeitet ist. Man findet denselben Stil aber auch in der meisterlich weichen Behandlung des Gefieders an den

Flügeln der Giganten, der Götter, der Adler, an den Thiervliesen, mit welchen die Giganten sich schützen, an den Mähnen der Löwen, der Kasse und der Wolfshunde, endlich an den Flossen und Schuppenkämmen der Fische, Drachen und sonstigen Fabelwesen. Dies Alles kann nicht schöner, nicht malerischer wirksamer und zugleich plastisch vollendeter gegeben werden, als es hier geschehen.

Ebenso ist auch an den Gewändern das Stoffliche fein hervorgehoben: gegenüber dem in breiten, tiefausgehöhlten Faltenmassen dahinrauschenden Schwung des Peplos, der so oft an die kühne Bewegung der Niobide des Vatican erinnert und im Wesentlichen auf die schwungvoll leidenschaftliche Kunst eines Skopas zurückzuführen ist, kommt das feine Linnen oder die gerippte Wolle der Uebergewänder ebenfalls zu ihrem Recht, so daß auch hier der Künstler alle Ausdrucksmittel einer ins Malerische gesteigerten Plastik zur Geltung bringt. In allen diesen Dingen beruht die griechische Kunst selbst dieser Spätzeit noch auf dem Vorgange des Phidias, der zum ersten Mal an den Giebelfiguren des Parthenon das malerische Element durch seine Charakteristik der Gewänder in die Plastik eingeführt hat. Nur daß dasselbe in dieser nach effectvollerer Darstellung strebenden späteren Epoche sich noch reicherer Mittel bedient. Damit verbindet sich die Anwendung mancher naturalistischer Details: die angeschwollenen Adern am Körper des Zeus, die schon beim Poseidon des Parthenon sich zeigen, die schärfere Charakteristik der derberen Giganten, die z. B. bei dem hingestürzten Alten in der Hekategruppe selbst die Bezeichnung der Haare in den Achselhöhlen nicht verschmäht, — übrigens das einzige Beispiel in der ganzen Reihenfolge, soweit ich beobachten konnte.

Mit dem malerischen Stil hängt nun auch die außerordentliche Tiefe der Reliefs zusammen, die in ihren einzelnen Theilen, den Köpfen, Armen, Beinen, sich völlig frei vom Grunde lösen, während der Plan so vertieft ist, daß man in den Gewandfalten den ganzen Arm bergen kann, und daß der Hintergrund überall für die Nebenfiguren im zweiten Plan, für die Windungen der Schlangenleiber, bisweilen auch für die Andeutung des Terrains durch Schilf, Pflanzen oder dgl. aufs glücklichste verwendet werden konnte. Daneben ist dann wieder auffallend die wunderbare Sorgfalt der Ausführung bis ins Kleinste, die besonders in den zierlichen Sandalentiesseln und den aufs Sauberste dargestellten Schuppen der Schlangen zur Geltung kommt. Unergleichlich fürwahr ist die Virtuosität dieser Technik, die den starren Marmor bewältigt als wäre er weiches Wachs, die den zartesten Fluß der Formen, die reizendsten Spiele des Faltenwurfs zum Ausdruck bringt, und in der tiefen Aushöhlung der Gründe, namentlich in den Gewändern und den sich frei lösenden Körpertheilen, eine Bravour bekundet, die unsern größten Künstlern ein Staunen abnöthigt. Und dabei diese Gewissenhaftigkeit, die sich nimmer genügt, die selbst jene ganz verborgenen Partien, die sich bei der Aufstellung dem Blicke völlig entziehen mußten, mit uner schöplicher Sorgfalt durchbildet: in der That ein Verfahren vom höchsten künstlerischen Werth, das bei allem Streben nach

Wirkung doch niemals in decoratives Scheinwesen sich verirrt. Auch darin finden wir den Meister von Pergamon in den Bahnen des Phidias, der ähnliche Gewissenhaftigkeit am Parthenon bewährt.

Nimmt man alles dies zusammen, den malerischen Stil, die pathetisch-leidenschaftliche Behandlung, die Kühnheit und Gewalt der Motive, so ist rasch ein Vergleich mit der Sculptur der Spätrenaissance und des Barocco zur Hand. Sieht man aber genauer zu, so bemerkt man bald, welcher himmelweiter Unterschied, trotz scheinbarer Berührungspunkte, beide Kunstrichtungen von einander trennt. Nicht bloß in dem prahlerischen Zurschau stellen einer übertriebenen Muskulatur, sondern mehr noch in dem bloß auf decorativ malerischen Effect hinarbeitenden Gewandstil ist jene Barockbildnerei weit von der pergamenischen Kunst entfernt. Selbst der Laokoon zeigt in der etwas geschwollenen Muskulatur und in der manieristischen Haarbehandlung dem Barockstil sich viel näher verwandt, als diese pergamenischen Arbeiten, die im strengen Verständniß des Körperbaues, in der einfacheren, unbefangeneren, gesunderen Darlegung seiner Schönheit, Anmuth und Kraft, sich weit mehr als Erben der Kunst eines Phidias erweisen. Man braucht darum den Laokoon nicht in eine wesentlich spätere Zeit zu rücken; aber man muß es ausdrücklich betonen, daß wir in der ganzen antiken Plastik gar nichts kennen, was den großen Giebelsculpturen des Parthenon, trotz einer weit mehr auf's Malerische gerichteten Behandlung, noch so nahe stände, so verwandt, ja in gewissem Sinne fast ebenbürtig wäre. Man betrachte z. B. den Zeusstorso, den Poseidon, den Apollo oder Dionysos, und man wird finden, daß hier die edelste Naturempfindung sich in feinen charakteristischen Unterschieden ausspricht. Nicht minder lebendig ist das Naturgefühl in der Behandlung der Gewänder, die auf der Basis dessen, was ein Phidias, Praxiteles, Skopas geschaffen, in ihrem Faltenwurf auf's Feinste verstanden sind und durchaus die Form und Bewegung des Körpers zum Ausdruck bringen, dies aber auch bis in die zartesten Nebenmotive verwirklichen, so daß sie, wie alle gute antike Gewandung es thut, einer edlen Instrumentalbegleitung ähnlich, die Melodie des Gliederbaues ausklingen lassen. Das Alles ist von der Barocksculptur so weit wie möglich entfernt. Auch darauf ist noch hinzuweisen, daß die Gewänder stets bei jenen Gestalten, welche in ähnlicher Bewegung kämpfend, dahineilend, abwehrend geschildert sind, durch wohlgewählte Unterschiede zur Charakteristik der einzelnen Gottheiten beitragen: das Jugendliche einer Aphrodite, das Matronale einer Hefate, das Ueppige einer Selene ist in der Behandlung der Gewänder mit ähnlicher Feinfühligkeit zum Ausdruck gebracht, wie es Phidias bei den Giebelgruppen des Parthenon durchgeführt hat. Dabei sind gewisse kühne Bewegungsmotive, die einer leidenschaftlicheren Kunst entsprechen, bei mehreren in gewaltigem Sturm dahinrauschenden Gestalten in der schwungvolleren Art durchgeführt, wie wir sie als Ausdruck der Kunst eines Skopas in Figuren, wie die rasende Bacchantin, der schon erwähnten Niobide des Vatican und

anderen kennen. Hier wirkt die Gewandung wie ein reich besetztes Orchester, das mit allen Mitteln einer hoch entwickelten Instrumentation dramatisch-pathetische Stimmungen schildert.

Und so werden wir denn bei genauerer Untersuchung des Stils dieser Werke immer wieder auf die Vorbilder eines Phidias oder Skopas zurückgeführt, deren Schöpfungen diese Arbeiten hellenischer Spätzeit sich als unmittelbare geistige Nachfolger anschließen. Denn die einzelnen, mehr malerischen und (man darf das Wort nur nicht im allmodernsten Sinne auffassen) naturalistischen Elemente sind die nothwendigen Ergebnisse einer mehr auf das Effectvolle und Pathetische gerichteten Fortentwicklung; die Grundlage der Auffassung und des Stils aber ist und bleibt eine durchaus ideale. Man darf die pergamenischen Schöpfungen denen der attischen Blüthezeit ungefähr so gegenüberstellen, wie die Tragödien eines Euripides denen eines Sophokles und Aeschylos. Während aber der Meister von Pergamon den alten idealen Traditionen der attischen Kunst treu bleibt, kann nicht genug betont werden, mit welcher selbstständiger Genialität er dabei verfährt. Wohl kann man einzelne Motive von Stellungen und Bewegungen herausgreifen, die an ältere, an gewisse Metopen des Parthenon, an den Fries von Phigaleia, an die Sculpturen des Mausoleions erinnern, wenn auch nicht in stärkerem Grade, als es bei verwandten Kampfszenen sich immer wieder aus der Natur der Aufgabe von selbst ergeben wird. Dagegen strömt das ganze Werk über von freien, lebensvollen, dabei durchaus originellen und packenden Motiven. Wie die beiden Schlangen die Hekate anfallen, wie der Adler des Zeus seine Fänge in den Unterkiefer einer Schlange schlägt, wie das Zusammenbrechen und der Todeskampf der Giganten mannigfach geschildert wird, das Alles ist ebenso eigenthümlich wie ergreifend in Erfindung und Ausführung. Und dabei noch dies bewegte, mannigfaltige Thierleben, das alle Gebiete des Thierreiches in sich zusammenfaßt und auch von den phantastischen Verbindungen menschlicher und thierischer Formen einen stärkeren Gebrauch macht, als irgend ein anderes Werk der antiken Kunst. Spricht sich darin ohne Zweifel der Einfluß des Orients aus, dem die spätgriechische Kunst sich wieder ausgesetzt sah, nachdem sie in der höchsten Blüthezeit die Fabelwesen des Ostens allmählich ausgemerzt hatte, so können wir doch nicht umhin zu gestehen, daß diese Aufnahme fremder Formen sich mit dem hohen Sinn für organisches Leben und für Schönheit vollzog, welcher das Erbtheil hellenischen Geistes ist. Und wer möchte dieses phantastisch-poetische Element missen, welches dieser Schöpfung einen solchen Reiz verleiht! Bei allem Festhalten an traditionellen Grundzügen ist es daher ein Werk, das durch Originalität und Frische wunderbar fesselt und zu den größten Meisterschöpfungen der antiken Welt gerechnet werden muß. Wir stellen es entschieden über die Frieze des Mausoleions und vermögen, um dies noch einmal auf das Bestimmteste zu betonen, nur die Parthenon-Sculpturen ihm an die Seite zu setzen. Und wenn man schon am Laokoon die kunstvolle Verschlingung dreier menschlicher Körper mit den beiden Schlangenkörpern so hoch

rühmt, wie steigt da die Bewunderung bei diesem pergamenischen Fries, wo ein ähnliches Thema in unendlich reicheren, immer neuen und überraschenden Motiven sich abwickelt! Und auch darin endlich muß man dem Meister von Pergamon eine hervorragende Stellung einräumen, daß er sich in der Bewältigung einer so bedeutenden Aufgabe stets in hoher Freiheit als Componist großen Stiles bewährt. Denn das erhellt schon zur Genüge aus dem Vorhandenen: man beachte nur, welche rhythmischer Schwung, welche wohlberednetes Gegenstreben, welche Benutzung von Contrasten aller Art sich durchgängig geltend macht. Schon die Vergleichung der beiden Hauptfiguren des Zeus und der Athena giebt dafür einen glänzenden Beweis; denn sie entsprechen einander in der Gesamtmasse, sind aber so verschiedenartig aufgebaut und entwickelt, daß sie durch diese Mannigfaltigkeit, die zugleich für die beiden Göttercharaktere so bezeichnend und keineswegs bloß so oberhin aus malerischen Gesichtspunkten geschöpft ist, Auge und Sinn entzücken. Mit einem Wort also: von welcher Seite man diese wundervollen Werke betrachten mag, sie gehören ohne Frage zu dem Herrlichsten, was die Antike uns hinterlassen hat.

Und doch ist dieser eine Fries, den wir bisher erörterten, nur ein Theil, wenn auch der wichtigste, dieser erstaunlich reichen Ausstattung. Von jenem zweiten, nur etwa halb so hohen Fries, der ohne Zweifel die innere Decoration der oberen attikenartigen Halle gebildet hat, sind ebenfalls zahlreiche Bruchstücke erhalten. Da dieselben noch halbverpackt in den Kisten dastehen, so lassen sie eine eingehendere Prüfung für's Erste nicht zu. Man hat aber mehrere Scenen aus der Sage des Telephos, des mythischen Stammvaters der Pergamener, erkannt und wird daher auch bei weiterer Fortschung Gegenstände ähnlicher Sagenkreise nachweisen können. Diese kleineren Werke, ebenfalls in einem fein durchgebildeten Marmorstil behandelt, weich fließend in den Gewändern, ruhig in der Gesamthaltung, erscheinen gegenüber der gewaltigen Dramatik des Gigantomachie-Epos wie Schöpfungen einer idyllisch-lyrischen Poesie. Es muß auch hier wieder hervorgehoben werden, daß alle diese für die Ausschmückung eines Prachtbaues bestimmten Werke keineswegs oberflächlich decorativ, wie z. B. die Sculpturen an den Säulenschäften des Artemision's zu Ephesos oder selbst zum Theil die Friesse des Mausoleions, sondern in ähnlicher Sorgfalt der Durchführung behandelt sind wie der große Fries. Dasselbe gilt von den architektonischen Theilen des Baues, besonders von den Säulen dieser oberen Halle, welche in feinen Varianten den ionischen Stil Kleinasiens in besonders eleganter Auffassung darstellen. Von diesen Partien ist so viel aufgefunden worden, daß die Architekten drei vollständige Intercolumnien wieder aufrichten und dem Museum einverleiben können. Endlich sind auch zahlreiche von den überlebensgroßen, meist weiblichen Gestalten vorhanden, welche wahrscheinlich die obere Plattform schmückten. Es sind Gewandfiguren von besonders weicher Behandlung und einer Feinheit der Faltenmotive, die auch ihnen eine selbständige

Bedeutung verleihen. Von ganz vorzüglicher Schönheit endlich ist ein idealer weiblicher Marmorkopf, dessen Nase freilich zerstört ist, der aber durch die köstliche Frische der Formen, den zarten Reiz jugendlicher Anmuth zu den herrlichsten Idealköpfen des klassischen Alterthums gehört und bald in Gipsabdrücken überall verbreitet sein wird. Es ist kein Grund anzunehmen, daß dieser wundervolle Kopf nicht dem großen Altare gleichzeitig sei.

Fragen wir nun aber nach der genauen Zeitbestimmung des letzteren, so wird eine aufgefundenene Inschrift von Bedeutung, welche es nicht zweifelhaft läßt, daß Eumenes II., der in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts vor Christo regierte (197—159), der Stifter dieses großartigen Werkes ist. Gleich seinem Vater Attalos hatte er die verwüstenden Raubzüge der Gallier, welche vorher schon Nordgriechenland, dann aber Kleinasien bedrohten, in siegreichen Kämpfen zurückgeschlagen und für lange Zeit noch einmal die griechische Cultur gerettet. Wie aber nach den Perserkriegen die Athener ihren Parthenon als glänzendes Siegesdenkmal hinstellten, so lag es auch jetzt noch in der schönen Sitte der Hellenen, den Göttern für ähnliche Gunst in gleicher Weise monumentale Kunstwerke als Weihgeschenke zu errichten. So war das Urbild des Belvederischen Apollo kurz vorher entstanden, als dankbares Siegeszeichen für die Vertreibung der Gallier von dem Heiligthum des Gottes zu Delphi. Denn in der wilden Schlacht waren die leuchtenden Bilder des Apollo, der Artemis und Athena plötzlich erschienen, hatten mit Gewittersturm und Hagelschloffen die Feinde erschreckt und den Griechen den Sieg verliehen. In derselben Gesinnung hatte Attalos für seine Siege über die Gallier Statuengruppen nicht bloß in seiner Hauptstadt aufgestellt, zu welchen ohne Zweifel der sterbende Gallier und die sogenannte Arria- und Pätus-Gruppe gehörten, sondern auch auf die Akropolis von Athen war durch ihn ein Weihgeschenk gestiftet worden, von welchem man in jüngster Zeit manche Einzelfigur, zerstreut in den verschiedensten Museen, namentlich in Venedig und Neapel, hat nachweisen können. Nun erhalten wir ein neues, und zwar ohne Frage das großartigste Zeugniß von der Kunstpflege der Attaliden; denn in der Schlacht der Götter gegen die Giganten sollte, Allen verständlich, der siegreiche Kampf hellenischer Cultur gegen die zerstörende Gewalt der Barbaren geschildert werden.

Es braucht kaum angedeutet zu werden, welche Bereicherung, ja welche völlige Umgestaltung unsere Anschauung von der spätgriechischen Kunst durch diese großartige Entdeckung erfahren hat. Wohl wußten wir aus den Nachrichten der Alten von den glänzenden Prachtbauten der Diadochenresidenzen, von den Wunderwerken Alexandriens, Antiochiens, Pergamons. Aber die zerstörende Macht der Geschichte ist gerade gegen die Werke dieser Epoche besonders verheerend gewesen; fast kein Stein ist von all der Pracht auf dem andern geblieben. Doch hat sich längst die Vermuthung immer unabweisbarer herausgestellt, daß vieles von den Baugedanken, Constructionen und Anlagen der römischen Zeit auf un.erzegangenen Vorbildern der hellenistischen Epoche

beruhe. Aber auch von plastischen Werken der Diadochenzeit war uns bis jetzt Weniges bekannt. Wohl wußten wir aus den Schriftquellen von der fabelhaften Pracht jener Augenblicksdecorationen, zu welchen alles, was an künstlerischen Kräften vorhanden war, aufgeboten wurde: von jenem Scheiterhaufen, welchen Alexander der Große seinem Liebling Hephästion errichtete, von dem Leichenwagen Alexanders, von dem Prunkschiff Hierons von Syrakus; aber wir vermochten uns von alledem kaum eine Vorstellung zu machen. Wie wird dies Alles auf's Glänzendste erläutert durch dieses im großartigsten Maßstabe angelegte und mit der bewundernswürdigsten Kunstvollendung durchgeführte Werk, das in der That würdig war gleich dem Mausoleion zu Halikarnaß unter die Weltwunder gerechnet zu werden!

Bis jetzt glaubten wir in den Handbüchern die Kunst der hellenistischen Spätzeit damit genügend charakterisirt, wenn wir eine rhodische und eine pergamenische Schule aufstellten, die erstere durch Werke wie den Laokoon und den farnesischen Stier, die andere durch die Gallierfiguren charakterisirten. Welch ungeahnte neue Perspektiven thun sich jetzt vor uns auf! Wir gewinnen den geradezu überwältigenden Eindruck einer Kunstschule dieser Spätzeit, die in großartigen hochidealen Conceptionen, wie in wunderwürdiger Ausführung den höchsten Schöpfungen des fünften und vierten Jahrhunderts ebenbürtig dasteht; einer Schule, welche stilvolle Formgebung mit feineren Naturstudien, malerische Behandlung mit leidenschaftlicher Dramatik, mit schwungvoller selbst das Phantastische nicht verschmähender Auffassung verbindet. Die pergamenischen Werke werden fortan den festen Punkt bilden, von welchem über manche stil- und geistesverwandte Einzelwerke antiker Plastik ein neues Licht sich verbreiten wird. Das Schlußcapitel der griechischen Kunst wird völlig umgestaltet werden und eine ganz andere Physiognomie gewinnen. Unser Staunen über eine Kunst, die selbst in der Zeit der Auflösung und des Untergangs griechischer Selbständigkeit noch solche Wunderwerke zu schaffen vermochte, wird noch um ein Bedeutendes wachsen.

Und nun dürfen wir denn auch der Befriedigung Ausdruck geben, daß Deutschlands Hauptstadt mit einem Schlage in den Besitz eines der größten Meisterwerke antiker Plastik gekommen ist und darin selbst hinter London nicht mehr zurückzustehen hat. Deutschlands Gelehrte haben in erster Linie seit mehreren Generationen, man darf sagen seit Winkelmann, am Ausbau der Wissenschaft von der Kunst und der Cultur des klassischen Alterthums mitgearbeitet. Als die politischen Zustände unseres Vaterlandes noch un-
nachtet waren, ließ doch Friedrich Wilhelm IV. sich nicht abhalten, auf dem tarpejischen Felsen jenes römische Institut zu gründen, welchem kürzlich durch den Uebergang an das deutsche Reich eine neue Aera des Wirkens sich aufgethan hat. Die jetzigen großen Errungenschaften in Pergamon wären aber nicht möglich gewesen ohne die gesteigerte politische Machtstellung, welche Deutschland unter dem glorreichen Scepter Kaiser Wilhelms gewonnen hat. Und seit vollends unter dem Protectorate des deutschen Kronprinzen die

Verwaltung der Berliner Museen von den bureaukratischen Fesseln befreit worden ist, welche ihre Entwicklung lange Zeit gehemmt haben, ist es eine wahre Freude, bei wiederholten Besuchen in der Reichshauptstadt in allen Theilen der kostbaren Sammlungen gedeihliches Fortschreiten, glückliches Vermehren, wissenschaftliches Verwerthen unter der Leitung von durchweg ausgezeichneten Fachmännern zu gewahren. Nicht minder hochehrfrohlich ist es, zu beachten, wie eifrig diese Sammlungen benutzt werden, und mit welcher zuvorkommender Liberalität Jeder dort in Studium und Genuß gefördert wird.

Nur eine der wichtigsten Fragen, von allen die schwierigste, harret immer noch einer definitiven Lösung: die Raumfrage. Durch die pergamenischen Erwerbungen wird dieselbe aber so brennend, daß eine endgültige Beantwortung nicht länger hinausgeschoben werden kann. Soll man die pergamenischen Funde in einem eigenen Gebäude unterbringen, oder soll man sie mit den bereits vorhandenen antiken Originalen verbinden? Ich glaube, man darf die Antwort nur in letzterem Sinne geben, wenn man nicht die werthvolle Zusammengehörigkeit des Gleichartigen zerreißen will. Entschließe man sich doch endlich, dem ewigen Experimentiren mit den Räumen der Gemäldegalerie ein Ziel zu setzen, und das ganze Alte Museum sammt dem Neuen ausschließlich der Antike zu widmen. Für die pergamenischen Sculpturen würde sich vielleicht der den Ostflügel einnehmende Saal am besten eignen; die Hauptgruppen des großen Frieses würden dort auf's Schönste zur Geltung kommen. Für die Gemälde und die werthvolle Sammlung der Renaissancewerke muß man sich entschließen, endlich einen Neubau zu errichten, bei welchem dann die Rücksicht auf das Vorhandene und die Anwendung der durch neuere Studien gewonnenen Grundsätze über die Aufstellung und Beleuchtung zur vollen Geltung kommen könnten. Man fände dann im Museum, wenn man die dort nun einmal nicht mehr befriedigend unterzubringende Gemäldegalerie in ein passenderes Local übergeführt hätte, genügenden Raum, um auch den Abgüssen von Olympia in Verbindung mit den übrigen Abgüssen zu einer zusammenhängenden Aufstellung zu verhelfen. Regierung und Volksvertretung, welche in neueren Zeiten mit anerkennenswerther Liberalität in Preußen die Interessen der Kunst gepflegt haben, werden gewiß das Ihrige beitragen, um die Lebensfrage der Museen, die Raumfrage, in der bezeichneten Weise, der Würde und Bedeutung des Gegenstandes entsprechend, zu lösen.





Die Kinder des Ostens.

Eine Erzählung

von

Kudolph Fürsten zu Liechtenstein.

Die Familie der Gräfin Irene von Okany stammte aus Macedonien. Ihre Voreltern hatten das Heimathland vermuthlich zur Zeit der Türkenkriege des siebzehnten Jahrhunderts verlassen und sich wie so viele Andere ihres Ursprunges in den Tiefebene des linken Donau-Ufers angesiedelt. Den Spuren der Einwanderer folgten die Heerden von unzählbaren Haus- und Nutzhieren, womit Jene Handel trieben. Es galt, rasch ein Absatzgebiet zu erobern, und in kurzer Zeit reich zu werden. Glücke dies, wie es auch häufig und in überraschender Weise zutraf, so verbanden sich solche Familien nicht selten durch Heirathen mit den in jenen Ländern schon ansässigen Geschlechtern, theils magyarischer, theils slavischer Race. — Selten überschritten die Ehen fortan den Ring der weiteren Verwandtschaft. Erbe trat zu Erbe, und so häufte sich nach einigen Generationen oft ein nennenswerther Besitz an Ländereien und sonstigen Glücksgütern an. Edelleute waren Alle, die da besaßen und befahlen; aber es kam auch vor, daß Manche jener Einwanderer in den hohen Adelsstand erhoben wurden und daß sie sodann das Ansehen und die Vorrechte der Vornehmsten des Landes genossen.

Es ist nicht lange her, daß die Boten der Cultur langsam nur in jene Länder drangen, deren ursprüngliche Sitten sich bis auf den heutigen Tag vielfach erhalten haben. Die geistigen Blüthen des in feinerem Sinne genußsüchtigen Westens gingen in der Fülle des physischen Wohllebens, dem die Bewohner jener Stätten ergeben sind, gewöhnlich unbeachtet unter; blieb aber hie und da ein Duft oder Farbenreiz von ferner Herkunft haften, so erschien er bei einem zufälligen Anlasse höchstens im Gewande naiver Neu-

gierde oder häuerischer Prahlucht an der Oberfläche wieder; denn nicht ein sinniges Denkvermögen, sondern die launige Einbildungskraft irgend eines Müßigen war meistens nur von dem Fremdartigen berührt worden.

Die Männer lebten der Bewirthschaftung ihrer Güter und ergöhten sich an Spiel und Weingelagen in den häufigen Stunden der Muße.

Die Frauen wurden im Sinne der Unterwürfigkeit und Unselbständigkeit erzogen, und kaum mochten die Eltern die jungfräuliche Reife der Töchter erwarten, um diese einem Manne zu vermählen, der zu den Interessen der Sippe paßte. Dennoch sind die Frauen naturgemäß empfindsamer und unter jenem Himmelsstriche auch bildungsbedürftiger als die Männer. Bei ihnen verweilen Eindrücke länger, und obwohl daselbst den Vornehmsten frühzeitig schon die Sorge des Hauswesens obliegt, so bleibt ihnen dennoch Zeit und Hang, nach den Lichtstreifen zu blicken, womit die im Westen untergehende Sonne zuweilen ihr Auge verlockend anzieht, und mit geheimen Wünschen nach den Rätsheln zu spähen, welche die Welt erfüllen, die hinter den Horizonten ihrer unabsehbaren Ebenen liegt. Die Natur wird nicht müde, diese Menschen immer wieder phantasievoll zu erschaffen, und Allen gemeinsam ist eine leidenschaftliche Vorliebe für Musik.

Irene war, sechzehn Jahre alt, an einen ihrer Oheime verheirathet worden. Er hieß der „stolze Graf“ Okany. Diese Bezeichnung mochte er wohl seinem wuchtigen Körperbau und seinem ansehnlichen Reichthume zu danken haben. Er war sich dessen bewußt, daß kein Landeskind ihm jenen Beinamen vorenthielt. Dem fünfzigjährigen Manne behagte der Gedanke, ein Kind als Gattin heimzuführen; auch benötigte er einer Wirthin seines oft mit Gästen gefüllten Hauses und eines Erben seines Stammes. Stolz und geehrt mußte wohl jedes Mädchen sein, das seinen Namen führen durfte; um so mehr erwartete er volle Ergebenheit von seiner kleinen Nichte Irene.

Er war von seinem Vater, als diesem der Grafentitel verliehen worden war, mit zur Aufwartung an das königliche Hoflager genommen worden. So oft Okany von dieser Reise nach der Residenz erzählte, glänzte sein Auge im Genuße der stolzen Erinnerung.

Mit mächtigen Fuchspelzen angethan, hatten Vater und Sohn dem königlichen Herrn die Ehrfurcht bezeugt, und das Auge der Majestät hatte mit nicht geringem Wohlgefallen auf den beiden Okany's geruht, als diese von unterthänigster Erregung und der Sommerhitze feuchend und schweißtriefend den Audienzsaal betreten hatten.

In dem Grafen wohnte ein leidlich guter, ja zuweilen ein kindlich weiches Gemüth; obgleich der Vorgang, den man seine Erziehung nennen konnte, nur das eine Bewußtsein in ihm nährte, daß er dereinst der reiche Graf Okany sein werde. Die Ueberraschung, daß man ihn auch den stolzen nennen würde, ward ihm bis zum Antritte seiner vollen Würde aufgespart.

Der dürftigen Gelegenheit, sich in jenen Ländern geistige Bildung anzueignen, wurde jedoch sorgfältig ausgewichen.

In der ersten Zeit seiner Ehe spielte er mit Irene wie mit einem Kinde, — selbst in Gesellschaft nahm er sie oft auf seinen Schoß, löste ihr die langen, braunen Flechten und wies mit befriedigtem Lächeln auf sein schönes Eigenthum; oder er bemerkte mit urwüchsigem Scherze, wie sehr er sich des Tages freue, an dem er für gut befinden würde, die zarte Puppe ernsthaft zu seiner Frau zu machen; er liebte es, wenn Irene in wildem Tanze dahin flog. Okany hatte keinen Nebenbuhler zu fürchten. Die äußere Würde, die er sich Anderen gegenüber zu geben trachtete, erhöhte den Eindruck seines wirklichen Alters; ein frühzeitig kahl gewordener Scheitel kam seinem Bemühen zu Hülfe.

Uebrigens war er ein schöner Mann, und Irene, in dem Glauben belehrt, von allen Mädchen und Frauen beneidet zu sein, hielt sich für glücklich.

Den Völkern des Ostens sind gar seltsame Naturanlagen zu eigen. So vieler Stämme Blut auf ihren Schlachtfeldern floß, so vielfach vermengt rollt es in ihren Adern. Sie tragen die Keime edler Pflanzen in sich; aber manchmal nur gedeihen diese bis zur Blüthe; selten bis zur Frucht. Fast scheint es, als drängten sich die zarten Schößlinge zu üppig an einander, als daß der einzelne Trieb die Bedingungen zur weiteren Entfaltung seines Daseins fände.

Ungewöhnlich und vielseitig ist die Empfänglichkeit Aller für äußere Einflüsse. In Wenigen nur waltet schöpferische Kraft.

Wenn es möglich wäre, sie frühzeitig auf fremden Boden zu verpflanzen, und die reichen Gaben ihrer heimatlichen Erde unter der sorgsamten Pflege einer dünkelfreien Cultur-Stätte erst zu sondern, dann zu entwickeln und zu veredeln, so würde vielleicht aus dem Kinde des Ostens ein Menschenbild erstehen, wie es herrlicher nicht gedacht werden könnte. — Ein solcher war in der That Daniel, des Grafen Okany Schwestersohn.

Sein Vater fühlte des Todes Nahen, da er seiner Frau die Pflege des Knaben mit besonderen Bestimmungen auf die Seele band.

„Schicke ihn fort von hier, wenn ich todt bin“ — war seine beständig wiederkehrende Rede — „und spare nichts an seiner Erziehung; zum Schlusse die landwirthschaftliche Hochschule in Deutschland nicht vergessen! Er soll der Sippschaft hier zeigen können, daß man sich nicht auf seinen Herrgott allein verlassen darf. Ehe er aber sein Erbe antritt, laß' ihn reisen. Nach England, Frankreich und Italien soll er; merk' Dir's — nach Italien! — Da soll's am schönsten sein, und ein heiteres nüchternes Volk soll dort wohnen, das sich nur am Anblick seiner Kunstwerke berauscht“.

Woher kamen dem Manne diese Anschauungen? Woher die beinahe findische Energie, mit welcher er seine Wünsche immer wieder vorbrachte?

Er hatte zwei Leidenschaften. — Das Lesen und das Trinken. Dem

ersteren verdankte Daniel jene ungestüme Sorgfalt für sein geistiges Leben. — An der Trunksucht starb der Vater. Noch war eine Tochter aus dessen Ehe vorhanden.

Daniel hatte mit dem vierundzwanzigsten Jahre von seinem Erbe besitzgenommen. Mit dem Frühlinge kam er meistens in seine Heimath zu Mutter und Schwester. Dort verblieb er gewöhnlich bis zu Winters Anfang und waltete seiner Güter. Er brachte mit jedem Male etwas Neues mit, das der Hebung und Verbesserung der Wirthschaft dienen konnte. Da er die schöne Originalität seines Ursprunges bewahrt hatte, so war er, trotz der hohen Bildung und der vielseitigen Kenntnisse seines Geistes, den Landsleuten daheim nicht ganz entfremdet. Wohl staunten sie über Manches, das er anders machte; aber selten nur versuchte Einer oder der Andere, ihm in irgend etwas nachzuahmen.

Eine besondere Liebe und Sorgfalt wendete er seiner jüngeren Schwester Agnes zu. Er lehrte sie an den feineren Genüssen des Lebens Wohlgefallen finden und freute sich ihres still empfänglichen Gemüthes; aber auch seine edlen Umgangsformen hatte sie ihm bald abgelauscht; unmerklich gingen sie über in ihr einfach sinniges Wesen. Sein Oheim, der Graf Olany, hatte sich dem Sohne der Schwester immer freundlich und gut erwiesen; und die junge Tante Irene blickte mit Bewunderung zu dem Neffen auf, wenn dieser heimkehrte und gerne mittheilte, was er in der Fremde Neues gesehen, erlebt und gelernt hatte.

Sie horchte auf seine Reden wie ein Kind, dem man Märchen aus dem Wunderlande erzählt; und er wurde bald gewahr, daß es ihm schwerer fiel, ihren Wissensdrang zu leiten und zu zähmen, als sie mit der Menge ungewohnten Stoffes zu ermüden.

Halb im Scherze, halb im Ernste nannte sie ihn ihren Propheten.

Während der Jahre, die sie die glücklichen hieß, war das Alles ein Ergöhen und eine Freude. — Daniel hatte für die Zeit des Sommers Maler und Musikanten zu sich geladen; aber mehr, als das eigene Interesse an Kunst und Künstlern, freute ihn, Agnes und Irene an deren Umgange Theil nehmen zu lassen.

Er war vollends zum Missionär der Cultur geworden. Indessen sich Agnesens ruhiger Sinn an den geistigen und künstlerischen Eindrücken erquickte und nur nach deren richtigem Verständnisse trachtete, erfaßte Irenen eine leidenschaftliche, ja fieberhafte Thätigkeit auf den ihr erschlossenen Gebieten. Sie bekundete ein stamenswerthes Geschick, wiederzugeben, was ihrem Sinne einmal aufgegangen war. Alles jedoch in der ihr eigenthümlichen Art und Weise. Technische Schwierigkeiten zu überwinden war ihr ein Leichtes; das bewährte sie an der Musik eben so, wie an der Malerei. Mit wenigen Pinselstrichen entwarf sie eine Skizze, die ein interessantes, ungewöhnliches Bild verhieß. Am Claviere präludirend, wußte sie eine Stimmung zu erzeugen, die gleichsam ein musikalisches Ereigniß vorbereitete. — Sollte sie

jedoch ein Bild genau copiren oder ein Musikstück streng im Geiste des Künstlers vortragen, der es schuf, dann kam trotz unermüdligen Fleißes und überraschenden Gedächtnisses sicher die Stelle, wo Trensens Originalität an dem Vorbilde eine kleine Untreue übte. Es war, als wenn sich der etwas übertriebene Rhythmus ihrer Muttersprache den Tönen und Formen mittheilte; — das klassische Gewand des Kunstwerkes wurde um eine Falte zu reich; — das Kind des Ostens konnte sie nicht verleugnen. Ihr Genius war die Phantasie; das Temperament ihres Blutes die bewegende Kraft.

Kamen musicirende Zigeuner in das Städtchen, so veräumte Graf Okany niemals, sie in sein Haus zu bescheiden. Trene mußte an das Clavier, und nun begann der Czardás.

Auf ein von ihr gegebenes Zeichen erhebt sich in kühnem Aufbau der Töne ein wilder Schmerzensruf.

Allmählich verhallt die wilde Gewalt des Klanges und leiser, immer leiser vernimmt man das Beben der Ton Säulen.

Eine Melodie, Sehnsucht und Klage seufzend, steigt nun aus den einzelnen Instrumenten auf, wie ein Gebet aus zerbrochenen Seelen. — Auf matten Flügeln schwingt sich die schmerzliche Frage schein empör zum ewig verhüllten Bilde des Schicksals; — sanft begleitet von den Zuckungen der gemeinsamen Noth.

Doch bald kehren die singenden Boten der Trauer von des Fluges Höhe zurück, und winnend tauchen sie unter in den weinenden Chor. — Denn in den Sphären, wo die Sterne gleichgiltig über dem Loos der Menschen wandeln, erstarrt der glühende Hauch, der sich dem brennenden Schmerze der Seele entrang, zu Eis; und in so hoffnungslosem Schweigen ruhen die unendlichen Küsten des Weltraumes, daß ein kaum hörbares Lispeln, auf bangen Lippen schwebend, nur mehr das fliehende Leben des Tones verräth. —

Und nun hebt ein gemeinsamer Hymnus an, voll des ergreifendsten Jammers. In vielstimmiger Klage, harmonisch zum Liede gestaltet, erklingt das Leidens-Epos. — Aber nicht lange währt des Schmerzes maßvolle Feier. Wie Sturmvögel kreisen die Stimmen der Geigen und Clarinetten mit wilden Geschrei über den Wogen des Clavieres und Cymbels, und in ungeberdigen Rhythmen erdröhnen die wuchtigen Stöße der Bässe, das bevorstehende Entfesseln der Elemente verkündend.

Das Maß der Leiden läuft über. — Verzweiflung ergreift den überschäumenden Becher und schleudert der fruchtlosen Klage bitteren Inhalt lachend zu Boden. Zu Flammen werden die Gluthen der Thränen, mit denen unsäglicher Schmerz das Auge der Gottheit vergeblich zu rühren versuchte, — und leuchten, vom brausenden Sturmwind gepeitscht, zu riesigen Fackeln anschwellend, dem wild ausbrechenden Tanze und entfachen mit immer erneuerten Gluthen den zügellosen Taumel des Festes. In unerhörtem Wirbel reißt er die Paare dahin!

Liebe und Leid, Lust und Verzweiflung kreuzen die Hände und stürzen, in unauf löslicher Umarmung umschlungen zum phantastischen Reigen. — Ergriffen vom Wahnwitz des Fluchs, Alles vergessend und sich selbst, dreht sich der kerauschte Chor, bald im Ringe des sinnbetäubenden Jubels!

Leidenschaften versiegen, Qualen zerschmelzen in den siedenden Wogen des Tanzes; über den Todten tobt unbezähmbare Lust. Von dem Geschwirr der Stimmen erschüttert, drängt sich die Luft an die Fackeln heran, die, vom erschreckten Hauche berührt, neu zu lodern beginnen, derweilen im unerschöpflichen Sprudel der Rhythmen der Tanz sich immer wieder verjüngt!

Nur die Hoffnung bleibt fern dem tollen Gewühle! — In solange die Verzweiflung tanzt, rastet ihr göttliches Lächeln! —

Mit genialer Virtuosität verstand Irene, die Klänge des Clavieres mit den kühnsten Gängen der Geigen zu verweben, und die künstlerisch kaum darstellbaren Rhythmen dieser wie aus augenblicklicher Eingebung entstehenden Musik zu errathen und wiederzugeben.

Der Graf hatte die größte Freude daran, denn er meinte, — Schöneres gäbe es doch nicht als den Czardás, als die Zigeunermusik.

Wenn Irene, erschöpft von der Anstrengung des Vortrages, dennoch wieder an das Clavier trat, um sich dem beglückenden Rausche der Musik von Neuem hinzugeben, da neckte Daniel seine schöne junge Tante wegen des nimmersatten Behagens, das sie an einer Aufregung fand, die sich mit der Ermüdung zu steigern schien.

„Oh Du ungerechter Prophet“, sagte sie alsdann scherzend zu ihm, „bin ich Dir nicht ernst genug, und meinstest Du nicht selbst, es sei die Fröhlichkeit des Lebens beste Gabe?“ —

„Gewiß, Irene, mein Scherz ist ja nur der Ausdruck meiner Freude, denkst Du, ich hätte über den ernsten Dingen, die mich beschäftigen, den Zauber unserer eigenartigen Genüsse vergessen? Mit den Bechern, freilich, werde ich es niemals halten“. — Bei diesen Worten trat ein schmerzlicher Ausdruck in seinen schönen wohlwollenden Blick, als trübte ein schwarzer Schatten der Erinnerung seine Seele.

Mit dem anbrechenden Winter nahte die Stunde, da Daniel Abschied nehmen sollte. Das Scheiden fiel ihnen Allen diesmal schwerer als sonst. Die Ahnung eines traurigen Wiedersehens schwebte über ihnen. Agnes, Irene und Daniels Mutter suchten nach Beweggründen, dessen Abreise zu verzögern, er selbst ließ sich einen Tag um den andern abschwägen. Es hatte ihn einen schweren Kampf gekostet, bis er entschlossen war, sich durch nichts mehr zurückhalten zu lassen. Schwüle lag auf der Gegenwart. —

Was mochte die Zukunft bringen!?

Zu seiner Schwester aber sagte er: „Du solltest mich am wenigsten bereden hier zu bleiben, da Du doch weißt, was mich gerade diesmal bestimmen muß, Euch zu verlassen. Ehrlich will ich bleiben; aber kann ich dafür einstehen, daß ein unbewachter Blick, ein Wort mich nicht einmal ver-

rathen. Und dann wäre diese schöne Freude unseres Beisammenseins dahin für immer! — Der Künstler sendet sein Werk hinaus in die Welt in dem Augenblicke, da er seine ganze Liebe daran hing und er es der Vollendung nahe glaubte; es verläßt ihn und wird Anderer Eigenthum. So komme auch ich mir in der letzten Zeit wie ein Künstler vor, der den schönen Stoff, den die Natur ihm bot, erkannte, ergriff und ihn absichtslos modelte und formte, bis er sein höchstes Wohlgefallen daran fand. Nun muß der Künstler scheiden, wenn er nicht zum Räuber werden will; denn schauen darf sein Auge, was es fassen und erreichen kann, nicht nach Allem begehren; und nur die Liebe zur Arbeit ist des Mannes ausschließliches und unbestrittenes Eigenthum; sie seine einzig wahre Religion. Nicht glühend, wie die Brunst zum Weibe in des Jünglings Seele lodert, sondern stetig und ernst, von Kindheit an gelehrt, geübt, gepflegt, verleihet nur sie den vollen Manneswerth. Nicht für den Zweck allein, der sichtbar ist, um ihrer selbst willen will die Arbeit geworden sein. Doch wer sich einmal ihre Gunst errang, dem bleibt sie treu und schieht nicht wie der Rausch der Leidenschaft. Sie überdauert Alles, was uns Glück verhieß und oft nur Unheil brachte; an ihr erhebt sich der Gebeugte wieder, sofern der Trieb zum Leben in ihm wohnt; den Dürftigen zwingt sie in des Erwerbes Bahn; dem Sorglosen bringt sie der Sorge Wohlthat; entbehrlich macht sie des Wohlergehens müßige Verheißung und der Erwartung fargen Trost im Dulden; und Jedem, glaube mir, ist sie das Rettungsseil an der Vernichtung schmaler Grenze, an dem er, wenn auch mühsam, doch geheiligt, den steilen Pfad wieder hinaufklimmt zu der Menschenwürde unentbehrlichem Gefühle“.

„Wohl hast Du Recht, Bruder, aber, nicht wahr, Du kehrt uns wieder?“

„Vielleicht, Agnes; der Winter ist lang, und ein Mann, der will, vermag gar viel . . . Wir sehen uns wieder — ja gewiß, liebe Schwester, ich fühle es — aber, ohne Neue muß es sein.“

Als Daniel Abschied nahm, war Irene zwar recht betrübt, doch konnte sie beim letzten Gruße dem Scherze nicht widerstehen zu fragen: „Prophet, daß Du mir zum Frühling nicht etwa mit einer Braut, oder gar einer Frau wiederkehrst; — denn meine Erziehung ist noch lange nicht zu Ende“.

* * *

Drei Jahre ihrer Ehe waren dahingegangen, und Irene hatte ihrem Gatten noch keinen Erben geschenkt. — Da wurde der Graf mit einem Male finster und nachdenklich. Die Fortpflanzung seines Namens war für ihn eine Frage des leidenschaftlichsten Ehrgeizes. Sollten ihn seine ungeduldigsten Erwartungen täuschen? Sollte aus dem Kinde, das er geheiligt hatte, durchaus keine Mutter werden wollen?

Er senkte den unruhigen Blick immer tiefer und durstiger in den glühenden Widerschein feurigen Weines. Was konnten ihm die giftigen

Perlen enthüllen, die, aus feuchtem Grunde steigend, an der Oberfläche zerplatzen, — daß seine Blicke so gierig in deren Spiel starrten, während die schlaffen, stumpfen Lippen den Rand des Bechers berührten?!

Sein Benehmen Tzenen gegenüber wurde hart und abstoßend. In auffälliger Weise zog er sich von ihr zurück. Sie ertrug den jähen Wechsel ihres ohnedies bescheidenen Glückes anfangs mit sanfter, wenn auch mit kindlichem Stammen vermischter Ergebung. Bald aber sollten lange Tage, ja Wochen vergehen, bis der Graf von seinen entlegenen Gütern für einen oder zwei Tage höchstens zum Stammsitze zurückkehrte. Kam er dann plötzlich, und wohl auch des Nachts, mit einer wüsten Gesellschaft, die eine Bande musiceirender Zigeuner mit sich führte, nach Hause, so stürzte er ungestüm in Tzenens Schlafgemach. — Das Gelage mußte besorgt werden; die Hausfrau durfte dabei nicht fehlen. — Wozu hatte er sie geheirathet?!

Zwei Tage lang währte manchmal das Bechen.

Von der betäubenden Musik bis zur Sinnlosigkeit gesteigert, trieben es die Gäste toller und toller.

Der Graf, meist trunken, übte das Hausrecht, zwischen ebenso unheimlicher Zärtlichkeit als Rohheit Tzenen gegenüber abwechselnd.

Während der Stunden der Entnüchterung und Einsamkeit erstand in dieser allmählich die Erkenntniß ihrer ebenso traurigen wie unwürdigen Lage. Das Gefühl, welches in ihrem Herzen bisher den Platz der Liebe behauptet hatte, schwand bei dem Anblicke der Trunkenheit. Abscheu und Entsetzen traten an dessen Stelle. Sie weinte bitterlich bei dem Gedanken, das machtlose Opfer der Pflicht bleiben zu müssen.

Wie viele ihres Geschlechtes in jenen Ländern waren nicht auch die Genossen ihrer Schmach! Aber das Schicksal wollte es anders wenden.

Wohl kehrte Daniel wieder, noch ehe der Frühling kam, aber unter den Seinen erwartete ihn eine zwiefache Trauer. Er erschien noch zu rechter Zeit unter ihnen, um seiner sterbenden Mutter die Augen zu schließen. Sie hatte das Testament des todten Trunkenbolds, der ihr Gatte gewesen war, treulich erfüllt bis an das Ende. Zum letzten Male leuchtete ihr Auge im Anblicke der lichten herrlichen Gestalt ihres Daniels. Auf das traurige Verhängniß in Okanys Hause war er schon durch Agnes vorbereitet worden.

Er fand Tzenen sehr verändert. Jetzt galt es eine schwere Pflicht zu erfüllen. Wie sehr er auch litt, wenn sie aus der Wüste ihres Herzens zu ihm flüchtete wie zu einem Labung verheißenden Quell, seine Treue fühlte kein Wanken. Er hielt sie Tzenen so wie dem Grafen, indem er sich selbst treu blieb. Dämmerte der Schein eines Vorwurfs in ihm, so traf er den Künstler, der mit der edlen Form, die er seinem Werke gab, auch Schmerzensfähigkeit geweckt und dessen Empfindsamkeit gesteigert hatte. So ungerecht gegen sich selbst und sein bestes Streben konnte sich nur sein vom Schmerze augenblicklich getrübt Geist äußern, denn, in der That war er Tzenens Retter. Wie sie ihm ehemals die Führung ihres Geistes anheim-

gab, so nahm er jetzt ihr Gemüth in Pflege. Innige Nührung bewegte ihn, wenn sie mit kindlicher Dankbarkeit zu ihm wie zu einem Erlöser aufblickte. Die scheinbare Willenlosigkeit ihres Wesens mochte die Qualen seiner Leidenschaft gemildert haben.

Das Städtchen, welches sie bewohnten, war gleichsam der Hauptsitz vieler durch Verwandtschaft unter einander verbundener Familien. Obwohl der Verkehr zwischen ihnen um vieles ungezwungener war, als es, unter dem Einflusse anderer Sitten hätte sein können, so gab Irene's Zurückgezogenheit vom geselligen Leben und ihr fast ausschließlicher Umgang mit Daniel bei der häufigen Abwesenheit ihres Mannes endlich doch Veranlassung zu Geplüster und Deuteln. Daniel, zwar freundlich mit Allen, stand den Leuten dennoch fern. Bildung und Erziehung hatten eine natürliche Scheidewand geschaffen. Weshalb sollte gerade Irene in so auffälliger Weise von ihm bevorzugt werden? Ueberdies war der Riß in Okany's Hause auch nur zu sichtbar geworden.

Wenn ein Familienglied starb, so gebot die alte Sitte, daß an dem Tage, an dem dessen Vermächtnisse und Legate zur Vertheilung kamen, in dem Hause des Verstorbenen ein Familienfest gefeiert wurde, zu dem alle anwesenden Verwandten und überhaupt die in diesem Falle Bedachten geladen werden mußten. Dieser Gebrauch galt gleichsam als ein Dankopfer für den Todten, und es war üblich, daß Mehrere von den Anwesenden die herrlichen Eigenschaften des Dahingeshiedenen in wohl eingepprägten Redensarten priesen. So widerwärtig Daniel die Erfüllung dieser herkömmlichen Pflicht erschien, er konnte sich derselben nicht entziehen.

Die Gäste waren um eine große Tafel versammelt. Okany hatte sich bei dem Liebesmale, seiner todten Schwester zu Ehren, ebenfalls eingefunden. Plötzlich erhob er sich von seinem Platze; man hätte erwarten sollen, daß auch er der Verstorbenen einen Nachruf widmete, obgleich ihm die Rede nicht geläufig floß. Statt dessen heftete er seinen Blick eine ganze Weile lang unverwandt auf einen ihm gegenüberstehenden Mann.

„Seht Ihr dort meinen lieben Vetter Lázár?“ hub er in einem Tone an, der ironisch klingen sollte, aber nichtsdestoweniger an der Schwerfälligkeit der Zunge des Redners keinen Zweifel aufkommen ließ.

„Seht Ihr meinen geliebten Vetter Lázár? Nun, denkt Euch einmal diesen armen Lazarus; der hat mir bange machen wollen. Wir saßen bei einem Glase Weines. — Das ist seine schwache Stunde, dachte er; — denn wie wäre er sonst auf den tollen Einfall gekommen, mir Angst einjagen zu wollen, mir, dem Okany?! Und womit? Das errathet Ihr nimmermehr? Mit meiner Irene und dem Daniel. Gest Lázár, Du guter, treuer Freund, laßtest Du nicht Etwas von einem unerlaubten Verhältnisse zwischen den Beiden? — Meine Irene? — Es ist zum Lachen! Ich hätte den Kerl unter den Tisch trinken und ihn dann durchprügeln sollen; aber da wäret

Ihr wohl um den Spaß gekommen, denn seine fünf Sinne hätte er sicherlich bis heute nicht wiedergefunden“.

„Ein unerlaubtes Verhältniß! Seht Euch einmal diese an. Daß sie lügen könnte!? Alles müßte sie mir sagen, was sie auf dem Herzen hätte, wenn ich auch nicht ein so hochgebildeter und liebenswürdiger Mann bin wie mein Nefse Daniel; aber sie hat nichts auf dem Herzen. Das Weib des Okany lügt nicht. Nun, sprich, Irene, hast Du wirklich ein unerlaubtes Verhältniß mit dem Propheten?“ —

Das letzte Wort verschlang ein schallendes Gelächter, in das der sonderbare Spaßmacher ausbrach und mit dem er, sich wieder niederlassend, den Tisch erschütterte. Niemand hätte gewagt, den Sprecher zu unterbrechen. Die Gesellschaft aber gerieth in eine unbehagliche Stimmung. Es trat eine peinliche Pause ein. Irene's blaßes Antlitz bedeckte sich mit Purpurröthe. Daniel, sich meisterhaft beherrschend, verzog den Mund zu einem mitleidigen Lächeln; und in dem Auge des Betters leuchtete ein Zornesblick, den er unter den Tisch schleuderte.

„Ich werde Dir den Spaß schon einbringen“, dachte er bei sich selbst. —

Kurze Zeit darauf fühlte sich Irene Mutter. Die Freude über dieses Ereigniß hatte auf die Lebensweise des Grafen Einfluß genommen. Seltener verließ er sein Schloß; den Gelagen blieb er fern. Irene aber erwies er ein Maß von Aufmerksamkeit und Sorgfalt, dessen Ungewohntheit sie dankbar hinnahm, ohne sich indessen darum glücklicher fühlen zu können. Daniels gelehrige Schülerin lebte ihren Pflichten. Ihn sah sie weniger oft. Nicht des tückischen Betters wegen; sondern, weil der Graf die Abendstunden meist mit ihr verbrachte, was die Besuche bei Agnes ebenso beschränkte als das Erscheinen dieser im Hause Okany.

Der Graf war der Beneidenswertheste unter ihnen geworden.

Hatte Daniel seine Mission vollendet? Fühlte er eine erquickende Befriedigung über den eingetretenen Wechsel.

Agnes ausgenommen, wird wohl Niemand die geheimsten Regungen dieser selbstlosen Seele errathen haben. Jedenfalls liebte er Irene mehr als sich selbst, daß er den lichten Schimmer an dem düsteren Horizonte ihres Schicksales mit schmerzlicher Freude begrüßte. Aber, aber! Der trunkene, Liebe stammelnde Oheim, und Irene's holdseliges Wesen! — Es war eine Grauen erregende Vorstellung.

Lázár galt als der muthmaßliche Erbe eines großen Theiles der dem kinderlosen Okany gehörigen Güter. Er war weit jünger als dieser und hatte sich kurz vor dem Better, um die Hand der schönen Irene beworben. Man hatte ihn nicht geradezu abgewiesen; als indessen der stolze Graf gekommen war, hatte jener den Platz räumen müssen, das war selbstverständlich gewesen.

Von jenem Augenblicke an trug er einen Groll mit sich, dem erklärliche Befürchtungen nicht fremd waren.

Doch hütete er sich, sein wahres Gesicht zu zeigen. Er wußte im Gegentheile des Betters Gunst in höherem Maße zu erwerben als bisher und ihn in dem Glauben zu bestärken, daß sich Keiner dessen Glückes aufrichtiger freue; daß nichts natürlicher gewesen sei, als einem Nebenbuhler weichen zu müssen, dessen Werbung auszuschlagen, keine Familie des Landes gewagt haben würde. Gleichzeitig unterließ er nicht, zu betheuern, wie tief ihn der Schmerz, Treenen entsagen zu müssen, in's Leben traf. — Wohl hoffe er, es werde sich diese des ihr widerfahrenen Glückes stets würdig zeigen und ihn das schmerzliche Opfer des seinen nicht bereuen lassen.

So sprach er sich zu dem Grafen aus, und indem er dessen Eitelkeit schmeichelte, erregte er Theilnahme und Vertrauen.

Er war es, dem der Graf nach dreijähriger Ehe das tiefe Aergerniß mittheilte, welches fehlgeschlagene Hoffnungen ihm verursachten; er war es, der die tollen Zechgelage wieder in Schwung brachte, um den armen Better seiner Tieffinnigkeit zu entreißen, so daß der stolze Ókany, durch dessen Anwesenheit sich alle hochgeehrt fühlten, endlich überall zu finden war, wo die wüste Sippe ihr Anwesen trieb. — Mit dem Ausfalle gegen Daniel und Trene hatte sich Lázár nun gründlich verrechnet. Ókany's stolzer und doch auch argloser Sinn wies jede noch so geschickt geplante Verdächtigung zurück. Er antwortete mit Spott und Hohn und ließ, wie der Vorgang in jener Gesellschaft bewies, Lázár beschämt wie einen Knaben unter aller Augen das Opfer seines Wihes werden.

Mehr als das wurmte Letzteren die überraschende Kunde von Treenens Erwartung und des Grafen tugendhafter Anwandlung, aus dem mit einem Male ein sorgsamer Vatte geworden war. Daß die Gräfin ihn seit dem Abende verabscheuen, daß ihr Einfluß den letzten Rest von Gunst in Ókany's Herzen vernichten würde, dünkte ihm unzweifelhaft.

Arme Trene! Sie dachte an das Wesen, das sie unter dem Herzen trug, und an die schönen, immer seltener werdenden Stunden, die sie mit Daniel verlebt hatte. An nichts sonst.

Lázár aber sann auf rasche und wirksame Vergeltung.

* . *

Mitten unter Ókany's Feldern lag ein schönes Stück Waldes, welches Lázár gehörte. Den Grafen hatte dieser fremde Fleck Erde mitten in seinem Eigenthume längst verdrossen. Zu wiederholten Malen war er in den Better gedrungen, daß er ihm den Grund käuflich überließe. Doch Lázár begehrte ein gar schweres Stück Geld, und sie konnten nicht handelsseins werden. So stand die Sache, ehe Ókany's Wahl auf Treenen fiel. „Sonderbar“, dachte Lázár damals, da er allen Grund hatte, sich als des kinderlosen Grafen nächster Verwandte und als letzter Ókany für dessen Erben zu halten, dem die den Wald umgrenzenden Grundstücke zufielen, — „sonderbar, daß sich der Better so hartnäckig auf den Besitz des Waldes steifte! —“. Der sonst

so schlaue Lázár hatte übersehen, daß es nur des Grafen Eitelkeit war, die seinem Besitze einen ununterbrochenen Zusammenhang zu geben begehrte. — Unter den gegenwärtigen Verhältnissen freilich, schien ihm des Betters Wunsch weit erklärlicher. Doch hatte Ókany seit jener Zeit kein Wort über die Angelegenheit verloren.

„Jetzt aber sollst Du den Wald haben, Bette, und hättest Du auch seiner schon vergessen, ich werde Dir ihn wieder in Erinnerung bringen, und reuen soll es Dich, daß Du die billige Forderung von damals ausschlugest“, murmelte Lázár vor sich hin. Es gelang ihm, sich mit Mehreren seiner Zechgenossen über eine fingirte Feilbietung zu verständigen. Ward es möglich Ókany's Angebot bis zu der unter ihnen verabredeten Höhe zu steigern, so behielt Lázár die Summe, die ihm der Wald werth war, indessen der Ueberschuß unter den Freunden vertheilt wurde. Mißlang der Plan, so hatte sich Lázár mittelst eines zwischen ihm und dem Meistbietenden geschlossenen Scheingeschäftes seiner Sicherheit versehen, und die Gesellschaft ging, sich mit einem immer willkommenen Gelage begnügend, auseinander.

Kauf- und Tauschgeschäfte liefen höchst selten nur ohne dieses ab; und wohl dem, den die Natur mit jenem ansehnlichen Maße von Widerstandsfähigkeit ausgerüstet hatte, daß er sich gegen die haarsträubendsten Uebervortheilungen wehren konnte.

Die Kunde von der bevorstehenden Feilbietung mußte den Grafen unvorbereitet treffen. Abgesehen davon, daß sie den Verhältnissen der Vertlichkeit gemäß wie ein Ereigniß wirken würde, war, wie Lázár diesmal ganz richtig rechnete, die seltsame Weise, auf welche der in Ókany's Gedächtniß schlummernde Wunsch von ehemals plötzlich und gewaltsam geweckt wurde, nicht nur dazu angethan, dessen Heftigkeit wieder zu entzünden, sondern auch dessen Hartnäckigkeit zu steigern. Die unerwartete Concurrenz, der er sich gegenüber befand, mußte den ahnungslosen Grafen zu einem eben so jähen als energischen Entschlusse zwingen. —

Lázár hatte sich nicht getäuscht. Der Graf brach in heftigen Unwillen aus, da er davon hörte. Es kam ihm unverzeihlich vor, daß Lázár glauben mochte, er könne ihm, dem reichen Ókany, den Wald so mir nichts dir nichts weglicitiren. Davon konnte nicht die Rede sein. Ein Besitzer mitten unter seinen Grundstücken, der nicht zum mindesten Ókany hieß, ging weit hinaus über die Grenze seiner Vorstellungen.

Trene bat ihn, daheim zu bleiben einstweilen, wenigstens von dem Geschäft abzustehen. Sie meinte, Lázár werde doch keinen ernsthaften Käufer für den Wald finden, und später, wenn ihm derselbe verblieb, ein vernünftiges Wort mit sich reden lassen. Doch konnte das Alles nichts helfen.

So maßlos war des Grafen Eitelkeit, daß er auf Trenens letzte Bitte, er möge Daniels Ansicht über die Sache hören, bevor er sich entscheide, in zornige Erregung gerieth und ausrief: „Glaubst Du denn wirklich, daß Dein Prophet Alles besser weiß, als Andere? oder, soll ich mir etwa mit Daniels

Philosophie über Lázars Unverschämtheit hinweghelfen? — Das versteh ich besser. — Unter den Tisch trinken muß man die frechen Kerle, daß ihnen das Licitiren vergeht: — und den Lázár nehme ich mir noch insbesondere vor. — Aber ehe ich den Wald einer fremden Hand überlasse — eh' soll das kleine Ding nicht leben, das Du mir schenken wirst — und das ist genug gesagt, der Teufel hol' mich!“

Er mochte in dem Augenblicke empfinden, wirklich zu viel gesagt zu haben, denn er wendete sich in beinahe zärtlichem Tone zu Irene und sprach: „Beruhige Dich, Irene. Den Wald krieg ich, und morgen, ehe der Abend anbricht, bringe ich ihn Dir: — ja den ganzen Wald; und zwar als Geschenk für das kleine Ding da. Nun, was sagst Du jetzt dazu?“ —

Er küßte sie auf die Stirn und ging. Sie zuckte zusammen.

Als sie am nächsten Morgen das Rollen des Wagens im Hofraum vernahm, da ward ihr, als hörte sie das Rollen des Donners aus der Ferne. Ein unheilbringendes Gewitter schien gegen ihr Haupt im Anzuge.

Vergeblich erwartete sie Okany's Wiederkehr. Sie sann auf allerlei, da es Nacht geworden war; aber was vermochte das Denken und Grübeln? Da dachte sie an „das kleine Ding“ und legte sich zur Ruhe. Recht bange zwar, aber mit einem frommen Wunsche im Herzen schief sie ein.

Der sanfte, den Lippen entfliehende Athem, vertiefte sich bisweilen zu einem Seufzer; ihre Hand schien eine Falte glätten zu wollen, die sich ernst auf der Stirne zusammenzog; dann wieder lächelte ihr Mund, als flüsterte eine Stimme von Innen:

„Sei wohlgemuth, süße Mutter; ich wache und hüte deinen Schlaf“.

Da, plötzlich, schrie sie laut im Schlafe auf; — ein entsetzliches Getöse hatte sie geweckt. Was war das? Horchend erhob sie sich im Bette. — Töhlende Stimmen mit den Klängen einer wilden Musik in grauenhaften Mißtönen wetteifernd, peitschten das erschreckte Ohr. Menschliche Tritte polterten das Treppenhaus des Schlosses hinan. Die dröhnende Stimme des Grafen drang herrschend durch den unheimlichen Lärm. Er rief ihren Namen. — Die Musik verschlang seinen Ruf. — Thüren wurden aufgerissen und fielen zu — im großen Saale wurden Stühle gerückt und umgeworfen — wüßtes Gelächter folgte. Flüche zum Entsetzen erregten Heiterkeit; Scherze zum Abscheu unmenschliches Wohlgefallen.

Alles durcheinander, und darüber und darunter! —

Und immer wieder brüllte Okany den Namen Irene. — Irene, scholl das Echo von den Wänden des Schlafgemaches zurück, bis dessen Thür in den Angeln erbebte, und der Graf dicht am Bette seines Weibes stand.

Die Stimme versagte ihm; aber sie sah in der Dunkelheit zwei glühende Kohlen, welche ein in wuthschäumenden Lippen versinkendes „Hörst Du mich nicht, auf sollst Du?!“ nur zu erschreckend deutlich errathen ließen.

„Was willst Du?“ zitterte kaum hörbar ihre Stimme.

„Auf sollst Du, auf!“ rief der Graf mit schwerer Anstrengung; — „in

den Keller; Wein her! — Sie erwarten die Hausfrau — aufspielen sollst Du nur mit den Zigeunern. — Hörst Du nicht Lázár's höhrendes Gelächter? — Der soll nicht wieder glauben, daß Du es mit dem Daniel hältst; hörst Du?!"

Und in der That wer es Lázár, der sich vernehmen ließ: „Ich krieg' ihn dennoch herunter, den stolzen Ófany, und seine schöne Irene wird uns den Trank dazu credenzen! Der Spott soll ihm theuer zu stehen kommen. Mag ihm dann sein Täubchen wieder auf die Beine helfen; eine saure Arbeit wird es abgeben, bis sie wieder einen Menschen aus ihm macht. Wie die Bestie brüllt! Das ist einmal eine Nacht, so lustig, wie sie meine Ruhme wohl nicht erwartet hat“.

Und immer wieder schrie der Graf Irene die fürchterliche Aufforderung zu.

Der Schreck hatte ihr Leib und Seele gelähmt. Indessen sie unfähig war sich zu besinnen, ob sie den Rasenden mit zärtlichen Worten beschwichtigen, oder energischen Widerstand leisten sollte, fühlte sie nur, wie sich zwei schwere Hände in ihre Arme eindrückten. —

Da preßten ihr Angst und Verzweiflung den Schmerzensschrei heraus: „Ófany, Ófany, denk' an Dein Kind, das Du erwürgst!“

Reizte der vorwurfsvolle Ton ihrer Stimme den Tollen noch mehr, oder war die einmal entfesselte Kraft nicht mehr aufzuhalten, daß sie sich nicht an dem herzerreißenden Anblicke der Entheiligung brach? — Doch der Wuth ist es ja eigenthümlich, daß sie sich um so tiefer in ihr Opfer bohrt, je mehr sie dessen Schwäche fühlt — und so war der letzte Tropfen Besinnung aus dem zum Thiere gewordenen Trunkenbolde gewichen.

Unter Flüchen, die das Ohr eines Mannes erschüttern konnten, faßte er sein Weib bei dem langen weichen Haare, mit dem er ehemals gespielt hatte, und zerrte die halb Entblößte durch das anstoßende Gemach bis in den Saal, wo die Urheber seiner Schmach ihn erwarteten.

„Da ist meine schöne gehorsame Herrin“, rief er ihnen mit einem rohen, doch beinahe herzlichen Lachen zu. —

„Und hat Einer von Euch ein Weib, so sanft und anmuthig wie das meine? — Ihr stutzt, nicht wahr? — Ja, meine Irene!“ — und, indem er dieses sagte, setzte er sich in den Kreis seiner unheimlichen Gäste, nahm die Unglückliche auf den Schoß und streichelte ihr sanft die Wangen, als wäre nichts vorgefallen. Sie aber entglitt seinen sie lässig umfassenden Armen und fiel wie leblos zu Boden. —

Erschreckt beugte sich der Graf über sie. „Blut, Blut!“ schrie er — „Jesus, Maria! sie ist todt! — Daniel, Daniel zu Hilfe!“ —

Lázár schlich sich unbemerkt hinweg. — Erstarrt sahen die Andern eine Weile zu, wie Ófany die Hände rang.

*

*

*

Zrenens kräftige Natur überwand eine schwere Ohnmacht. Einige unbedeutende Verletzungen ausgenommen, war von der schaurigen Nacht nichts übrig geblieben, als der Nachhall ihrer Schrecknisse.

Sie lag auf ihrem Bette mit geschlossenen Augen; mitten zwischen den Brauen senkte sich eine tiefe gedankenvolle Falte in die Stirne.

Als der Graf zur Besinnung gekommen war, fühlte er einen Schmerz, der ihm wie Feuer im Gehirn und Herzen wühlte. Der Gedanke, sein Unrecht nie wieder gut machen zu können, erfaßte ihn mit zerstörender Gewalt. Zum ersten Male in seinem Leben glaubte er einem Etwas gegenüber zu stehen, das stärker war als er. Er hatte in seinem Weibe sich selbst und seine Ehre mißhandelt. Sein Stolz war gebrochen. Er wagte am folgenden Tage nicht nach dem Befinden seiner Gattin sich zu erkundigen; an der Schwelle ihres Gemaches hielt sein eigener Fluch unerbittliche Wache und verschloß ihm das Heiligthum. Wie ein geprügeltes Thier, schlich er um das Schloß herum. — Alles beobachtend, was vorging — Nichts unterbrechend; nach Nichts fragend. — In eine Ecke verkrochen, sah er Daniel durch den Hofraum schreiten; er hörte ihn nach Irene fragen — er wartete ab, bis Zener nach geraumer Frist die Treppe wieder herunterkam. Ohne sein Versteck zu verrathen, ließ er ihn wieder aus dem Schlosse gehen. Mit Raft und Ruhe war es vorbei in ihm. Der Abend kam; — er hieß die Pferde anspannen. Unter dem Vorwande dringender Geschäfte wollte er nach einem seiner Güter fahren, die Nacht dort zubringen und erst am nächsten Abende wiederkehren. Vielleicht dann —!

Wie damals, als er nach Lazars Landhause ging, hörte Irene das Rollen des Wagens im Schloßhofe; ihr war, als entfernte sich diesmal ein Gewitter. Es wurde ihr berichtet, daß der Graf das Haus verlassen habe.

Okany durchwachte eine qualvolle Nacht. Der Schmerz hatte ihn von seinem Herde weggetrieben; eine unbeschreibliche Angst trieb ihn dahin zurück. Er wartete nicht ab, bis es Abend wurde, um heimzufahren.

Sein Diener überreichte ihm ein Schreiben. Er erkannte Zrenens Handschrift; es war der erste Brief, den sie an ihn richtete.

„Da Dein Weib, wie Du weißt, nicht lügt, so erfahre, daß mich Daniel in Sicherheit gebracht hat. Das Ziel meiner Reise wird Dir bekannt werden. Dort wirst Du mich finden, in meinem Hause und unter Daniels Schutze.

„Ich gehöre Niemanden an, aber auch Dir nicht mehr.

„Die Sorge für ein Wesen, das leben will, macht mir diesen Schritt zur Pflicht. Wer weiß, ob Du nicht schon einen Mord begangen hast!? Ein gnädiges Schicksal bewahre Dich davor, daß dieser Vorwurf auf Deine Seele falle“.

Das war des Briefes Inhalt.

Der wuchtige Graf brach in sich selbst zusammen. Vergebens versuchte der Diener, ihn auf das Bett zu bringen. Am andern Morgen saß er in derselben Stellung auf seinem Stuhle! — er war ein alter Mann geworden.

Irene hatte ihren Wohnsitz in der Hauptstadt des Reiches aufgeschlagen. Daniel, der mit den Verhältnissen des Ortes vollkommen vertraut war, half ihr das neue bescheidene Heim gründen. Zwei Monate später kam ein Mädchen zur Welt, das auf den Namen Daniela getauft wurde.

Irene ahnte nichts von dem Schmerze, den sie dem Manne, der sie liebte, mit diesem Zeichen der Freude und Dankbarkeit bereitete. Erst nachdem dieses Ereigniß glücklich überstanden war, ließ sie den Grafen von ihrem Aufenthalte in Kenntniß setzen und ihm sagen, daß sich sein Kind wohl befinde.

Sonst erfuhr Niemand von ihren dermaligen Verhältnissen.

Agnes freilich wußte um Alles.

Osany hatte sich seit Irenens Flucht von allem und jedem Verkehr abgefondert. Begegnete ihm zufällig einmal auf dem Wege zu den Gehöften einer seiner Verwandten, so wich er aus oder nahm, wenn es nicht mehr möglich war, Jedem die Frage nach Irenen vorweg aus dem Munde. „Möchte gerne wissen, nicht wahr, wie es mit Ihr steht? Es genügt wohl, daß ich es weiß. — Versteht Ihr mich? — und, daß sie mit meiner Zustimmung handelt, versteht sich von selbst; und — um Weiteres habt Ihr Euch wohl nicht zu kümmern?“

Wer hätte auch gewagt ihn zu fragen, so finster sah er drein; so verstört schien er Allen. Noch lastete der Eindruck des entsetzlichen Vorfalles wie ein Alp auf der ganzen Sippschaft. — Lázár hatte er auch nicht wieder gesehen; auch kam er nicht in die Gegend, wo sich der Wald befand, den er erstanden hatte. — Als er die Nachricht über Weib und Kind erhielt, befiel ihn ein Schluchzen, das nicht mehr zu stillen schien. Das einst so stolze Gebäude ächzte unter des Schmerzes unbarmherzigen Schlägen. Während einiger Tage zeigte er sich nicht einmal seinem Diener. Mühsam raffte er die Trümmer seines Muthes zusammen, um Irenen den Empfang ihrer Mittheilung zu bestätigen. In wenigen Worten schrieb er sein Urtheil, und — er hatte sich nicht geschont. — Doch lag in seinem Bekenntnisse ein Maß von Würde, das mit der demüthigen Erinnerung, die er zurückgelassen hatte, in seltsamem Widerspruche stand. Er billigte die Handlungsweise der Gräfin, deren Gerechtigkeit mit Ergebung anerkennend, und drückte Beruhigung darüber aus, daß ihr Daniel schützend zur Seite bleibe. Besorgt bat er, der Nefte möge ihn ja wissen lassen, in welcher Weise er für Irenens Bedürfnisse Vorsorge treffen könne. Er legte sich selbst die härteste Strafe auf, indem er vermied, ein zärtliches Wort an sein Weib zu richten. — Nur der lieben kleinen Daniela sendete er einen Kuß von dem Vater und schloß mit den Worten: „ich habe immer gewußt, daß Du mich nicht belligen kannst, und damit ist mir mein Schicksal klar. Gottes Wille geschehe“.

Nach diesem Briefe war es zwischen beiden eine lange Zeit still geblieben. Der Graf hatte sich vorgenommen, während eines Jahres zu schweigen, und erst weiter zu überlegen, was zu thun sei, wenn dieses abgelaufen war.

Irene lebte in stiller Zurückgezogenheit mit dem Kinde und der Ent-

wicklung aber jener Anlagen und Fähigkeiten, die unter Daniels Pflege einst so üppig und verheißungsvoll aufgeblüht waren. — Die lebendige Anschauung der Kunstwerke, wie sie die Stadt in reichem Maße bot, ergänzte den Inhalt ihres Lebens mit ebenso befruchtenden als wunderbaren Eindrücken. Mit der Ausbildung eines selbständigen und bewußten Urtheiles erweiterte sich der Kreis der Genüsse und vertiefte sich ihr Sinn in das, was er als das Edelste erkannte. Wenn auch zuweilen ein Gefühl des Mitleides nach dem fernen Heimathlande hinüberschweifte; — unvergeßlich blieb das Andenken an jene Nacht. Der Schreck hatte ihr ein unauslöschliches Flammenzeichen der Erinnerung aufgedrückt.

Daniel liebte und litt und freute sich, ein gutes Werk vollführt zu haben. Auch jetzt wich er keinen Schritt vom Wege, denn ein wahrer Künstler vermag sein Werk zu zertrümmern, aber nicht zu entstellen.

Der erste Geburtstag der kleinen Daniela war angebrochen und begrüßte mit hellem Sonnenscheine die roßigen Wangen des in der Wiege schlummern- den Kindes.

Daniel brachte seiner kleinen Muhme mit einem Rosensträußchen die ersten Huldigungen dar. Im holdesten Farbenreize stand ihm die blühende Mutter zur Seite.

Wohl selten trafen drei Blüthen so herrlich sich zusammen.

Wohlgefallen in das Auge zu streuen, waren keine schöner geschaffen als diese. Und doch war es kein glückliches Loos, an dem ihre Schönheit gedieh. Flüchtlinge waren sie nur, die das Entsetzen vereinte.

Wie schwer es auch Daniel wurde, die Harmonie des kleinen Festes zu stören, so mußte es dennoch sein. Ein Brief seiner Schwester brannte ihm auf der Seele. Des Schreibens dringlichen Inhalt Treenen zu verschweigen war unmöglich. Es handelte sich um einen ernstern, peinlichen Entschluß.

„Lesthin“ — schrieb Agnes — „klopft es an meine Thüre; eine gebrochene Stimme ruft gleichzeitig: ‚Ist's erlaubt, Nichte Agnes?‘ — und in das Zimmer tritt Okany.

Du weißt, Daniel, seit wann ich ihn nicht gesehen habe.

Er ist unkenntlich. — Der flehende Ton, in dem er sprach, erschütterte mich bis in die tiefste Seele. Wie sieht er nur aus!

Aus dem stolzen Oheim ist die Gestalt eines Bettlers geworden. Eine Todeskrankheit wühlt in seinen eingefallenen abgezehrten Zügen. — Was er wollte? — Wie schreib ich es Dir? — Sehen will er die Seinen noch einmal, bevor er von dem Leben scheidet. — Da ist es heraus. Er spricht mit so unwiderleglicher Ueberzeugung von seinem nahen Ende, daß ich selbst daran glauben muß, zumal ich in sein geisterhaftes Auge schaue. Da er aber fühlt, wie sehr er jeden Anspruch auf Erhörnung verwirkt hat, so scheint ihn die Furcht, es könne, was er wünscht, gar nicht oder zu spät geschehen, mehr zu martern, als die Sehnsucht nach Treenen und dem Kinde. Sein Ton klingt so wehmüthig, seine Geberde ist so gebeugt, daß man kein

Herz im Leibe haben müßte, wenn es sich seiner nicht erbarmte. „Laß den Daniel meinen Fürsprecher sein“, sagte er schluchzend, daß es mich ängstigte, er möchte an seinen Thränen ersticken. „Aber bald, bald! Oh mein Kind, mein Kind!“ rief er ein um das andere Mal aus.

Getroßt mag ich Deinem Herzen, lieber Bruder, die Verwendung dieses Briefes überlassen; es wird das Rechte treffen. Für Dich allein aber füge ich eine Bemerkung bei, die Deine Kenntniß der hiesigen Verhältnisse so gleich ihrer Bedeutung gemäß würdigen wird. Doch, Du erräthst schon — und es bedarf meinerseits kaum der Hinweisung auf den Nachtheil, der Frene und der Kleinen — Daniela erwachsen könnte, wenn sie zu spät hier einträfen. In welcher Weise man unter unseren Landsleuten die Verwickelungen einer Erbschaftsangelegenheit zu lösen pflegt! — Wen belehre ich darüber? Welch einen ungünstigen Eindruck es hervorrufen würde, wenn nach Allem, was vorkam, Okany's Wittve plötzlich und unvorbereitet den Wirrungen materieller Fragen gegenüberstünde? Wer erkännte es besser, als Du? — Wo die Stimme des Herzens schweigt, fällt die der Klugheit ein. — Ich bin, gegen meine Gewohnheit, umständlich mit Dir geworden, aber noch schwingen die Nerven in mir von dem, was ich sah und hörte.“

Agnes war ein vernünftiges, gutes und überlegtes Geschöpf, Daniel begriff im ersten Augenblicke, was zu thun sei. Er unterrichtete Frene von dem, was ihr zu wissen nöthig war, und sprach:

„Wenn Du meinem Rathe folgen willst, dann ziehe hin und thue Deine Pflicht an dem franken Manne. Dein Kind ist kräftig und wohl!“

„Ich habe mich von Dir führen lassen bis hierher“, erwiderte Frene muthig, „Du schickst mich fort und ich folge Dir. — Denn Du weißt das Beste.“

Daniel benachrichtigte seine Schwester von dem Tage, an dem Frene abreisen würde.

* * *

Zur Zeit, da die Länder des Ostens noch nicht von Schienenwegen durchzogen waren, bedurfte Frene mehrerer ermüdender Tagesreisen, um die Heimath der Okany's zu erreichen.

Auf einer ungeheueren baumlosen Ebene, die man in der Abenddämmerung für das Meer halten konnte, so ähnlich war die schwarze Erdenmasse der schweren Wasserfluth, lag ein großes stattliches Einkehrwirthshaus, das letzte Nachtquartier der Reisenden vor deren Ankunft in dem Städtchen, dem Ziele der Fahrt. —

Der Wagen humpelte etwas unsanft über den mit hölzernen Dielen belegten Hausflur, so daß die kleine Daniela durch das Geräusch erschreckt, aus süßem Schlummer erwachte. Frene gab die Befehle für die Fortsetzung der Reise am folgenden Morgen und zog sich auf ihr Gemach zurück. Uebermüdung und Aufregung kämpften gegen der Ruhe Wohlthat.

Schlaflos setzte sie sich an das offene Fenster. Der Mond war eben aufgegangen und beleuchtete die grenzenlose Einsamkeit. Niemals war ihr diese so traurig erschienen.

Wie leicht ward es ihrer Phantasie ehemals, die weiten lautlosen Fluren der Heimath mit heiteren hoffnungsvollen Bildern zu beleben?! — Und heute blickte sie in ein unendliches düsteres Grab, auf dem dunkle Gestalten des Schreckens und Todes unter des Nachtgestirnes kalten Strahlen unheimlich umherwanften.

Was stand ihr Alles bevor?

Sie schauerte zusammen. Im Hause war es längst still geworden. Ja, still war die Nacht, daß man ein Blatt zur Erde fallen hören konnte. Halb träumend hielt sie das müde Haupt, das sie auf die Hand stützte, der frostigen Luft entgegen und horchte, ob denn nichts des Schweigens furchtbaren Ernst unterbrechen würde. Da regte sich's plötzlich im unteren Hausflur. Sie glaubte das Gemurmel von Stimmen zu vernehmen; — gleichzeitig drang von der Seite des Hofes ein dumpfer Lärm herüber; er mochte von dem Stampfen der Pferde im Stalle herrühren. Schon begrüßte sie die Zeichen des Lebens mit einer dankbaren Empfindung.

So war denn die Dede des Todes nur eine vorübergehende gewesen, und sie selbst saß nicht auf einem Grabe?! — Da ward es mit einem Male stille — die Pferde stampften nicht mehr, aber deutlicher als zuvor unterschied sie bald darauf den Klang der Stimmen. — Die eine schien ihr bekannt, die andere meinte sie noch niemals gehört zu haben. Sie hielt den Athem an und lauschte. —

Ein scharf schneidiger Ton drang bis in ihr Ohr, daß ihre Seele sich vor Entsetzen sträubte.

Das ist ja Lazárs Stimme, dachte sie. Oh! sie hatte sich seinen Ton wohl gemerkt — und streckte unwillkürlich den Arm nach dem schlummernden Kinde aus.

Der letzte Rest von Wärme in dem erstarrten Herzen hatte ihr diese Bewegung eingegeben, indessen ihr Auge ängstlich bald nach dem Fenster, bald nach der Thüre blickte.

Kaum blieb ihr Zeit zu weiterem Besinnen, als aus dem hinteren Hofraume, um die Ecke des Hauses biegend, ein Biergespann hervorbrach, welches in der Richtung des Mondlichtes über die Ebene sauste. Neben dem, der die Pferde lenkte, saß eine breite schwerfällige Gestalt. Ein Augenblick genügte, um Irene die Umrisse ihres Gatten erkennen zu lassen, der sich krampfhaft am Kutschbock festhielt. Ebenso schnell war das Gespann entchwunden, als das Auge Zeit braucht, um sich zu erholen, wenn es ein Blitzstrahl blendet. Sie stieß einen Schrei aus, mit dem sie die kleine Daniela beim Namen rief, um sich zu überzeugen, daß das Kind lebe. Als dieses die schlaftrunkenen Neuglein öffnete und Irene das warme Gesichtchen an ihren Lippen fühlte, strich sie mit der Hand über die eiskalte Stirne. —

Die Gräfin fühlte am Morgen nicht den Muth, zu fragen, wer die beiden Männer gewesen waren, welche die nächtliche Fahrt unternommen hatten. Sie setzte die Reise fort. Peinliche Ahnungen begleiteten sie über die lange, noch zurückzulegende Strecke. Schon dämmerte der Abend, als der Wagen in Ófany's Schloßhofe hielt. —

Irene stürzte in die ausgebreiteten Arme ihrer Freundin Agnes.

Sie fühlte diese Begegnung wie eine unerwartete Wohlthat.

„Arme Tante“, sagte Daniels Schwester, „wie wirst Du diese Räume wiederfinden?!“

„Um des Himmels Willen, was ist geschehen; ist Ófany todt?“

„Trauriger als das“ erwiderte jene mit Fassung. Am Treppenhause angelangt, vernahmen sie ein vielstimmiges Geflüster.

Waren das nicht dieselben dunkelen Gestalten, die auf dem Grabe umherwankten in der nächtlichen Einöde? dachte Irene. Aber es waren lebendige greifbare Menschen, die das Haus vom Eingange bis zu Ófany's Schlafgemache füllten. Verwandte, Bekannte, Diener, Leute vom Lande, kurz, Alles, was irgendwie mit dem Grafen in Verbindung stand. — Sie drängten sich aus dem Wege, als sie der Gräfin ansichtig wurden, und grüßten sie ehrfurchtsvoll.

„Nicht todt? aber trauriger als das!“ wiederholte Irene für sich in Gedanken, indem sie die Treppe hinaufschritt und ihr Kind heftiger an sich preßte. Fast hätte ihr Fuß an einen Knieenden gestoßen, der sich in der Mitte des Weges befand. Daniela streckte die kleinen Finger nach der Gestalt aus. Irene hielt einen Augenblick betroffen inne. — Es war Lázár, der nach dem Saume ihres Kleides langte und ihn küßte.

Derfelbe Lázár, der so vielen Unheiles Urheber gewesen; jetzt so demüthig, ja unterthänig! —

Er geleitete die Gräfin an das Krankenlager ihres Gatten. Eine Handbewegung und ein Blick aus dem halb gebrochenem Auge, das der Graf mühevoll zu ihr aufschlug, sollten Irene sagen, daß er ihrer Anwesenheit bewußt sei. Es ward ihr klar, daß ein Sterbender vor ihr lag. Sie kniete nieder und hielt ihm das Kind entgegen.

Nach einigen Minuten lautloser Stille verrieth eine krampfhaft Anstrengung, die Ófany mit dem Arme machte, den Versuch, einen Wunsch zu äußern.

Seine Züge verzerrte der Schmerz. Sprechen konnte er nicht. Dicht am Bette stand ein Tisch, auf dem zwei beschriebene Bogen Papier lagen, Irene suchte vergebens ihres Mannes Willen zu errathen. Sie erhob sich; — sie beugte sich über ihn. — O! Was ist es für eine Pein, ein Leben entfliehen zu sehen, welches nur ein unauflöslisches Räthsel hinterläßt! Wollte er die kleine Daniela küssen; wollte er sie segnen? Wollte er Verzeihung ersuchen, im letzten Augenblicke? — Der arme Mann! —

Sie legte die Hand auf seine Stirne. Sie war in Todesschweiß

gebadet. Die Berührung mochte ihm wohl thun; denn endlich kehrte ein Fünkchen Leben wieder — er schien mit Begierde darnach zu greifen und wendete all' sein erneutes Ringen der Bewegung des Armes zu, bis daß es ihm gelang, mit den halb erstarrten Fingern auf die beiden Documente hinzuweisen; Irene begriff, was er wollte. Erschöpft sank Okany tiefer in sein Lager zurück.

Ein an Irene gerichteter Brief war wenige Stunden vor ihrer Ankunft geschrieben. Er hatte sie am Abende zuvor noch einmal gesehen. Der Vorwurf, der in seinem Herzen wühlte, hatte einen furchtbaren Entschluß zur Reife gebracht. —

Der Graf hatte sich am letzten Tage seines Bußjahres erschossen. — Irene sollte ihn todt wiederfinden. Alles war vorbereitet. Ein Unfall spottete seiner Berechnung. Lázár hatte er seine letzten Befehle anvertraut. Ihn hatte er in das Geheimniß eingeweiht. Was diesen bewog, sich seinem Vetter unter so gräßlichen Umständen willfährig und unterwürfig zu bezeigen, — wer mag es wissen? —

Okany's Abschiedsworte an sein Weib klangen rührend.

„Ich habe Dich gesehen, da Du es nicht ahntest. Ja, Dich und unser liebes Kind“, schrieb er, „aber Dein schönes Auge sollte nicht mehr dem meinen begegnen, das einst mit frechem Blicke die Scham zerriß, die Deines Wesens schönster Reiz gewesen war. Vergessen kannst Du nimmer meine Schmach — wirst Du dem Todten sie vergeben? — Wenn Du des Abends über unseres Kindes Wiege die Hände faltest zum Gebet, dann lasse mit ihm vereint auch einen Strahl der Gnade aufsteigen zu den unbekanntem Welten, in denen Dein Okany umherirren wird — er wird mich finden, und meinem Geiste zur Ruhe leuchten. Was ich gewollt in meiner letzten Lebensstunde, das sagt mein Testament. Der Vetter Lázár wird es allen denen verkünden, die um mein Sterbebett versammelt sind“.

„Dich aber, Irene, preist mein letzter Blick; mein letztes Wort nennt segnend Deinen Namen; mit ihm verstummt mein Mund auf ewig. Lebe wohl!“

Sie schluchzte laut auf bei diesen Worten. Wie konnte ihr Herz anders, als vergeben haben!? Dann aber lauschte sie den Athemzügen des sterbenden Grafen vom heißen Wunsche beiseelt, es möge sein brechendes Auge einmal nur dem fröhlichen Blicke der kleinen Daniela begegnen.

Lázár erfüllte den ihm gewordenen Auftrag.

Als er das Testament eröffnete, ging ein leises Rauschen durch den Saal, wie wenn sich eine Menschenmenge plötzlich zu feierlich stiller Aufmerksamkeit vorbereitet.

„Im Namen Gottes! Das ist mein Testament. Ich habe es eine Stunde vor meinem Tode und bei vollem Bewußtsein selbst geschrieben“. So lautete der Anfang. — „Wer eine Schmach auf sich geladen hat und sie nicht verwinden kann, der soll dem Leben ein Ende machen. Und so

thue auch ich; — denn sanfter als die Qual der Schande, wüßte eine Kugel in dem Herzen der Menschen. Den ihr den stolzen Ófany nanntet — seht stumm und demüthig in seinem Blute liegen und sagt Euch — er war sein Richter.

„Wenn auch sie, die rein und herrlich ist wie kein anderes Weib der Welt, vergeben hätte; — die Liebe wäre ihr doch nicht in's Herz zurückgekehrt. Denn wie konnte sie, die wahr ist wie das Licht der Sonne, sich selbst belügen? — Zerbrecht Euch darüber nicht den Kopf. Es ist zu spät. — Den Todten redet man nichts mehr ein, und so habe ich es auch mit mir selbst gehalten in der letzten Stunde, da ich zum Bilde meines Weibes betete.

Ihr aber, der Gräfin Irene von Ófany, die ich, kraft meines letzten Willens zur unumschränkten Herrin über Alles einsetze, was mein Eigenthum war, — sei es liegend oder beweglich — sollt' Ihr Liebe, Treue und Ehrfurcht erweisen.

Hört und beherzigt die Bitte des todten Ófany, wenn Ihr wollt, daß sein Geist in Ruhe wandelnd, Euch grüßen soll aus fernem Lande. — Weh' dem, der ihr ein Haar krümmt. Er sei verflucht! Amen“.

In einer besonderen Bestimmung verfügte der Graf, daß seine Leiche in jenes Waldes Mitte bestattet werde, aus dem ihm sein gräßliches Ende erwuchs.

Unter dieser Bedingung vermachte er dem Better Lázár das verhängnißvolle Grundstück als Legat.

Lázár und Ófany's Diener hatten das Testament als Zeugen unterfertigt.

Als die Verkündigung zu Ende war und sich Aller Blicke auf das Sterbelager richteten, schien die eintretende Stille Ófany's Lebensgeister noch einmal aus dem beginnenden Todesschlafe zu wecken. Er schlug das Auge auf, und die Strahlen seiner sinkenden Sonne schwammen in dem jungen Lichte, welches unter der zarten Stirne seines Kindes aufging. Eine Thräne erglänzte, und die Sonne erlosch. —

* * *

Die Ordnung der geschäftlichen Angelegenheiten nach des Grafen Tode war so weit gediehen, daß Daniel, der gekommen war, um ihrer mit Treue und Umsicht zu walten, sich für entbehrlich halten konnte. Sein Gemüthszustand, verbunden mit Gründen, die in den äußeren Verhältnissen lagen, drängte ihn zu baldiger Entfernung. Diesmal war er entschlossen, eine lange und ausgiebige Heilmethode zu versuchen. Eine Natur, wie die seine, liebte nur einmal. Was konnte es helfen?!

So theilte er denn eines Tages Irenen mit, daß er eine Reise nach Afrika unternehmen werde.

Sie schien sehr betroffen, doch war sie nicht gewöhnt, Daniel zu widersprechen. Sie erwiderte: „Darauf freilich, waren wir nicht gefaßt. Nicht

wahr, Agnes? Und, was soll nun aus uns Beiden werden? Ist Dir nicht bange um die Schwester, Daniel? Und, — ich? — Doch nein, ich habe keinen Anspruch zu erheben; nach Allem, was Du für mich gethan, kann, was ich wünsche, nur der Erfüllung dessen gelten, was Deinem Wunsche dient; und seh' ich Dich auch schweren Herzens scheiden auf langes, langes Nichtwiedersehen, so denke nicht, es sei mir bange um mich selbst — ich habe kein Recht dazu; mir bleibt mein Kind; doch diese da —“ und sie umarmte Agnes mit Innigkeit — „werde ich sie trösten können mit meiner ganzen Schwesterliebe?“

„Das Schicksal fügt es sicher, daß wir uns wiedersehen, wenn Ihr mich nöthig habt; soll ich es aber wünschen, daß Ihr meiner bedürftet? Mir bangt vor meiner Wiederkehr, denk' ich des letzten Mals. Weiß ich erst meine liebe Agnes mit Dir vereinigt, Tante Irene, dann mag ich beruhigt zu den Wilden ziehen. Euch aber rathe ich ebenfalls: bleibt nicht daheim. Wann erst das halbe Trauerjahr verlossen ist, dann sucht auch Ihr die Bilder zu vergessen, die Euch die graußigen Erinnerungen des Ortes noch in allzu frischen, grellen Farben vor die jugendliche Seele führen; denn in Allem soll der Mensch nach Schönheit streben; selbst im Schmerze.“

„Geht nach Italien, und bei all dem Herrlichen, das Ihr dort schauen werdet, gedenket meiner.“

„Und warum denn, gehst Du nicht mit uns, Daniel?“

„Mit mir ist es etwas Anderes. Ein neuer und gewaltiger Drang besetzt mich. Versunken in dem Anblicke der Schönheit, ward mein Auge verwöhnt; dem in dem Genuße seliger Betrachtung Schwelgenden erwachte — ich wähne, es sei ein Rausch — die Begierde nach dem vollen Besitze der Schönheit. Nenne es eine Krankheit meiner Phantasie. — Mag sein. — Nenne es wie Du willst, — doch darf's nicht sein. Es darf der Mann das Leben nicht verlernen, wie es wirklich ist; und dieses lehrt mich, daß zwischen Schauen und Erreichen sich die Höhe eines Himmels schwindelnd aufthürmt. Darum fort in eine Welt, wo Alles rauh und wild, Natur und Menschen; wo unter dem Zwange der Entnüchterung der wahre Werth der Kräfte sich wiederfindet, und wo der Mensch von unten auf beginnt zu dem Gipfel seines Strebens aufzuklimmen. In eine solche Welt muß ich. Muß mir den weich gewordenen Sinn neu schärfen und stählen, daß ich Euch ein voller Mann bin, wann Ihr mich nöthig habt.“ —

„Und bist Du durch Nichts zurückzuhalten?“

„Durch Nichts!“ — erwiderte Daniel. Er konnte der inneren Erregung kaum mehr Herr werden, und warf einen bedeutungsvollen Blick auf Agnes.

Ihr standen die Thränen in den Augen, als sie sagte:

„Wir müssen uns darein fügen, Irene. Du weißt, was Daniel thut, ist recht gethan.“

„Ja, das weiß Gott!“ entgegnete zustimmend die Gräfin.

Und so kam auch Alles, wie es unter ihnen besprochen worden war. Daniel segelte nach Afrika.

Die beiden Frauen verweilten bis zu dem Ende der Trauerzeit in der Heimath; dann machten auch sie sich reisefertig und wanderten dem schönen Süden zu.

Ihre Eindrücke gingen ungestört nebeneinander; jede sah mit ihren Augen, und in der Gesamtheit der Empfindungen begegneten sie sich wieder. — Wie freute sich Irene, nach der Rückkehr die neue Wohnung, die ihrer in der Residenzstadt wartete, mit all' dem Schmucke zu versehen, den sie in Gegenständen mannigfacher Art im Lande der Erinnerungen aufgesammelt hatte.

Als ihnen Kunde ward vom Blüthensturz der Bäume, der, von des Frühling's Zauberstab berührt, erwachte, da beschloffen sie, die Heimkehr anzutreten.

Wer schiebe gern von Italien! Sie hatten dort die Herbst- und Winterzeit verbracht, und wie der Bäume Kronen sich mit weiser Liebe gegen die Sonne hinneigen, so zogen sie, das Land von Nord gegen Süd durchstreifend, den wärmsten Strahlen des Taggestirnes nach. Doch in den ersten Tagen des Maies, wann sich der junge Wald des neuen Kleides freut und die grünen Blätter im Uebermuth der Wiedergeburt mit Wind und Frühling's-Regenschauern spielen, da standen sie an ihres Hauses Schwelle.

Jetzt ging das Ordnen und das Walten an im neuen Hause. Das war ein Feld für Irenens künstlerisches Auge.

Der jugendfrische Sinn der Gräfin hatte sich von der düsteren Macht der Erinnerungen rasch befreit, und, voll von dem, was sie gesehen und bildend sich erworben, erprobte sie sogleich an Allem, was sie schuf, den Einfluß dessen, was veredelnd sie berührt hatte. Raslos bestrebt, das Beste, Schönste zu erreichen, stürzte sich ihr Geist in des Schaffens Lust.

Die reiche Erbschaft hatte sie zu einer völlig unabhängigen Frau gemacht; sich des Lebens fernere Bestimmung selbst zu geben, war ihrer freien Wahl anheimgestellt. Die Gunst innerer Anlagen und äußerer Verhältnisse verhieß ihrem Haupte die Krone des Glückes. Es fehlte nur ein Edelstein — die Liebe in ihrem Herzen. —

Das mit Okany vermählte Kind kannte Liebe nicht und lernte sie nicht kennen. So blieb die Leidenschaft ihr fremd. Sie wußte so wenig, was Lüge ist, daß sie an das, was Tugend sei, nicht dachte, sondern sie übte, weil sie mit ihr geboren war, wie mit ihren beiden Augen. So wachte ihr Herz am Morgen mit sanftem Schlage auf und ging des Nachts ebenso zur Ruhe. Nur in dem jungen Geiste dämmerte ein Glühen, das eine ungestillte Sehnsucht in ihm nährte, des Lebens höchste Blüten zu erkennen, zu schauen und zu pflücken. —

Da flammt ein Meteor in ihrem stillen Abendhimmel auf und brachte, die Gluth in Licht verwandelnd, des Tages goldene Helle über Sie. — Das war Daniel! Wie einer Gottheit strahlte sein Antlitz; sein Blick ent-

hüllte leuchtend ihr die Bahn, die sie nun wandeln sollte; und so betrat sie jene Welt, die sie geahnt, ersehnt. Er schien ihr ein Wesen, das aus einer anderen Sphäre zu ihr herabgestiegen war; zu dem sie aufblickte mit ehrfürchtigem Staunen, und das sie verehrte wie etwa ein Kind den Schutzgeist.

Der Freundin Agnes freilich blieb Irene ein Räthsel; denn sie liebte ihren Bruder — dann erst bewunderte sie ihn, und unfasslich war ihr das Weib, das nicht wie sie für Daniel fühlte.

Ja! hätte sie an Irenens Stelle sein können!

Des zweiten Jahres Sommer war gekommen, seit Daniel Abschied nahm; doch keine Kunde seiner Wiederkehr. Er hatte lange, lange nicht geschrieben.

Agnes sehnte sich nach der Stille des Landes; dort wäunte sie für ihr besorgnißschweres Herz mehr Beruhigung zu finden als in dem Getriebe des städtischen Lebens.

Irenens kühner Geist wollte von schlimmen Ahnungen nichts wissen. Wenn auch sie Daniel schwer vermißte, so ging ihr doch sein Wünschen über Alles; und nur natürlich schien es ihr, daß sie die eigene Sehnsucht schweigen ließ. Er wisse schon, so meinte sie, weshalb er nicht schreibe, warum er ferne bleibe. Es war ja Alles recht gethan, so wie er es that; und für sein Schicksal fühlte sie kein Bangen; es könne ihrem Propheten, so sagte sie, nichts Böses widerfahren. Sie hatte ihre Noth mit Agnes; denn auch der Heimath einsörmige Behaglichkeit brachte dieser keine Linderung ihrer Sorge.

Sie saßen eines Tages, von wem sonst als von Daniel sich erzählend, beisammen. Vor ihnen ausgebreitet lag die Karte von Afrika und beiden Oceanen. Im Geiste reisten sie mit ihm, die Wege suchend, die er schon gewandert; wohin es dann ihn triebe, berathend und erwägend, und forschend, wo er jetzt wohl sein mochte.

Irene hatte klug verstanden, die in qualvoller Angst umherirrenden Gedanken Agnesens durch Anschauung in begrenzte Bahnen zu lenken. Gelang es auch nicht, die Betrübniß ihres Herzens zu zerstreuen, Erleichterung doch verschafften ihr die Stunden, in denen Auge und Sinn fesselnde Beschäftigung fanden.

Da geht die Thür auf; es tritt ein Diener ein. Zu der kleinen Daniela, bittet er, möge die Gräfin kommen.

Irene folgt ihm; Agnes bleibt zurück. Ihr Blick durchstreift sogleich mit Haß die Karte wieder und verliert, der besonnenen Führerin entbehrend, sich in den beiden Oceanen und findet keine Stätte des Verweilens. — „Wo er jetzt sein mag, o Daniel, Daniel!“ flüstert sie mit schmerzenvollen Tönen vor sich hin.

Da, bei dem Namen Daniel, stürzt Irene in das Zimmer; das schöne Antlitz wie von Entsetzen zerstört, eilt sie durch den Raum und schreit: „Verschollen, Daniel, todt, verschollen!“ und fällt erstarrt zu der Freundin Füßen hin.

Ob diese der Worte vollen Sinn nicht faßte, ob sie nur halb gehört, was jene rief und fühlte, daß Nacht ihrem Geiste drohe, — gleichviel. — Im Anblicke der Verzweifelnden gewann sie ihre ganze Fassung wieder. Gebieterisch erhob sie ihre Stimme nach dem Diener. Sie wollte Alles hören, ruhig hören was sich begab, und bleich wie ein Marmorstatue und auch unerschütterlich wie diese, erwartet sie die Botschaft.

Daniel war auf Isle de France gelandet. Ein sehnsuchtsvoller Zug führte ihn auf dieses Eiland, wo die Natur in üppiger Verschwendung sich selber überbot.

Auf jenen Stätten zog es ihn zu wandeln, wo Paul und Virginie das Leben übten, wie ein unschuldsvolles Kinderpiel, bis daß ein grausam schönes Schicksal sie ereilte.

Dort rauchten nicht mehr des Brandes Trümmerhaufen.

Die blutigen Spuren des Kampfes, ein schreckhaft Mahnungszeichen an des Mordes Handwerk, mit dem der Mensch sich Raum verschafft auf dieser Erde, um sein kümmerliches Dasein zu fristen, sie waren dort vertilgt; und unter Laubgehängen hoch wie Domgewölbe, beim Flötentone der Pirol's, gedachte Daniel eine traute Friedensstunde zu verträumen, wie sie ihm auf seinen Wanderungen selten vergönnt war.

In einem unvergleichlich schönen Morgen, — es weckte der blaue, wolkenlose Aether das Meer mit sanfter Brise aus bleiernem Schlafe — stand ein stattliches Fischerboot auf der Rhede von . . . zur Fahrt nach dem Korallenriffe bereit, das etwa zwanzig Seemeilen südwestlich von der Insel entfernt, sein phantastisches Gebilde in stundeweitem Umfange bis über den Meeresspiegel erhob, sobald die Ebbe eintrat.

Daniel hatte, der Führung von drei erfahrenen Seeleuten vertrauend, das Boot bestiegen. Sie meinten, es könne, wie das Wetter günstig war, die Fahrt dahin binnen drei Stunden zurückgelegt werden, und stachen in die See.

Schon stand die Sonne auf dem Gipfel ihrer Bahn. Von ihren Strahlen vergoldet, wiegte sich die Majestät des Meeres im Nachmittags-schlummer, und noch flatterte das Boot wie eine weiße Taube mit immer mehr erlahmendem Flügelschlage am fernen Horizonte. Denn bald regte sich kein Lüftchen mehr, ja keines Lüftchens Hauch. Die Möve steckte das Köpfchen unter die Fluth, damit sie in der Schwüle nicht ersticke.

Unheimlich erhaben wird die Stille; töckisch der starre Glanz des Tages. — Hat die Erde den letzten Athemzug gethan, des Lebens Puls-schlag aufgehört? —

Der heiße Rauch steigt nicht mehr aus dem Schornstein. Die Vöglein stellen ihren Flug ein. Das Hausgethier sucht, in der Erde wühlend, das Haupt zu bergen. Die Bäume senken ihre Kronen. Die Blätter schmiegen sich an das Geäste. Die Blüthenkelche schließen sich, und der fröhlichen Insecten millionenstimmiges Gesumme verstummt mit einem Male. Hoch

oben aber in den höchsten Lüften schwebt ein dunkler Punkt, der, sichtbar kaum dem Menschenauge, das Zeichen gibt zu dem Vernichtungskampfe, den sich, in wenigen Augenblicken schon entfesselt, die Kräfte der Natur liefern werden. Wird man des Zeichens erst gewahr, dann ist's schon zu spät dem Ungezüme zu entrinnen, mit dem die Schrecknisse des Gewitters in jenen Tropenländern aus heiterem Himmel niederstürzen.

Fast lagert sich ein grauer Schatten auf die Erde und bringt den Farben jähen Tod. Fahl und gespenstisch erscheinen dem Auge die Gegenstände, die kurz zuvor in buntem Kleiderschmucke prangten. Alles steht still in graufiger Erstarrung und harret, der Antilope ähnlich, die von der Schlange Blick gebannt wird, in regungsloser Angst der Zermalmung.

Da zuckt der erste Blitz, mit ungeheuern Lettern der Gottheit Flammenzeichen in den Lüften schreibend, von seinem Wolkenstige hernieder.

Das Meer zischt auf; — so schmerzt der Wunde Brand — und schäumt vor Wuth. — Ein schwarzer Riesenmantel umschlingt des Kampfes Schauplatz und nun, im wilden Anwurf stürmen Wind und Wolken aufeinander ein. — Erbittertere Feinde gibt es nicht.

Ihr Kampf wühlt Alles auf, und unter seinen Schlägen erdröhnt die Luft — brausen des Meeres aufgethürmte Wogen — spaltet sich die Erde — stöhnt der Wald — bäumen sich die Gräser und Halme — ächzt und wimmert alles Lebende und Leblose, — und von den Giebeln der Dächer, hinab bis zu den Särgen, in denen die Todten ruhen, kracht das Gefüge.

So wüthete an jenem Tage nicht allein, sondern tief bis in die Nacht der Sturm auf Isle de France.

Doch an dem nächsten Morgen schon, erhob sich, den müden Elementen Frieden gebietend, die goldene Sonnenscheibe.

Das Schifflein aber, das den Daniel trug, das kehrt nicht mehr zurück. — Blieb noch ein Zweifel über dessen Schicksal? — Es meinten zwar Einige, es möchten die erfahrenen Schiffer, des Ungewitters ahnend, sich noch rechtzeitig geborgen haben und sich von der Strömung, die von Südost kam, gegen Nordwest haben treiben lassen, und so vielleicht aus dem Bereiche der Gefahr entflohen sein. Auch war es denkbar, daß ein Schiff, wie deren oft in jenen Breiten kreuzten, ihrer ansichtig wurde, dem es geglückt, das Boot den Wellen überlassend, dessen Bemannung am Bord aufzunehmen und so dem Tode zu entreißen.

Da Alles denkbar ist, so stellt in Augenblicken der Verzweiflung, dem Geiste jedwede Möglichkeit sich dar, die Böses mag zum Guten wenden; und selbst das Unwahrscheinlichste heißt er willkommene Erwägung, so lange sie des Zweifels herben Trost ihm gönnt.

Als aber binnen dreißig Tagen sich keine Spur von den Vermißten zeigte, und auch der Forschung Sorgfalt sich fruchtlos erwies, da sendete der Gouverneur der Insel, denn günstig fügte sich die Gelegenheit, den Diener Daniels, der mit dessen Habseligkeiten zurückgeblieben war, mit einem

Indien-Fahrer über England nach der Heimath und gab ihm einen Brief an Fräulein Agnes mit, worin er ihr den Vorfall treulich schildert und, der Familie Unglück tief beklagend, mit den Worten schließt, „es müsse ja, so lange eines Menschen Tod nicht amtlich bestätigt sei, die Vermuthung für sein Leben sprechen“. —

Wenn Hoffnung selbst so arm an Gründen ist, wie mag ihr Balsam aus der Feder fließen! —

Irene stand von dem Schläfe der Ohnmacht, ein völlig verwandeltes Wesen, wieder auf.

Es hat die Sehnsucht nach verlorenem Gute schmerzlicher in keinem Herzen je gebrannt. — Ein wollüstiges Todesverlangen treibt des Blutes Wellen ihr glühend zu Gehirn und Herzen. Oh! sprengte doch die ungestüme Wallung des Lebens übervolle Schale und sprizte deren überflüssigen Inhalt zum Dankesopfer aus für das Vermählungsfest, dessen graufige Feier sie als den einzigen, letzten Wunsch im Sinne hegt. — Oh! käme nur ihr Bräutigam, der schwarze Ritter, und schwänge die Todesfackel zu ihrem Leichenzuge!

Irene aber sollte leben. — Wie sie es sollte, faßte sie nicht. Denn wo sie weilte, bei Tag und Nacht, bei ihres Kindes Lächeln; allüberall und immer steht ein Todesengel, mit weiten schwarzen Flügeln ein ungeheueres feuchtes Grab umfächelnd, ihr vor der Seele; und die im Leben niemals ihr Herz mit holdem Zauberstabe berührte — die Liebe — erschließt mit einem Male sich gewaltsam und unselig, und pocht mit verzweiflungsvollen Schlägen an die Todespforte. Der Thränen milder Quell versiegt, und glühenden Blickes verschlingt ihr Auge die furchtbar schöne traurige Erscheinung, die Daniels verklärte Züge trägt. —

Des Morgens früh beim Grauen, oder des Nachts, wenn Agnes still weinend schon zu Bette liegt, schleicht sich Irene in das Gemach, wo Daniels Reliquien sich befinden. —

Da nimmt sie jedes Stück zur Hand; von allen Seiten es betrachtend; der kleinste Gegenstand konnte ihr ja von ihm erzählen: und mit den Dingen redet sie, wie sie dereinst mit ihm gesprochen, und richtet tausend Fragen, ja heiße bange Fragen an sie alle. —

Sie aber bleiben taub für all' die Zärtlichkeit an ihrem Plaze; und nur die Spuren, die sie tragen, sind stumme Zeugen seiner Wanderungen und all' der Mühen und Beschwerden, die er bestand.

Da, eines Tages kommt mit manchem Anderen, das sie hastig durchwühlt, ein rothes Buch ihr in die Hand. Sie schlägt es auf. — Sein Tagebuch. Der Fund war kostbar. —

„Ja! Auch der Schmerz hat seine Freuden!“ ruft sie schluchzend aus, und stürzt über die geliebten Züge und liest, des theueren Wanderers Fuß auf jedem Schritt begleitend, was er Tag für Tag von seinen Erlebnissen verzeichnet.

Schon regte sich's im Hause. Das Tagewerk bricht allenthalben an, und volles Sonnenlicht strömt durch die Fenster in das Gemach, wo sie mit ihren Schätzen weilet. Sie sieht sich ängstlich um und erwägt, ob sie sich trennen soll von dem todten Freunde, ob ihm Lebewohl sagen für heute, bis die Heimlichkeit der nächsten Nacht ein ungestörtes Stelldichein ihr bringt, und denkt dabei, wie grausam kurz dem Menschen des Jammers stille Feier selbst bemessen ist; und kann nicht widerstehen; nimmt noch einmal das Buch zur Hand, und liest weiter:

Madreia, den . . . ten 18 . . .

„Der gestrige Tag“ so schreibt er, „war traurig und öde. Grau der Himmel, wie das Meer. Oben jagten sich die Wolken; unten die Wogen. — Man hätte sie miteinander verwechseln mögen, denn sie schmolzen in eine ungeheuere farblose Masse zusammen, und die Lage des Schiffes, bald oben auf den Gipfeln der Wellenberge, bald unten in den Tiefen der Thäler, vollendete die Täuschung. Mit gleichmäßig wiederkehrenden Schlägen tobte der Wind in den Segeln und schlug an die Schiffswände.“

Die Einförmigkeit des Schauspielers wirkte ermüdend. Ich hätte nie gedacht, daß die Natur auch ihre Häßlichkeiten haben könne; doch kommt Alles auf Licht und Farbe an, und, da allerdings gebietet sie über eine so plötzlich wirkende Zauberkräft, wie sie dem Menschen im Allgemeinen versagt ist, und deren er höchstens im unbewußten Zustande des Traumes theilhaftig wird.

So träumte mir gestern Nacht von einem wunderschönen Blumen- und blüthenreichen Eilande. In üppigen Wäldern herrschte ein lärmendes Singen und Treiben von Tausenden lustiger und bunt befiederter Vögel. Wie ich, der einzige Mensch, auf dieses Eiland kam, weiß ich nicht. Mein Auge aber feierte einen Jubeltag der Pracht, und mich überfiel ein unwiderstehliches Gelüste nach dem in Farben prangenden Gefieder. — Ich hatte keine Flügel, und doch flog ich von Ast zu Ast und haschte nach den Vögeln, deren Chor mich höhrend umschwärmte. Sie lockten mich hinauf bis in die Kronen der höchsten Bäume. Oft sah ich hinab in die schwindelnde Tiefe unter mir; aber ich fühlte mich so sicher und wohl, da ich fliegen konnte. Auf dieser seltsamen Wanderung wurde ich plötzlich eines schneeweißen Vögelchens gewahr, das unter dem Wipfel eines Baumes zwischen zwei mit Thauperlern besprengten Blättern geborgen war. Es übte des Morgens heimliche Pflege an seinem Gefieder und blickte, das Köpfchen nach rückwärts überbeugend, wohlgefällig auf die Entfaltung seiner Flügel, welche sich je nach dem Wunsche ihres Gebieters, bald in Rosen, bald in Camilien zu verwandeln schienen. Das wundersame Spiel des seltsamen Waldkünstlers entzückte mich; aber es erwachte auch eine dämonische Lust in mir, mich der schönen Blumen zu bemächtigen. — Irene sah ich schon damit geschmückt.

Ich wendete daher alle erdenkliche List an, mich der zauberhaften Erscheinung unbemerkt zu nähern; aber behender und vorwitziger als ich,

flatterte der holde Schelm lange vorher auf, ehe ihn meine Hand erreichen konnte; und setzte sich in das dichteste Geäste, wo er sich wohl sicher glaubte, so über mich hin, daß er mir gerade in die Augen sah. Es war ein Bild von höchstem Reize, und ich schämte mich fast meiner Begierde, daß ich das unschuldige Thier in seiner Ruhe gestört hatte. —

„Ich will Dich nur betrachten; fürchte Dich nicht weiter —“ sagte ich zu ihm, und schaute in seine beiden schwarzen Augen, die er unverwandt auf mich richtete.

Da wurde mir ganz sonderbar zu Muth; — ich schwebte, wie festgebannt durch seinen Blick, in der Luft, und konnte nicht von der Stelle. Dessen schien er ganz bewußt zu sein, denn er beugte das Köpfchen bis zu mir herab, erhob seine kleine kecke Stimme und sprach ganz deutlich zu mir: „Liebst Du Frenen denn nicht mehr, daß Du mich haschen willst? — Morgen zieh' ich über's Meer, und sage ihr, daß Du treulos bist!“ — Da er das letzte Wort gesprochen hatte und lachend davon flog, empfand ich ein unaussprechliches Weh im Herzen; aber ich hatte in demselben Augenblicke meine Beweglichkeit wieder gewonnen und setzte mit erneuter Kraft dem kleinen Unholde nach; er sollte mir den bitteren Spott noch büßen. — Ein Schrei des Zornes und der Ungeduld verkündete mir den Verdruß des Verfolgten. Zu jähem Stöße ausholend, fuhr er mit Blitzesschnelle von der Niesenhöhe hinab zum Erdengrund. — Ich — ihm nach — und so ging es den Baum auf und nieder.

Da war mir mit einem Male, als ließe die Kette eines Uhrwerkes, das ich in mir verspürte, mit rollendem Getöse ab; meine Flugkraft erlahmte: noch einmal streckte ich den todesmatten Arm nach der ersehnten Beute aus, — als ich mich an ihm ergriffen fühlte und — erwachte. „Was ist? Sterben wir?“ rief ich schlaftrunken aus; und „Rasch auf Deck“ hallte es durch den Schiffsraum. Mein Diener stand vor mir; das Licht des Tages versuchte durch die dichten Gläser der Luken in die Kajüte zu dringen; ich warf mich in die Kleider und eilte nach oben. Ich fand die Bemannung des Schiffes auf dessen Sterne versammelt; sie alle wendeten die Blicke staunend nach Osten hin. — Ein blumen- und blüthenreiches Eiland, über dem eben die goldene Morgen Sonne aufging, tauchte, eine wahre Zauberstätte, aus dem Meere empor. Das Schiff lag vor Anker, auf Funchals Rhede sein erquickendes Morgenbad nehmend. —

Unter den ersten Menschen, denen ich begegnete, als ich das Land betrat, drängte sich ein junges Mädchen an mich heran, das Rosen und Camellien zum Kaufe bot. Sie waren aus weißen Federn kunstvoll gefertigt. Die Einwohner von Madeira sollen diesen anmuthigen Erwerbszweig erfunden haben. Es berührte mich ganz sonderbar, daß ich auf eine so unerwartete Weise in den Besitz jener zauberhaften Erscheinung gelangte, die der Spuck eines Traumes gewesen war.

Sollten diese Federn etwa jenem geschwägigen Vöglein angehört haben,

das mich in der gestrigen Nacht so bitterlich verhöhnte? — Dann würde es für seine Drohung hart genug bestraft worden sein. —

„Albernes, vorlautes Thierchen! Du meinstest wohl, es würde Irene Deines Geplauders Sinn verstanden haben?! Sie, die nicht weiß, was treulos ist, da sie nicht ahnt, daß ich sie liebe? Sie, die niemals errathen kann, daß mir der Himmel nicht Engel genug hat, um ihrer Augen Licht zu hüten, und daß ich dennoch Welten, Meere, Zeit und Gefahren zwischen mich und sie gestellt habe, damit ihr Herz, das nie der Liebe Glück gekannt, die Qualen dessen nie zu fassen sich bemühe, der lieben muß ohne geliebt zu werden. — Zieh' immer hin, Du thörichtes Vögelein, und sage ihr, was Du willst; — sag' ihr, daß ich sie liebte, seitdem aus einem holden Kinde ein blühendes Weib geworden war — sie wird Dich dennoch nicht verstehen —“

Hier unterbrach sich Irene. —

War Alles denn ein Traum? Okanys Tod, der Abschied Daniels, die Reise nach Italien, die Schreckensbotschaft, und jetzt die letzten Worte, Daniels Geständniß; das ganze Leben etwa nur ein Traum, wie der, den Daniel beschrieb, und weiter nichts? — Mit auf die Brust gesenktem Haupte, die Wangen glühend, die Pulse fliegend, saß sie da im Fieber; ihr Auge starrte in den vollen Sonnenglanz; doch, ob er die Wirklichkeit bescheine, oder ein tolles Spiel der kranken Phantasie, weiß sie nicht mehr.

Sie fühlt nicht mehr den Schmerz der letzten Tage; des Fiebers Gluth versengte die Erinnerung; zu lautem Jubel schwillt die Brust ihr an; doch auf den Lippen starb der Ton der Stimme, da sie das Rauschen zweier Flügel hörte, die über ihr Haupt durch das Zimmer streifen. Sie greift noch einmal nach dem Buche; doch, wie sie darin blättert, die eben gelesene Stelle aufzusuchen, läßt Hast sie das Gesuchte nicht mehr finden, und verzweiflungsvoll, als wollte sie die Nacht, die ihren Sinnen droht, sich von den Augen und der Stirne wischen, preßt sie das Haupt zwischen die beiden Hände. —

Da pocht es an das große Thor, das den äußeren Hofraum der das Schloß umgibt, von der Straße scheidet, die in das Städtchen mündet.

Vom Fenster des Gemaches, in dem Irene sich befindet, kann man den Hofraum überschauen, es sind an hundert Schritte bis zum Thore.

Irene fährt erschreckt vom Stuhle auf; wie Einer, der aus tiefem Schlaf erwacht, in dem ihn böse Träume quälten, befühlt sie sich, ob sie auch wirklich ist; — sie selber ist, und kommt zu sich.

Es pocht ein zweites Mal. — Sie wähnt, es sei an der Thüre des Gemaches, und ruft; doch Niemand antwortet. — da hört sie, wie das Thor im Hofe knarrt. Sie kennt den Ton genau aus jener Zeit, da Okany des Nachts mit seinem wüsten Schwarme heimkehrte. Sie hatte plötzlich vergessen, daß es nicht mehr Nacht war, und stürzt an das Fenster um zu horchen; doch wie ihr Antlitz in die goldene Beleuchtung des Tages taucht, reißt sie das Fenster auf mit einem Ruck.

Das Thor steht offen. Davor ein Wagen. Ein Mann steigt aus; — er tritt in den Hofraum und schlägt den Blick auf wie Einer, der nach langer Zeit und unverhofft die Heimath wieder schaut. Noch hat er nicht die Hälfte des Weges durchschritten, der zum Schlosse führt, da tönt ein Schrei, von dem man nicht weiß, ob die Freude, ob der Schmerz ihn ausgestoßen hat, vom inneren Thor des Hauses über den freien Platz, den in dem nächsten Augenblicke schon eine weibliche Gestalt durchfliegt.

Sie treffen in der Mitte an einander. Wie festgewurzelt steht er still. — Raum bleibt ihm Zeit, die Arme auszubreiten, in denen er Frenen auffängt, die im jähen Fluge den Nacken ihm umschlingt. —

Sie hängt an ihm, so fest an seine Brust geschmiegt, daß ihm der Athem stockt. Er senkt den Blick halb schmerzenvoll, halb selig auf das geliebte Haupt, das an seinem Busen ruht. Doch, wie er ihres Herzens wildes Pochen hört, bemeistert ihn die Angst. Er sucht, sei es noch so schwer, der inneren Erregung Herr zu werden, nach einem sanften Worte, sie zu beruhigen. Das wehrt sie seinem Munde mit der Hand und wendet ihr Antlitz mit halbgeöffnetem Auge auf zu ihm und sinkt, wie von des Schlummers Kuß berührt, wieder zurück an seine Brust. —

Es heilt das Glück in wenigen Secunden die Wunde, die den Lebenskampf geschlagen, und in der Stille eines seligen Augenblickes vollzieht sich die Wiedergeburt des Herzens. —

So wagt auch Daniel nicht des Schweigens süße Träumerei zu stören, und läßt den holden Zauber, der über Frenens Züge des Friedens wohnigen Thau ergießt, erst seines Amtes walten; denn dieses Zaubers Hilfe bedarf auch er, der Dinge seltsame Verkettung sich zu erklären. —

Noch lagen sich die Beiden in den Armen, wie sich der Epheu um die Eiche rankt; da Agnes, die eigene namenlose Freude heldenhaft bekämpfend, mit seliger Scheu das Bild betrachtet, das ihr des Räthsels heiß ersehnte Lösung bringt. —

Ja, die Natur, die ruht und rastet nicht, bis der Liebe Samen all- überall in ihrem Reiche aufgeht. —





Festfeier und Gedenktage im griechischen Alterthum.

Von

Gustav Hirschfeld.

— Königsberg. —

Vergebens fragen wir uns, wann das Alterthum geendet und eine neue Zeit begonnen habe; war es bei dem Wechsel der alten Staatsformen, so beginnt ein neuer Abschnitt der Geschichte schon mit der Periode der Kaiser in Rom, — aber wie hat gerade noch unter ihnen und unter ihrem Schutz die gesammte Cultur der alten Welt eine Nachblüthe erlebt, an der wir in Mittelalter und Neuzeit erst die Schönheit der wirklichen Antike ahnen lernten, ehe wir sie selber erkennen durften. Hat die Befehung Constantins, die Annahme des Christenthums als Staatsreligion die Trennung der alten von der neuen Weltentwicklung bewirkt? Mit Nichten! welsch' ein langer und erbitterter Kampf ist alsdann erst zwischen den Anhängern des neuen und des alten Glaubens geführt worden, dessen Märtyrer ebenso hartnäckig, ebenso todesmuthig, ja von einem allgemein menschlichen Standpunkt aus ebenso erhaben um ihr Gewissen stritten und untergingen, wie es die christlichen thaten, wenn auch kaum ein Wort von dem Heroismus der Ueberwundenen meldet.

Oder schloß — wie eine systematische Geschichtsschreibung gewollt hat, und wie sie es für ihre Zwecke wollen muß — schloß ein historisch-politisches Ereigniß die Pforten der alten Zeit auf immer und bezeichnet etwa die Schlacht von Adrianopel den Eintritt in eine neue Welt? Auch dies kann mit Recht bestritten werden, wie es denn überhaupt schwer, ja oft unmöglich erscheint, eine bestimmte Scheidung in Verhältnisse einzuführen, deren Wechsel und Veränderung ihrer ganzen Natur nach allmählig und für das Auge des Betrachters fast unvermerkt ist.

Soll denn aber einmal für unseren Fall eine Scheidung versucht werden, so scheint mir nur eine einzige stichhaltig zu sein, obgleich auch sie bei näherer Betrachtung nicht sowohl eine Antwort, als vielmehr wieder eine

neue, doch bestimmter gestellte Frage enthält: das Leben des Alterthums war damals zu Ende, als die Feier seiner Gedenktage, die Feier seiner religiösen Festtage aufhörte, welche auch im Grunde als Gedenktage zu betrachten sind. Denn nicht nur daß dadurch so viele äußere Anlässe zu Kundgebungen fortfielen, welche den Zusammenhang mit der ganzen Vergangenheit stets auf's Neue bezeugten und wach erhielten —, mit der Nichtachtung der großen religiösen und historischen Erinnerungstage war auch auf immer die alte Tradition für unwerth erklärt, ihr einigendes Band gelöst, einer lebendigen Geschichte auf einen Schlag der Lebensfaden durchschnitten. Das wußte der große Theodosius wohl, als er bei den strengsten Strafen die Feier der alten heidnischen Spiele verbot: damit legte er so die Art an die Wurzel des alten Lebens, wie sie die Befehrer in den deutschen Wäldern in Wirklichkeit an die Eichen legten, die zu offener und heimlicher Zusammenkunft und Festfeier den heiligen Mittelpunkt abgaben. Und es war in diesem Sinne, in der Absicht auf immer zu trennen, daß das Concil von Nicæa statt des alten jüdischen Sabbath's den folgenden Tag für den heiligen der Woche erklärte, wie in gleichem Streben nach Sonderung Mahomed seinen Anhängern den vorhergehenden Tag zum Feiern bestimmt hat.

Wie die Mitglieder einer Familie am Gedenktag des Einzelnen durch ihre Theilnahme als zusammengehörig sich zu erkennen geben, so sind es die Festtage und Gedenktage im Leben der Völker, welche diese selber an ihr geschichtliches Leben, an eine gemeinsame Vergangenheit und damit an ihre Zusammengehörigkeit erinnern und diese betonen. Und wohl gehören die Glieder einer Familie Tag aus Tag ein zusammen, wohl hegen sie täglich die gleiche gute Gemüthung für einander, aber diese ist gleichsam latent, es bedarf eines bestimmten Tages, des bestimmten Anlasses, um dem Gefühl Ausdruck zu geben und es damit aufs Neue voll zum Bewußtsein zu bringen. Dasselbe gilt von den Gliedern eines Volkes, und das gleiche Fest ist wie das Band, so auch der stets neue Beweis der gleichen Nation.

Daher haben in umgekehrtem Gange der Erkenntniß die Hellenen alle Nicht-Hellenen von ihren Festen ausgeschlossen, so lange sie einer selbständigen Entwicklung sich erfreuten; die kleinsten Orte hielten spät noch von ihren provinziellen Festen jeden Nichteingeborenen fern; das Volk der kleinasiatischen Karer bewies noch in römischer Zeit seine uralte Stammesgleichheit mit den beiden andern Hauptvölkern des westlichen Kleinasiens, den Lydern und Mysern, durch das gleiche Heiligthum, das gleiche Fest, das Alle drei vereint begingen; und wer zu den Joniern gehörte, den erkannte man, wie Herodot sagt, durch die Theilnahme am Feste der Apaturien.

So sind die Feste nach zwei Seiten hin als ein nationales Element zu betrachten: sie beweisen die Zusammengehörigkeit eines Volkes und sind berufen, dieselbe zu erhalten und zu stärken. Aber dieser Einfluß ist durch die Art der Feier durchaus bedingt: es giebt sehr äußerliche, sehr allgemeine Formen der Festfeier, und solche, welche tief in der individuellen

Natur eines Volkes begründet sind. Wer hätte je die psychologische Bedeutung der Gladiatorenkämpfe im alten Rom, der Stierhezen in Spanien verkannt?

Man wird aber sagen dürfen, daß die Feste ein um so wichtigeres Element des Volkslebens bilden, je mehr die Form ihrer Feier einerseits dem allgemein menschlichen Sinne entspricht, andererseits aber doch eigenthümlich ausgeprägt und nach der Volksindividualität selbstständig entwickelt erscheint. Das aber war allein in vollkommenster Weise bei den Hellenen der Fall, denen ein gütiges Geschick gegeben hatte, eine normale Naturanlage ganz frei zu entwickeln und in voller Unbefangtheit zur Geltung zu bringen.

Freilich können ja nicht alle Formen der Festesfeier durch das Wesen der Feiernden allein bestimmt werden, vor allen nicht die Begehung der religiösen Feste, denen doch stets ein besonderes Element anzuhaften pflegt, das der willkürlichen Wendung und Verwendung widerstrebt. Der Cultus der griechischen Götter war ja voll von Beziehungen zu besonderen Zügen des Lebens und Wirkens der Unsterblichen, welche so das Eigenthümliche auch der Feier bestimmten. So war es z. B. im Sinne der Sage, wenn bei der Feier der Eleusinischen Mysterien das ganze Volk der Athener klagend ausging, gleichsam der Demeter ihre verlorene Tochter wiederfinden zu helfen; im Sinne der Sage war es, wenn man bei der Feier der Hyacinthien zu Sparta ohne Gefänge und Kränze zum Festmahle ging, den frühen Tod des schönen spartanischen Königsohnes Hyacinthos zu betrauern; im Sinne der Sage, wenn die Festgenossen an den Tagen der Poseidien zu Megina in tiefem Schweigen ihr Mahl verzehrten zum Andenken daran, daß einst vom troischen Kampfe allzuwenige Megineten heimgekehrt waren; so wagten selbst diejenigen deren Angehörige erhalten geblieben, ihre Freude nicht laut zu äußern, um nicht die Anderen zu kränken: man empfing sie in stiller Feier und ohne Weisheit von Fremden.

Der Athena Skiras zu Ehren stellten Jünglinge edler Abkunft im Hafen Phaleron Wettläufe an, während sie blühende Nebstschosse in den Händen hielten; an den Heraien von Argos galt es, im Wettstreit einen hoch angebrachten Schild von der Mauer zu reißen; wilde Kriegstänze waren mit den Mysterien des Zeus in Kreta verbunden; eine Nachahmung des Kampfes mit dem pythischen Drachen, den einst Apollon erlegt, fand jedes achte Jahr in Delphi statt.

Diese sind nur einige von sehr zahlreichen Beispielen für besondere Festgebräuche, aber schon diese, besonders die letzteren, zeigen uns einen bemerkenswerthen Gegensatz zwischen der alten und neuen Zeit: unsere Festfeier charakterisirt im Allgemeinen mehr ein Hang zur Ruhe, wenigstens zu ruhigem, mühelosem Genuß; werden wir nun gewahr, daß die Hellenen auch schon da, wo ein religiöser Grund eine besondere Form der Festesfeier vorschrieb, diese doch thumlichst mit einer Anstrengung ihres Leibes verbinden, so gewinnt es den Anschein, als hätten sie von Festfeier überhaupt einen durchaus anderen Begriff gehabt als wir. Und in der That, durch alle die zahllosen Feste, welche bald die ganze Nation, bald enger verbundene Staatsgemeinden, bald die einzelne Stadt beging, durch alle Feste der Götter und

Heroen geht ein bestimmter gemeinsamer Grundzug: das sind neben festlichen Aufzügen die Wettkämpfe der Festgenossen. Der tiefe Gegensatz antiker und moderner Anschauung, die antike Schätzung körperlicher Vollkommenheit und ihre Gleichstellung mit geistiger Tüchtigkeit ist auch hier der eigentliche, der innerste Kern, wie er durch alle Seiten des antiken Lebens klar, wenn auch in mannichfach gebrochenem Lichte hindurchschimmert. Hier ist aber auch ein religiöses Element unverkennbar: denn jeglicher Tüchtigkeit Spender sind die Götter, diese zumeist preiset Pindar in seinen Siegesgesängen, nicht die Männer, welche siegten, die er vielmehr zu menschlicher Bescheidenheit ermahnt. Auf der andern Seite erhielt aber jede menschliche Tüchtigkeit ihren rechten Werth, ihren Adel erst wieder durch Verwerthung im Dienste der Unsterblichen, und nichts Höheres können diese dann den Menschen gewähren, als den Siegeskranz aus ihren geheiligten Zweigen geflochten. So kann uns zunächst nicht mehr befremden, wenn wir bei religiösen Festen jeglicher Art, wie verschieden auch sonst ihr Anlaß und die übrigen Formen ihrer Begehung waren, mit den Aufzügen die Wettkämpfe finden, diese sind als der natürliche Ausdruck der Festfreude bei den Alten anzusehen. Uns mangelt bei unserer complicirten Existenz, welche den Boden der Natur längst verlassen hat, um auf einem künstlichen zu stehen, so ziemlich jeder natürliche Ausdruck der Festfreude, der über die Ruhe des Gemüthes, die Ruhe von der Arbeit und ein frohes Beisammensein hinausginge. Man komme mir nicht mit dem Einwande, daß auch bei uns hie und da einige Feste mit eigenthümlichen Neußerungen begangen werden; dies ändert gar nichts daran, daß es keinen charakteristischen Grundzug giebt, der durch alle unsere Feste ginge. Wie durchaus dagegen im hellenischen Alterthum die Wettkämpfe der natürliche, der freie, nicht bloß religiöse Ausdruck der Festfreude waren, das beweisen vor allen anderen solche Feste, bei denen die Art ihrer Begehung von vorn herein vollkommen frei stand: das sind die historischen Erinnerungstage, und dann solche, an die zu denken uns Modernen nahe liegt, die Geburtstage der Herrscher. Der Brauch, diese festlich zu begehen, war freilich nicht ursprünglich griechisch, konnte es ja auch nicht sein, so lange die alten Staatsformen bestanden. In Aegypten und Asien wurden früh die Geburtstage der Könige gefeiert, zunächst von diesen selber am eigenen Hofe: in Aegypten, wie es vom Pharaon heißt, „er beging seinen Namenstag und machte eine Mahlzeit allen seinen Knechten“; an solchen Tagen ward Gnade erzeigt, und die asiatischen Herrscher schlugen ihren Freunden nicht leicht eine Bitte ab. So brachte sich einst Xerxes in arge Verlegenheit, und die Tochter der Herodias erhielt an einem solchen Tage das Haupt Johannes des Täufers.

Wenn aber in Persien dem Großkönige der älteste Sohn geboren ward, so feierte man zuerst, wie Plato erzählt, die Geburt im Palaste des Herrschers; alsdann aber beging das ganze Volk alljährlich den wiederkehrenden Tag mit feierlichen Opfern: *ἀπασα ἴβει καὶ ἐορτάζει ἡ Ἀσία.*

Der persische Brauch der Geburtstagsfeier des Herrschers war es,

welchen die Griechen zur Zeit der Nachfolger Alexanders d. G. aufnahmen, und den einzelne Gemeinden insofern noch erweiterten, als sie auch andere Tage, wie z. B. die Einzugstage der Herrscher gerade in ihre Stadt, dauernd festlich begingen. Inschriften auf Marmorplatten melden von solcher Feier für den König Seleukos in Ilion, für den Eumenes in Teos; und die Geburtstage der Pergamenischen Könige feierte man bis an die fernsten Grenzen ihres Gebietes. Wie aber begingen die Hellenen solche Feste? Die Urkunden geben auch darüber Aufschluß: zu Ehren des Königs Seleukos sollte ein Ringkampf von Jünglingen stattfinden, und in Sestos läßt ein vermögender Bürger zur Feier eines königlichen Geburtstages Wettläufe anstellen und Kämpfe im Bogenschießen und Speerwurf; — also auch hier derselbe Ausdruck der Festfreude wie bei den Festen der Götter.

Aber, so kann man entgegenhalten, auch hier handelt es sich noch um eine religiöse, keine freie Festfeier: denn als Götter achtete der gesunkene Sinn der damaligen Hellenen auch die Herrscher, und jenen Wettspielen gingen Opfer voraus, welche an die Fürsten als an Götter gerichtet waren.

Dennoch fehlt es auch aus der großen Zeit der Hellenen nicht an analogen Beispielen: so verehrten die Bewohner der thrakischen Chersonesos den um sie hoch verdienten älteren Miltiades und richteten ihm zu Ehren Wettspiele im Ringkampf und Pferderennen ein; so ehrten die Amphipoliten dauernd den spartanischen Feldherrn Brasidas, der siegend bei ihrer Stadt zum Tode getroffen ward; das Andenken des lakedaemonischen Strategen Lysander ward auf Samos durch wiederkehrende Wettgesänge von Dichtern erhalten; und die Sikyonier begingen lange Zeit hindurch den Geburtstag des Arat durch feierlichen Aufzug. Gewiß waren diese Feste ganz freie, ganz spontane Aeußerungen eines dankbaren Sinnes, aber — auch hier bleibt ein Einwand übrig: galten doch die Genannten zugleich als Stifter oder auch als Erretter von Städten und Staaten, und so opferte man auch ihnen wie den mythischen Gründern der Städte, welche man als Heroen zu verehren pflegte.

Aber frei von jedem religiösen Bezuge ist die Feier, welche die Sicilianer im vierten Jahrhundert stifteten zum Andenken an den Korinther Timoleon, der sie von inneren und äußeren Feinden durch große Thaten und Kämpfe erlöst und den Bedrängten die Freiheit zurückgegeben hatte: auf ewige Zeiten — also verkündete laut der Herold bei der Bestattung — sollten die drei feierlichen Wettkämpfe, der musische, gymnische und hippische, für den Helden begangen werden.

Das also ist und bleibt der natürliche, der directe Ausdruck für Festfeier und Festfreude im Alterthum, und so war es von vordenklichen Zeiten: sind es nicht Wettspiele im Lauf und Ringkampf, in Sprung, Faustkampf und Diskoswurf, welche die rüstigen Jünglinge am Hofe des glückseligen Alkinoos anstellen bei Odysseus' festlichem Empfange? Und als die zehntausend Hellenen, die mit dem jüngeren Kyros nach Asien hineingezogen, nach gefährlichem Rückmarsch bei Trapezunt wieder das Meer erblickten, ihr heimisches, ihr verbindendes Element, da macht sich ihre übermächtige Freude Luft in Wettlauf und Wettreiten.

Ja, sogar in der Sphäre des thierischen Lebens ward dies als natürliche Aeußerung vorausgesetzt: wo die Propontis sich bald zum Hellesponte verengt, da lag, weithin sichtbar, am einsamen Strande Kleinasiens, das Grabmal des schönen, jugendlichen troischen Helden Memnon; alljährlich, so meldete die Sage, an einem bestimmten Tage eilten hierher die Vögel seiner ägyptischen Heimath, die man Memnoniden nannte, und im Wettkampf feierten sie dort das Andenken des Heroen.

Festlicher Aufzug und Wettkampf, sie gehören für die griechische Festfeier eng zusammen: diesen leitet der Aufzug ein oder schließt ihn ab, denn es scheint nicht geziemend, daß eine solche Schaustellung ohne Sang und Klang anhebe oder ende.

Keine Beschreibung kann uns von einem antiken Festaufzuge ein anschaulicheres, ein herrlicheres Bild gewähren, als der Schmuck des Parthenon auf der Akropolis zu Athen, der Fries, der hoch oben um alle Seiten des Tempelhauses der Athene gleich einem gewirkten Saume sich hinzog. Dieser nämlich giebt ein um so vollkommeneres Bild, je weniger er mit historischer Treue einen bestimmten Zug veranschaulicht, während andererseits doch wieder so viele individuelle Wendungen hineinverwoben sind, daß er den gesammten Eindruck eines Festaufzuges gerade in Athen wiedergiebt; aus der gewöhnlichen, menschlichen Sphäre wird er nach allgemeiner antiker Weise schon dadurch herausgehoben, daß auch die Götter selber als wirklich anwesend dargestellt sind, deren Gegenwart die irdischen frommen Festgenossen sonst nur empfinden mußten. Hier ist auf sie der ganze Zug gerichtet, dessen wesentliche Theile diese sind: Festordner, zugleich angesehene Männer des Staates, schreiten in glänzenden Gewändern dem Zuge voran, — die gewöhnliche Festfarbe auch des Alterthums war die weiße —, ihnen zunächst sind Reihen von Jungfrauen, welche die leichteren Geräthe, die das folgende Opfer verlangt, fromm und still herbeitragen; in lebhafter Bewegung kommen die Opferthiere, Widder und Stiere, muthig, gleichsam freudig eilen sie vorwärts, von edlen schlanken Jünglingsgestalten geleitet und zurückgehalten. Dann nahen Züge von Männern und Jünglingen, mit Gefäßen, Krügen und Schalen die Ersten, darauf Andere mit Flöten und Leyern, nach deren Tönen die Uebrigen schreiten. Diesen folgen die glänzenden Schaaren solcher, die nur Schmuck und Zier des Zuges bilden, die festlichen Auffahrten bewaffneter Männer auf Kriegswagen, die ein Biergespann zieht, und endlich die langen, fast unübersehbaren Züge leichter Reiter in zwangloser würdigster Haltung, welche den herrlichen Zug gleichsam schützend, schließen und zusammenhalten. Langsam kommt er heran; windet sich, einem schimmernden Bande vergleichbar, durch die Straßen hoch empor zu der Burg, wo der marmorne Tempel der Göttin, zu dem er emporzieht, herüberwinkt über die säulengetragenen Thore.

Das war die Einleitung eines griechischen Festes; und was hier in Athen geschah, das wiederholte sich mit mehr oder weniger Pracht und Beschränkung an allen den zahllosen Orten der alten Welt, den zahllosen Festen, bei welchen Aufzug und Opfer den feierlichen Kampfspiele vorangingen.

Der Typus dieser, der Spiele, hat in dem elischen Olympia seine reinste und reichste Ausbildung erhalten: hier war jedem Alter und jeder Art leiblicher Tüchtigkeit eine Stelle des Wettkampfs bereitet: Knaben stritten und Männer, Reiter und Wagen; aber feste Regeln zwängten hier, wie im übrigen Hellas, den ungestümen Muth ein und verhinderten die Ausartung in das Wüste und Rohe; eine festliche Musik leitete und weihete die meisten der Kampfarten ein.

Der einfachste Gegenstand, aber auch der älteste und gleichsam heiligste Gegenstand des Wettsefers bei den Hellenen war der Lauf: eine Strecke von 600 Fuß mußte von den fast unbekleideten Kämpfern zurückgelegt werden. Nach dem Sieger in diesem ehrwürdigen Spiele datirte man die Olympiaden; Abarten dieser Gattung waren der Doppellauf, in welchem die doppelte Strecke, der Dolichos, in welchem die vierundzwanzigfache, der Waffenlauf, in welchem wieder die einfache Strecke, aber in voller Rüstung zu durchlaufen war. An anderen Orten und bei anderen Anlässen lief man mit Rebschossen, mit Fackeln, die nicht verlöschen durften, und am Feste der Hera zu Olympia liefen Jungfrauen um die Wette.

Das zweite Kampfspiel war der Ringkampf, bei welchem es darauf ankam, den Gegner zu Boden zu werfen; Schönheit des Leibes und Gewandtheit, aber auch Schlaueit und List kamen hier zur Geltung.

Stärkeren Körper erforderte der Faustkampf; geflochtene Riemen von gehärtetem Leder umschnürten und bewehrten dabei die Hand, und oft kam es zu blutigen Wunden; doch für den edleren Sieg galt auch hier der unblutige, und wer nur durch geschicktes Auslegen den Gegner ermüdete, bis er nachgab, der hatte am schönsten gesiegt.

Aber der schwerste der Leibeskämpfe war der Fünfkampf: Ringen und Lauf, Speerwurf und Sprung und das Schleudern einer schweren Bronzescheibe, des Diskos, waren seine Bestandtheile, nur wer in allen sich ausgezeichnet und schließlich noch im Ringen den Gegner geworfen, ward Sieger.

Handelte es sich bei dieser Art von Wettspielen um persönliche Tüchtigkeit, so kam der Besitz irdischer Güter mehr in Frage bei dem Rennen von Wagen und Pferden, daher galten diese allmählich für vornehmer und ritterlicher, und das mythische Prototyp olympischer Wettkämpfe, derjenige zwischen dem alten Landeskönig Demomauß und dem Asiaten Pelops, war ja ein Wagenrennen gewesen. Reiter — in früherer Zeit ohne Sattel und Steigbügel — Zweigespanne und Viergespanne wetteiferten mit einander auf der Olympischen Ebene. An anderen Orten gab es sogar ein Rennen mit Fackeln zu Pferde, wie denn die Olympischen Spiele überhaupt nicht die zahlreichen Schattirungen erschöpfen, welche die Wettkämpfe annehmen konnten: Regatten stellte man zu Actium, zu Trözen an und im athenischen Hafen Munychia, vor Allem aber vielfach musische Wettkämpfe von Sängern, Leierspielern und Flötenbläsern, als deren eigentliche Heimath Delphi gelten darf, wo sie zu Ehren Apollons stattfanden.

Und mehr oder weniger ausführlich wiederholten sich diese Spiele, wie die Aufzüge, aller Orten in der antiken Welt, wo nur ein Fest begangen

wurde. Immer mehr gewinnen sie bei der Abnahme des politischen Lebens in Griechenland an Ausdehnung und Bedeutung: Olympien, Isthmien, Pythien und Nemeen, d. h. Feste nach dem Muster und der Anordnung dieser vier großen nationalen, feiert man später über die ganze antike Welt, bisweilen an Plätzen geringster Bedeutung.

Wohl haben auch festliche Gelage die Feiernden vereint, und in frohem, zur Theilnahme geneigten Gefühl sind an solchen Tagen selbst die Sklaven hie und da zur Tafel gezogen worden, ja die Herren haben diese wohl gar selber bedient; aber selten war das Mahl der Mittelpunkt der ganzen Feier, niemals bei größeren Festen. Nur in dem immer bäuerlich gebliebenen Arcadien konnte sich ein Wettkampf im Vielesßen ausbilden, während der Wettstreit im Trinken am Dionysosfeste zu Athen als Dienst des Gottes gelten durfte.

So wurden von den Hellenen die religiösen Feste, so aber auch die historischen Gedenktage begangen. Das Gedenken — im tiefsten Sinne — ist ja überhaupt einer ihrer lebenswürdigsten und gemüthvollsten Züge gewesen: jedes glückliche, bedeutsame Ereigniß, das dem Einzelnen, der Stadt, der Gesamtheit begegnet, findet in Weihgeschenken an die Götter einen dauernden Ausdruck und wird durch ein Denkmal der vorübergehenden Bedeutung und der zufälligen zeitlichen Sphäre entrückt. Auch dem tiefen Ernste hat man sich dabei nicht entzogen, wie der steinerne Löwe beweist, der „Todten und Lebenden schwer“ auf dem Schlachtfeld von Chaeronea noch heute der Stelle gedenkt, wo Griechenland vor Philipp von Macedonien unterlag.

So konnte es denn nicht fehlen, daß bei dem an bedeutenden Ereignissen so reichen staatlichen Leben der Hellenen sich nach und nach eine Reihe von Gedenktagen herausbildete, gewissermaßen eine zweite, obere, historische Schicht über den religiösen Feiertagen. Welche aber erschienen den Griechen vor anderen würdig, als Gedenktage begangen zu werden? Diese Frage beantwortet Plutarch: nicht die Tage, so sagt er, feiert man, an denen Aeschylos oder Sophokles im musischen Kampf gesiegt, sondern die Tage von Marathon, Salamis, Plataeae u. s. w., also Siegestage, deren Ruhm und Verdienst gleichsam jeden im Volke persönlich anging, und welche nebenbei schließlich wie ein gedrängter und zugleich idealer Auszug aus der ganzen Geschichte erscheinen mußten.

Wann die Hellenen angefangen haben, solche historischen Gedenktage zu feiern, ist nicht so gewiß, wie ein Anderes, daß sie nämlich auch für diese ein Vorbild im Mythos fanden: so begingen die Athener den Sieg der Athene über Poseidon im Kampf um ihre Stadt durch das Fest der Niketerien, und auch die allerersten Olympischen Spiele waren eine Siegesfeier, da Zeus dieselben nach dem Siege über seinen Vater Kronos angestellt haben sollte.

Wie aber die bildende Kunst der Griechen nur ganz allmählich von der Gestaltung religiöser Gegenstände und Motive zu den rein menschlichen übergegangen ist, und auch für diese noch lange Zeit hindurch eine Anlehnung an Mythisches und Religiöses gesucht hat, so wurden auch die historischen Gedenktage mit Vorliebe im Mythischen gleichsam fundamentirt oder auch den religiösen Festtagen eingefügt. Galt doch jedes glückliche Ereigniß, jede

Errettung aus Feindeshand, jeder folgenreiche Sieg für ein Geschenk der Götter, denen so auch der Dank dafür gebührte; doch konnte die Beziehung auch noch etwas anders begründet werden. So war es nur Erfüllung gethaner Gelübde, kein eigentliches Siegesfest, wenn zum Andenken an die Schlacht von Marathon die Athener der Artemis Agrotera alljährlich 500 Ziegen opferten; und das Erinnerungsfest für die Schlacht bei Leuktra ward ein Wettkampf zu Ehren des Zeus Basileus, wie ein Orakel vorher geboten hatte.

Aber auch ohne solchen Zwang verband ein frommer Sinn gern die wiederkehrende Siegesfeier mit einem bestehenden Feste der Götter: wohl ließen die Athener zum Andenken an die Schlacht von Salamis im Anschluß an einen besonderen Vorfall, welcher der Schlacht vorherging, alljährlich einen Hahnenkampf im Theater anstellen, aber die eigentliche Siegesfeier fand am Feste der Mondgöttin statt, weil sie ihr Licht den Hellenen damals hätte strahlen lassen. Und weder das Befreiungsfest für den Tag von Plataeae noch die Feier für den Sieg von Leuktra scheinen an den Jahrestagen der Schlachten stattgefunden zu haben, sondern an nahe liegenden Festen der Götter.

Auf der anderen Seite war aber auch wiederum in einem bestimmten Brauche des griechischen Lebens die Handhabe geboten, um an historische Ereignisse eigene, ganz besondere Feste anzuknüpfen: man brauchte sich nur zu entschließen, die Feier, welche man ohnehin nach jedem Siege, jeder Errettung und Befreiung anzustellen pflegte, zu einer wiederkehrenden zu machen, — und der Gedenktag war geschaffen. Daß dies häufig geschehen, dürfen wir aus den nicht vielen, aber ganz zufällig überlieferten Fällen dieser Art mit Recht schließen: in Argos gedachte man noch im zweiten christlichen Jahrhundert einer Frau, der Telephilla, an dem Tage, an welchem sie fast siebenhundert Jahre früher an der Spitze der Argiverinnen die Stadt gegen den Spartanischen König Kleomenes vertheidigt hatte. Fast ebenso viele Jahre nach dem Leonidas und nach dem Pausanias, der bei Plataeae gesiegt, feierten die Spartaner noch das Andenken dieser Helden durch einen Wettkampf und durch Reden; letztere gewiß kein ursprüngliches Element, zumal in Sparta. Die Athener feierten das Gedächtniß des Harmodios, des Tyrannenmörders, durch ein Todtenopfer; und außer den schon charakterisirten Siegesfesten begingen sie den Tag, an welchem Drahybulos sie aus den Händen der dreißig Tyrannen befreit hatte, den Tag, an welchem Chabrias bei Naxos gesiegt, Timotheos die Lakedaemonier zum Frieden gezwungen, die Schlacht bei Mantinea geschlagen wurde; und Jahrhunderte hindurch sind einem „Condottiere“ des makedonischen Antigonos Gonatas, Diogenes göttliche Ehren erwiesen und ein Stieropfer dargebracht worden, wohl an dem Tage, an welchem er im Jahre 229 v. Chr. die piracischen Festungen geräumt und dadurch den Athenern die Freiheit wiedergegeben hatte.

Die Syracusaner — anscheinend besonders zur Einrichtung von Gedenktagen geneigt — beschloßen schon um die Mitte des fünften Jahrhunderts von einem Tyrannen erlöst, den Tag jährlich durch große Opfer und Wettkämpfe zu begehen; sie feierten den Tag, an welchem sie den athenischen Feld-

herrn Nikias mit seinem Heere fingen, und dann, wohl gemeinsam mit andern griechischen Städten Siciliens, das Andenken des Timoleon, dessen oben gedacht ward.

Die Sicyonier im Peloponnes begingen neben dem Geburtstag des Arat auch den Tag, an welchem er sie von der Tyranis befreit hatte.

Die Klazomenier in Kleinasien hatten ein eigenthümliches Fest „des Zuborkommens“ zum Gedächtniß daran, daß sie einst ihren Nachbarn in der Besetzung einer Stadt durch List zuborgekommen. Die Bewohner von Ryzikos feierten noch zu Hadrians Zeit den Tag, da mehr als zwei Jahrhunderte vorher, Lucullus sie von einer Blokiring entsezt hatte. Ein Festtag, der zugleich ein Fasttag war, erinnerte die Tarentiner dauernd an eine Belagerung, die sie überstanden, da eine befreundete Stadt, um ihnen zu helfen, jeden zehnten Tag sich der Nahrung enthalten hatte.

Unberechenbar und zahlreich wie die Veranlassungen, sind sicher auch die historischen Gedenktage der Hellenen gewesen, aber ebenso sicher waren sie immer von durchaus historischer Bedeutung. Wohl begingen kleine Kreise von Anhängern in später Zeit, da man die Vergangenheit gleichsam antiquarisch wieder beleben wollte, die Geburtstage des Platon, des Sokrates, des Epicur, der selber testamentarisch zu solcher Feier ein Capital bestimmt hatte: ein Festmahl vereinigte die Gleichgesinnten zu angeregten und bezüglichlichen Gesprächen; und in diesen Kreisen ist wohl auch die Festrede, zu der übrigens sehr frühe Ansätze nicht fehlen, als ein eigenthümliches Element der Feier herausgebildet worden. Aber allgemeine Gedenktage sind solche niemals gewesen, wie etwa in unsern Zeiten die Geburtstage Schillers und Humboldts, zu deutlichem Beweise, daß bis dahin uns nichts Anderes gemeinsam geblieben war als Sprache und Wissenschaft. Denn auch ein Zeichen dessen, was man gemeinschaftlich besitzt, sind die Gedenktage: wenn nichts Anderes, so würde bis vor Kurzem schon der gänzliche Mangel an derartigen historischen nationalen Tagen bei uns gezeigt haben, was uns eigentlich fehlte. Freilich ist es auf der andern Seite eine Umkehrung des wahren Verhältnisses, durch gemeinsame Festtage ein nationales Leben erzwingen zu wollen; das war ein starker Irrthum Wohlmeinender auch bei uns zu Lande, welche für Ursache hielten, was nur Folge sein kann, und den Bau von oben beginnen wollten statt von unten.

Der nationale Gedenktag, d. h. der gewordene, hat, wie schon im Eingang hervorgehoben, zwei Seiten: er stärkt das Gefühl der Zusammengehörigkeit, wie er auch diese selber beweist. Wir mögen uns damit zufrieden geben, daß von diesem Standpunkt aus jede Feier gut ist, so fern sie nur den Zusammenhang aller Volksglieder in würdiger Weise immer auf's Neue betont; wenngleich man beklagen darf, daß uns eine charakteristische Form, ja vorläufig wohl noch die Fähigkeit schicklicher Massenkundgebungen für gewöhnlich abgeht. Aber wir haben ja auch eben erst das Glück gehabt, wieder nationale Gedenktage zu gewinnen: sorgen wir nur dafür durch Sinn und Form, daß uns dieser werthvolle Factor nationalen Lebens nicht wieder verkümmert werde.